



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘

Diskursive migrationspolitische und mediale Verschränkungen zur Zeit der ‚Gastarbeiter*innen-Bewegung‘ am Beispiel des SPIEGEL-Magazins

verfasst von / submitted by

Katharina Pröstler, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna, 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Margarete Maria Grandner

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Inhalte sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und noch nicht veröffentlicht.

Wien, am 05.06.2018

DANKSAGUNG

Mein außerordentlicher Dank gilt Ao. Univ.-Prof. Dr. Margarete Maria Grandner für die geduldige Betreuung, konstruktive Kritik und freundlichen Worte.

Persönlich möchte ich mich bei meiner Familie, besonders bei meinen Eltern, für ihre fortwährende Unterstützung im Studium sowie auf meinem Lebensweg bedanken.

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG: FORSCHUNGSINTERESSE.....	1
1.1. Hintergrund der Forschung und Forschungsstand.....	2
1.2. Forschungsfrage und Vorgehensweise	6
2. THEORETISCHER RAHMEN UND METHODISCHE ZUGÄNGE.....	8
2.1. Medien und Migrationspolitik	9
2.2. Medien, Kollektivsymbole und Stereotype	10
2.3. Stereotype, Kategorien und Intersektionalität	11
2.3.1. Fremdheit	14
2.3.1.1. Ethnizität	14
2.3.1.2. ‚Race‘	17
2.3.2. ‚Männlichkeit‘	19
2.3.3. Intersektionalität	21
2.4. Methodologische und methodische Zugänge	22
2.4.1 Kritische Diskursanalyse.....	24
2.4.1.1. Strukturanalyse und Datenmaterial	24
2.4.1.2. Feinanalyse.....	28
3. DER SPIEGEL.....	33
3.1. Selbstdarstellung und Leser*innenschaft	34
3.2. Entstehung	38
3.2.1. Die SPIEGEL-Affäre	41
3.3. Das SPIEGEL-Format	44
3.3.1. Titelblatt und Titelgeschichte.....	44
3.3.1.1 Exkurs: Eartha Kitt – Das erste Farbportrait.....	46
3.3.2. Gestalterische Mittel	49
3.3.3. Die SPIEGEL-Story.....	51
3.3.4. Die Sprache des SPIEGEL.....	55
4. KONSTRUKTIONEN ‚FREMDE MÄNNLICHKEIT‘ IN MIGRATIONS- POLITIK UND MEDIEN.....	58
4.1. Vorgeschichte: Arbeitsmigration aus Italien	59
4.2. Die ‚Gastarbeiter*innen‘ der 1960er Jahre.....	61
4.2.1. Die fremden Körper der Arbeiter.....	64
4.2.2. Vom wirtschaftlichen Nutzen zum Anwerbestopp	66

5. ARTIKELANALYSE ‚PER MONETA‘: ‚GASTARBEITER*INNEN‘ IM SPIEGEL	71
5.1. Selbst- und Fremdbilder	74
5.1.1. Deutschland und die ‚(Nicht-)Deutschen‘	74
5.1.2. Nationalität.....	77
5.2. ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als Ware	82
5.2.1. Jung und gesund.....	82
5.2.2. ‚Männlich‘	85
5.3. ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als temporäre Gäste.....	87
5.4. ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als Problem	92
5.4.1. Arbeits- und Lebensweise.....	92
5.4.2. Mentalität: Sparen und Transferzahlungen.....	98
5.4.3. Sexualität.....	101
5.4.4. Kriminalität	104
5.4.5. ‚Gettoisierung‘ und soziale Exklusion.....	105
5.4.6. Gesellschaftliche ‚Integration‘	109
5.4.7. Politische Gesinnung	111
6. VERKNÜPFUNGEN MIGRATIONSPOLITISCHER UND MEDIALER KONSTRUKTIONEN ‚FREMDE MÄNNLICHKEIT‘ AM BEISPIEL DES SPIEGEL- MAGAZINS	114
6.1. Argumentationstopoi	115
6.1.1. Topos vom ‚wirtschaftlichen Nutzen‘	115
6.1.2. Belastungs-Topos.....	117
6.1.3. Missbrauch-Topos.....	118
6.1.4. Gefahren-Topos	119
6.1.4.1. Kriminalität	119
6.1.4.2. Sexualität.....	120
6.1.4.3. soziale Spannungen und ‚Gettoisierung‘	120
6.1.4.4. Gesundheit und Hygiene	121
6.1.4.5. politische Gesinnung	122
6.1.4.6. Umkehrung des ‚Gefahren‘-Topos.....	123
6.2. Metaphern.....	123
6.2.1. Wasser.....	124
6.2.2. Militär, Krieg, Kampf	125
6.2.3. Waren.....	126

6.2.4. Religion & ‚Bessere Welt‘	126
6.2.5. Körper	127
6.2.6. Gebäude	128
6.3. Kollektivsymbole.....	128
6.3.1. Nationalität, ‚Ethnizität‘ und ‚Race‘	129
6.3.1.1. ‚Nationale‘ Rückständigkeit.....	130
6.3.1.2. ‚Ethnisierte‘ Arbeitsteilung	131
6.3.1.3. ‚kulturelle‘ Unterschiede.....	132
6.3.2. Gender und ‚Männlichkeit‘	132
6.3.2.1. ‚Gastarbeiter‘ als junge, gesunde Männer.....	133
6.4. Fazit	135
7. LITERATURVERZEICHNIS	137
7.1. Onlinequellen.....	143
7.2. SPIEGEL-Artikel.....	144
8. ABSTRACT	146

1. EINLEITUNG: FORSCHUNGSINTERESSE

„Migration“¹ stellt in ‚westeuropäischen‘ Ländern ein vielschichtiges und kontinuierlich behandeltes Thema dar, welches immer wieder im politischen sowie medialen Diskurs aufgegriffen, transformiert und diskutiert wird (vgl. Birsl et al. 2003: 11). Besonders skandalisiert wurde diese Thematik im Zuge der „Flüchtlingskrise“ (DER SPIEGEL 53/2015: 10) in den Sommermonaten 2015, wobei die häufigsten medialen und politischen Darstellungen von ‚Migrierenden‘ mit Gefahr oder der Bedrohung der „nationalstaatlichen Souveränität“ (Birsl et al. 2003: 12) negativ konnotiert wurden. Bei Betrachtung der Medienberichterstattungen zur ‚Flüchtlingskrise‘ wird die diskursive Verknüpfung unterschiedlicher Themen wie Asyl und Arbeitsmigration sichtbar, welche durch Metaphern und Argumentationsmuster eine „ablehnende politische Haltung und Ressentiments in Teilen der Bevölkerung bekräftigte, wenn nicht gar verursachte“ (Horz 2017: 3).

Die hohe Präsenz des Themas erweckte zudem den Eindruck, eine derartige „Massenmigration“ (Schmelz 2002: 14) sei ein ‚neues‘ Phänomen, welches akuter handlungspolitischer Reaktionen beziehungsweise Maßnahmen bedürfe. Tatsächlich umfasst ‚Migration‘ jedoch Praxen, Strukturen und Ereignisse, welche historisch keine neuen Erscheinungen darstellen, sondern Ausdruck von Veränderungen, Wandel und Dynamik der Mobilität von Personen(gruppen) sind (vgl. Mecheril et al. 2013: 8). Obwohl ‚Migrationsbewegungen‘ wie die ‚Flüchtlingskrise‘ medial sowie politisch häufig als besonders und außergewöhnlich inszeniert werden, stellen diese eine „durchgängige historische Tatsache“ (ebd.: 8) und universelle menschliche Praxis dar.

Trotz dieser Kontinuität ist ‚Mobilität‘ kein starrer, immer gleich auftretender Prozess, sondern unterscheidet sich quantitativ sowie qualitativ hinsichtlich ihrer Formen, Eigenschaften, Aufkommen und Verbreitung sowie den gesellschaftlich-diskursiven Thematisierungen (vgl. ebd.: 9). Während beispielsweise im analysierten Zeitraum der 1960er Jahre ‚männliche Gastarbeiter‘ als Hauptakteure der ‚Migration‘ galten, kam es in den letzten Jahren zu einem Wandel und zur ‚Feminisierung‘ ebendieser: „durch den Anstieg des Bedarfs nach persönlichen Dienstleistungen [werden] etwa in den Bereichen Haushalt und Pflege in relativ wohlhabenderen Kontexten transnationale und transkontinentale Migrationsbewegungen insbesondere von Frauen forciert“ (vgl. ebd.: 9). Ein gemeinsamer Aspekt der ‚Wanderungen‘

¹ In dieser Arbeit werden Begriffe, welche soziale, politische beziehungsweise diskursive Konstrukte und/oder eine ambivalente Bedeutung innehaben, unter einfache Anführungszeichen gesetzt, um einen kritischen sowie reflektierten Umgang mit diesen zu kennzeichnen.

sind jedoch ihre dynamische Prozesshaftigkeit und die Einbettung in gesellschaftliche und politische Machtverhältnisse.

Der Versuch, den Begriff ‚Migration‘ zu definieren, erweist sich demnach als schwierig, da er sich zwischen offenen, abstrakten Bezeichnungen wie ‚Wanderung‘ oder ‚Mobilität‘, welche Diskriminierungs- und Machtverhältnisse potentiell exkludieren, und sehr spezifischen Facetten wie beispielsweise ‚Arbeitsmigration‘ bewegt (vgl. Mecheril et al. 2013: 7). Der Begriff der ‚Gastarbeiter*innen‘-Bewegung stellt sich in diesem Zusammenhang als interessant heraus, da er ein allgemeines Synonym von ‚Migration‘ mit dem expliziten Aspekt der ‚Gastarbeit‘ verbindet und gleichzeitig die Zuordnung zu bestimmten historischen sowie (migrations-) politischen Kontexten der 1960er Jahre ermöglicht. Bezeichnungen wie ‚Flüchtlingskrise‘ beschreiben spezielle Formen von ‚Migration‘, implizieren jedoch ebenfalls verschiedenste Macht- und Differenzierungsprozesse, welche Ungleichheit generieren.

Bezeichnend für die ‚Bewegungen‘, welche im Sommer 2015 ihren medialen Höhepunkt erreichten, sind zudem deren hohe gesellschaftliche Relevanz sowie (migrations-)politische Aufmerksamkeit, welche sie nicht nur zum Gegenstand diskursiver Diskussionen, sondern auch zum häufigen Thema zahlreicher Bachelor- und Masterarbeiten machten. Die akademischen Arbeiten befassten sich besonders kritisch mit journalistischen Konstruktionen der ‚Fremden‘, wie es auch hier der Fall ist.

Im Gegensatz zu medialen beziehungsweise politischen Diskursen oder Hochschularbeiten, welche die ‚Flüchtlingskrise‘ oft als ‚neuartiges Massenphänomen‘ sehen, wird diese in der folgenden Arbeit als eine von vielen, kontinuierlichen ‚Migrationsbewegungen‘ gesehen, deren Anfänge in der ‚Gastarbeiter*innen‘-Bewegung der 1960er Jahre liegen (vgl. Mecheril et al. 2013: 12).

1.1 Hintergrund der Forschung und Forschungsstand

Die ‚Zuwanderung‘ der ‚Gastarbeiter*innen‘ nach Deutschland stellt nicht nur ein diskursives Ereignis dessen Migrationsgeschichte, sondern auch den Ursprung der Migrationsforschung im germanischen Sprachraum dar. Diese entwickelte sich im Laufe der Zeit über die Integrationsforschung hin zu einer „(ethnischen) Minderheitsforschung“ (Lutz 2010: 575) mit transdisziplinärem Charakter. Der Fokus des Ansatzes liegt auf dem gesellschaftlichen Umgang mit ‚Migrierenden‘ beziehungsweise ‚Migrierten‘ und der ‚Ethnisierung‘ sozialer Ungleichheiten, die aus Macht- und Differenzierungsprozessen entstehen (vgl. ebd.: 575). Dabei werden Unterscheidungen zwischen den ‚Eingewanderten‘ und ‚Einheimischen‘ sozial, medial und politisch konstruiert, indem spezifische (kollektive) Zuschreibungen an

Personen(gruppen) vorgenommen werden (vgl. Birsl et al. 2003: 13). Derartige Attribuierungs- sowie Hierarchisierungsprozesse sollen in der Arbeit durch die Untersuchung von „Konstruktion fremder Männlichkeit“ (Scheibelhofer 2012) kritisch aufgearbeitet werden.

Die spezifische Betrachtung der ‚Männlichkeit‘ ergibt sich aus der Tatsache, dass diese lange Zeit den Mittelpunkt der (migrations-)politischen und medialen Praxen sowie Diskurse bildete. Auch bei der ‚Gastarbeiter*innen‘-Anwerbung stellten ‚Männer‘ das Hauptaugenmerk der Forschung sowie Subjekte von „vergeschlechtlichten und sexualisierten Fremdenkonstruktionen“ (Scheibelhofer 2012: 149) dar. Erst im Laufe der 1970er Jahre beschäftigte sich die Migrations- und Genderforschung mit der „Sichtbarmachung von Frauen in der Migration“ (Lutz 2010: 576). Seitdem wurden vermehrt spezifische Macht- und Herrschaftsverhältnisse zwischen ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ sowie Beziehungen zwischen und innerhalb dieser konstruierten Gruppen untersucht.

Von der Ausdifferenzierung einer eigenständigen Migrationsforschung kann seit den 1990er Jahren gesprochen werden, als sich der wissenschaftliche Diskurs in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen entwickelte und dort spezifische Teilbereiche hervorbrachte (vgl. Mecheril et al. 2013: 12). Aufgrund der relativ kurzen Geschichte und der Heterogenität der Ansätze wird der Forschungsbereich einerseits (noch) nicht als bereits etabliert beziehungsweise klar abgrenzbar gesehen; andererseits zeichnet er sich durch eben diese Interdisziplinarität als besonderes Gebiet aus (ebd.: 12).

In den letzten zwanzig Jahren erlebte die Migrationsforschung einen starken Aufschwung, welcher im deutschsprachigen Diskursraum als „*reflexive Wende* [H.i.O.]“ (Nieswand/Drotbohm 2014: 2) bezeichnet wird. Im Zuge dieser kam es zu einem Anstieg an Forschungsprojekten, Publikationen und akademischen Abschlussarbeiten, sowie der Pluralisierung von Themen, Theorien, Konzepten und methodologischen Ansätzen. Ziel dieser wissenschaftlichen Bemühungen ist es, soziale Gruppen und Felder in Beziehung zu jenen Wissens- und Bedeutungszusammenhängen zu setzen, durch die und in welchen Migration in Erscheinung tritt. Dabei stehen nicht Aspekte wie ‚Kultur‘ oder ‚Ethnie‘ von Personen(gruppen) im Fokus, sondern die Konstruktion von Realität, welche im Wechselverhältnis von sozialer Praxis und ‚kulturellen‘ Wissensbeständen entsteht. Besonders relevant sind dabei implizite, meist unbewusste symbolische Ordnungen und Hierarchisierungen, welche in unterschiedlichen menschlichen Praktiken in spezifischen zeitlichen, räumlichen, politischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Kontexten zum Ausdruck kommen (vgl. ebd.: 2).

Innerhalb dieser Rahmenbedingungen wird ‚Migration‘ meist als isoliertes Phänomen konstruiert, welches durch Kontrolle, Regulierung und Dokumentation beeinflusst werden kann. Grenzüberschreitende Bewegungen gelten somit als konstitutiver Teil (national-) staatlicher Ordnung, wobei die Unterscheidung zwischen ‚Staatsbürger*innen‘ und ‚Nicht-Staatsbürger*innen‘ als Kernelement und Indikator nationaler Zugehörigkeit beziehungsweise Identität fungiert (vgl. ebd.: 3). Diese Differenzierungen gehen mit gewissen rechtlichen und sozialen Privilegien einher, welche den ‚Staatsangehörigen‘ im Gegensatz zu den ‚Ausländer*innen‘ zukommen. ‚Migrierende‘ sind zudem Ziel besonderer Formen sozialer Kontrolle und Exklusion wie beispielsweise Grenzüberwachungen. Staatliche Grenzkontrollpraxen unterscheiden dabei nicht nur bei der ‚Einreise‘ in die ‚Zielländer‘ zwischen verschiedenen ‚fremden‘ Personen(gruppen), sondern wirken sich auch auf deren ‚Herkunftsländer‘ aus: „So entwickelte sich in vielen Regionen des sog. Globalen Südens die Unterscheidung in Migranten und Nicht-Migranten bzw. Migrationsaspiranten zu einem wirkmächtigen Stratifikationsmerkmal“ (ebd.: 4).

Eine alternative Perspektive auf ‚Migration‘ bietet sich, wenn diese als ‚Privileg‘ gesehen wird, welches politische, ökonomische und soziale Teilhabe an verschiedenen ‚transnationalen‘ Bereichen wie Arbeit, Bildung oder Familie ermöglicht.

Diese Ansichten auf ‚Wanderungsbewegungen‘ schlagen jedoch ins Gegenteil um, wenn diese nicht aus ‚privilegierten‘, sondern politischen, religiösen und/oder diskriminierenden Gründen geschehen. Auch ‚Abschiebungen‘ oder ‚Rückführungen‘ in die ‚Heimatländer‘ der ‚Ausgewanderten‘ zeigen die Negativseiten staatlicher Migrationsdispositive auf (vgl. ebd.: 4). Derartige Dispositive sind historisch eng mit Vorstellungen und Ideologien „moderner Staatlichkeit“ (ebd.: 5) und dem darin implizierten Interesse, Macht und Wissen über die jeweiligen ‚Bürger*innen‘ zu gewinnen, verbunden. Dadurch fließen nationale Identitätsdiskurse sowie ‚ethnische‘, linguistische und ‚kulturelle‘ Zugehörigkeitssemantiken in ‚Migrationsdiskurse‘ ein. Inklusions- beziehungsweise Exklusionsprozesse bestimmter Personen(gruppen) übernehmen eine zentrale Funktion für die Etablierung nationaler Selbstbilder von „Mehrheitsbevölkerungen“ beziehungsweise deren Fremdbilder von ‚Anderen‘ (ebd.: 5). Die Migrationsforschung muss daher unter Einbeziehung des „methodologischen Nationalismus“ die Gleichsetzung von Gesellschaft und Nationalstaat untersuchen, welche in (Re-)Produktionen der Eigen- und Fremdbilder einfließt: „Das Paradigma kultureller Differenz referiert auf die Vorstellung, dass Migrantinnen, bezogen auf die ethnisch-kulturellen Standards des Eigenen, als grundsätzlich verschieden zu betrachten seien“ (ebd.: 5). Die Unterscheidung zwischen ‚Mehrheitsgesellschaft‘ und ‚Migrant*innen‘

führt zudem zu einer Überschätzung der vermeintlichen Homogenität beider Gruppen und zur Vernachlässigung beziehungsweise Negierung eventueller Gemeinsamkeiten.

Die beschriebenen Kritiken sind Teil einer allgemein wachsenden Skepsis gegenüber dominanten ‚nationalen‘ Identitäten und deren Gesellschaftsbildern, die in der reflexiven Wende der Migrationsforschung ihren Ausdruck findet.

Da die heutige Migrationsforschung verschiedenste Bereiche und Ansätze wie Wirtschaftswissenschaften, Politikwissenschaften, Soziologie, Psychologie, Cultural Studies und Internationale Entwicklung integriert, zeichnet sie sich als transdisziplinäres Feld aus, innerhalb dessen multiple, teils widersprüchliche Ansichten herrschen. Aus diesem Grund stellt ein hohes Maß an Selbstreflexivität eine notwendige Grundlage dar, um über ‚Migration‘ forschen, denken und sprechen zu können. Einem derart kritischen beziehungsweise hinterfragenden Umgang mit dem Thema ‚Migration‘ soll auch in dieser Arbeit bestmöglich nachgekommen werden.

Neben der Migrationsforschung spielt auch die Medienforschung eine zentrale Rolle bei der Untersuchung migrationspolitischer und medialer Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘. Die Bedeutung der Medien für den Migrationsdiskurs wurde in den 1980er Jahren durch Stuart Hall thematisiert, welcher sich mit der Konstruktion von ‚Rasse‘ in diesen beschäftigte. Eine besondere Rolle kommt dabei Ideologien zu, welche durch die Medien produziert und transformiert werden (vgl. Hall 1989: 915).

Auch aus sprachwissenschaftlicher Perspektive wurden vor allem seit den 1990er Jahren zahlreiche Studien zu Rassismus und Medien veröffentlicht. Diese beschäftigten sich unter anderem mit Verknüpfungen von Sprache, Macht und Identitätskonstruktionen, Diskursanalysen über Rassismus in Medien oder Verstrickungen von massenmedialer Berichterstattung und rassistischen Tendenzen in der ‚deutschen‘ Gesellschaft (vgl. Wodak 2010; Jäger/Jäger 2007). Für die Analyse von Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ sind zudem Forschungen zu Argumentationsmustern und Metaphern im (migrations-)politischen und medialen Diskurs relevant, welche an einem späteren Punkt der Arbeit näher ausgeführt werden.

Ebenso wie die genannten Ansätze geht auch der aktuelle Forschungsstand von einem Wechselverhältnis zwischen Medien und (Migrations-)Politik aus, weshalb angenommen werden kann, dass diskursive Verschränkungen zwischen den beiden Diskursen bestehen: „Folglich sind Politik und Medien als autonom agierende Systeme zu verstehen, die aber trotzdem in bestimmten Bereichen aufeinander angewiesen sind und miteinander interagieren“ (Schmid-Petri 2012: 27).

An dieser Stelle kommt die Besonderheit des SPIEGEL und dessen Wahl als Analysemedium ins Spiel. Das Nachrichtenmagazin versteht sich laut Eigendefinition als Inkorporation des „investigativen Journalismus“ (Spiegel Media 2018), dessen Fokus auf politischen und gesellschaftlichen Ereignissen liegt. Auf der „Suche nach der Wahrheit“ (Spiegel Media 2017) legen seine Redaktionen größte Sorgfalt auf die Verifizierung von Fakten, was die Erwartungshaltung generiert, dem SPIEGEL kritisches Potenzial zumessen zu können. Die ‚fremden Männlichkeitskonstruktionen‘ des Magazins könnten somit tendenziell von (negativ konnotierten) migrationspolitischen Repräsentationen abweichen und stattdessen vielfältigere oder kritischere Perspektiven aufwerfen (vgl. Dorer/Marschik 2006: 25). Das Nachrichtenmagazin zeichnet sich zudem als meistzitiertes sowie auflagenstärkstes Wochenmagazin Europas aus, wodurch es sich als aussagekräftiges Analysemedium anbietet (vgl. Spiegel Media 2017).

1.2 Forschungsfrage und Vorgehensweise

Wie dem Titel entnommen werden kann, soll in der Arbeit untersucht werden, inwiefern in den 1960er Jahren (migrations-)politische Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ von ‚Gastarbeiter*innen‘ in deutschen Medien (re-)produziert wurden. Besonderer Fokus liegt dabei auf der Rolle von medial transponierten „Kollektivsymbolen“ (Jäger/Jäger 2007: 36), Metaphern und Argumentationsstrategien, welche zu diesen Prozessen beitragen. Die Frage nach den Verschränkungen ‚fremder‘ Männlichkeitskonstruktionen richtet sich demnach darauf, welche medialen Darstellungen in welchen migrationspolitischen Kontexten vorherrschen, in welcher Beziehung diese stehen und vor allem, *wie* diese hergestellt werden: „Je nachdem, ob und wie Medien Minderheitenthemen, Fragen der Integration von Migrantinnen und Migranten oder Stereotype und negative Darstellungen der ‚anderen‘ aufgreifen, können sie gesellschaftlichen Integrationsprozessen förderlich oder hinderlich sein“ (Marschik/Dorer 2001: 25).

Um die Forschungsfrage beantworten zu können, wird auf die Kritische Diskursanalyse zurückgegriffen, welche ein Instrument zur Untersuchung verschiedener Diskurse, wie beispielsweise Politik oder Medien, ist und dem Aufzeigen von Verschränkungen dient (vgl. Jäger/Jäger 2007: 25). Im gesellschaftlichen Gesamtdiskurs tauchen immer wieder verschiedenste Themen auf, die sich bei Überschneidung beziehungsweise Einheitlichkeit hinsichtlich ihrer Unterthemen und Diskursfragmente zu Diskurssträngen verbinden. Unterthemen sind Inhalte, Aussagen und eingenommene Diskurspositionen, welche in diesen Strängen enthalten sind und im Zusammenhang mit diesen analysiert und interpretiert werden

können (vgl. ebd.: 26). Diskursfragmente sind Texte oder Textteile, welche sich auf bestimmte (Unter-)Themen beziehen und sich zu Diskurssträngen verbinden. In dieser Arbeit wird der SPIEGEL-Artikel ‚Per Moneta‘ als Diskursfragment herangezogen und dessen Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ auf Überschneidungen (und gegebenenfalls Abweichungen) mit jenen des migrationspolitischen Diskurses zur Zeit der ‚Gastarbeiter*innen‘-Bewegung der 1960er Jahre untersucht.

Eine Diskursverschränkung liegt vor, wenn ein Text „klar verschiedene Themen anspricht, aber auch, wenn nur ein Hauptthema angesprochen ist, bei dem aber Bezüge zu anderen Themen vorgenommen werden“ (ebd.: 29). Dies ist beispielsweise der Fall, wenn ein Text zum Thema ‚Einwanderung‘ (hier: die ‚Gastarbeiter*innen-Bewegung‘) auf einen anderen Diskursstrang wie beispielsweise den ökonomischen oder migrationspolitischen verweist.

Die historischen sowie (migrations-)politischen Dimensionen werden über die Strukturanalyse des Diskurshistorischen Ansatzes einbezogen, welcher als kontextueller Rahmen für die Feinbeziehungsweise Artikelanalyse fungiert (vgl. Wodak/Köhler 2010: 36). Zudem wird der institutionelle Rahmen des SPIEGEL im Sinne einer „allgemeine[n] Charakterisierung der Zeitschrift oder Zeitung“ (Jäger 2012: 73) dargestellt.

2. THEORETISCHER RAHMEN UND METHODISCHE ZUGÄNGE

„Obwohl den Massenmedien in der Bundesrepublik im Hinblick auf die zu erwartenden Probleme im Zusammenhang mit der Migration von vielen Seiten die Aufgabe zugeschrieben wurde, die Migranten positiv in das Bewußtsein² der Deutschen zu bringen [...], so zeichneten sich Presseberichte schon immer auch durch eine vorurteilsbehaftete und diskriminierende Berichterstattung aus“

(Galanis 1989: 48)

Ausgehend von dem angeführten Zitat, laut welchem (deutschen) Massenmedien eine bestimmte Repräsentationsfunktion in Bezug auf ‚Migrant*innen‘ zukommt, wird in der folgenden Arbeit untersucht, mithilfe welcher Darstellungen und Argumentationsstrategien bzw. „Topoi“ (Jäger 2012: 13) diese medial konstruiert werden. Besonderer Fokus liegt dabei auf den verschiedenen Metaphern, die stereotype Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ unterstützen und den Bezug zu verschiedenen migrationspolitischen Diskursen herstellen. Medien stellen hierbei die „wichtigsten Diskursräume“ für politische Kommunikation“ (Huhnke 1997: 96) dar, indem sie bestimmte Themen aufgreifen, transformieren und wiederum für den öffentlichen Diskurs (re-)produzieren.

Um die „Verstrickungen, [...] die zwischen Politiken der Migrationssteuerung und der Problematisierung ‚fremder‘ Männlichkeit auszumachen sind“ (Scheibelhofer 2012: 62), analysieren zu können, wird zunächst mithilfe der **Medienforschung** näher auf die Wechselwirkungen zwischen Medien und (Migrations-)Politik eingegangen. In einem weiteren Schritt wird die Bedeutung von Stereotypen und Kollektivsymbolen in den jeweiligen Diskursen erläutert. Besonders interessant hierbei ist, inwiefern Medien nicht nur zur Verbreitung, sondern auch zum Abbau stereotyper Konstruktionen ‚fremder Männlichkeiten‘ beitragen können (vgl. Thiele 2015: 33; Huhnke 1997: 96).

Die Konstruktionen selbst stützen sich wiederum auf verschiedenste Kategorien, welche intersektionell zusammenwirken und den Kern der Konstruktionen ‚fremder Männlichkeiten‘ bilden. Die **Stereotypenforschung** betrachtet diese Kategorien und den Prozess der Konstruktionsbildung aus Perspektive der Intersektionalität, der Critical Race Theory, der Critical Whiteness Studies, postkolonialistischer Ansätze und der kritischen Gender- bzw. Männerforschung.

² Die Regeln der alten Rechtschreibung werden in Zitaten zugunsten des Leseflusses direkt übernommen und nicht mit [sic!] gekennzeichnet.

Kategorien verdichten sich demnach zu Stereotypen beziehungsweise Kollektivsymbolen, welche sich als „*controlling images* über diese ‚fremden Männer‘“ (Scheibelhofer 2011: 156) in migrationspolitische und mediale Diskurse einschreiben. Für diese Einschreibungsprozesse sind wiederum die verschiedenen historisch- und kontextspezifischen Metaphern und Argumentationstopoi von großer Relevanz, da sie die medial und politisch (re-)produzierten Stereotype verfestigen und legitimieren. Im Rahmen der *Qualitativen Diskursanalyse* wird nicht nur untersucht, welche Stereotypen von den Medien tradiert und benutzt werden, sondern auch, welche „Katachresen oder Bildbrüche“ (Jäger/Jäger 2007: 36) in welchem Kontext im Analysezeitraum auftreten. Dabei ist zu beachten, dass Diskurse eine spezifische Wirklichkeit darstellen, welche eine eigene Materialität besitzen und mit vergangenen sowie anderen (aktuellen) Diskursen zusammenwirken. Die Topoi dieser Diskurse sind gleichermaßen als Bilder wie als Aussagen zu verstehen, die mithilfe von Metaphern und Argumentationsmustern bestimmte Themen auf stereotype Weise aufgreifen und darstellen (vgl. Jäger 2012: 13). Mediale Topoi sind in diesem Sinne als „Denkfiguren des Herangehens an eine politische Fragestellung“ (ebd.: 13) zu verstehen, die mithilfe von Kollektivsymbolen und Metaphern konstruiert werden.

2.1. Medien und Migrationspolitik

Wie bereits beschrieben, ergeben sich die Wechselwirkungen zwischen medialen und migrationspolitischen Diskursen aus bidirektionalen Informationsflüssen. Politiker*innen benötigen einerseits Medien als Instrumente, um ihre jeweiligen Interessen und Strategien darzustellen; andererseits erfahren sie über diese die für ihre Arbeit relevanten gesellschaftlich diskutierten Themen (vgl. Schmid-Petri 2012: 42). Obwohl das politische System über ein breites Spektrum an eigenen Mitteln verfügt, spielen Medien für die Repräsentation politischer Vorhaben eine wichtige Rolle. Dies trifft auch auf migrationspolitische Strategien und Praxen zu, die von den Medien auf (selektive) Art und Weise (re-)produziert werden: „Massenmedien spielen dabei eine wichtige Rolle, indem sie je nach Aufbereitung eines Themas einen bestimmten Kontext erzeugen, verfestigen oder verändern“ (Schmid-Petri 2012: 16). Der Kontext wird über das migrationspolitische Denken beziehungsweise Handeln definiert, welches sich über Verantwortlichkeiten, Handlungsaufforderungen und Lösungsansätze im öffentlichen Diskurs etabliert. Medien wiederum bilden den Diskursraum für die (Re-)Produktion und Transformation dieser Handlungs- und Denkweisen. Dabei bedienen sie sich eines (unkritischen) Repertoires an Einstellungen und Emotionen, welche ‚migrierende‘

Personen(gruppen) auf homogenisierende Weise darstellen und/oder versuchen, Stereotypen in aufklärerischer Manier entgegenzuwirken (vgl. Huhnke 1997: 96).

Die stereotypisierenden Darstellungen beinhalten zudem eine selektive Auswahl an Themen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als relevant erscheinen und erhöhte Medienpräsenz aufweisen. Dadurch kommt Medien eine Thematisierungs- sowie Repräsentationsfunktion zu, die kontext- und zeitspezifische Konstruktionen implizieren und herstellen: „Sie können Migration als ein Thema mit männlicher Konnotation darstellen – Aggression, Gewalt, Bandenkriege etc. – oder aber die Vielfalt einer geschlechtsspezifischen Migrations- und Integrationsthematik fair diskutieren“ (Dorer/Marschik 2006: 25). Imaginationen ‚fremder Männlichkeit‘ werden demnach in dieser Arbeit im Zusammenhang mit Strategien der politischen Steuerung von Migration und den darin artikulierten Interessen betrachtet, um zu untersuchen, ob beziehungsweise inwiefern Darstellungen in den Migrationspolitiken mit medialen Bildern einhergehen (vgl. Scheibelhofer 2012: 62).

2.2 Medien, Kollektivsymbole und Stereotype

Medien vermitteln gesellschaftliche sowie politische Imaginationen und Repräsentationen des ‚Selbst‘ und ‚Anderer‘ in Form von Bildern, wobei das „Bild [...] dann aber meist zweierlei [meint], einmal das konkrete Medien-Bild und einmal das *Image*“ (Thiele 2015: 40). Das Image bezieht sich auf das geistige Fremd- beziehungsweise Selbstbild, welches durch die Rezeption von Medien-Bildern entsteht. Das Medien-Bild wiederum beinhaltet graphische, perzeptuelle, gedankliche und sprachliche Elemente, die auf verschiedene Weisen und Ebenen zusammenwirken. Stereotype zählen zu meist medieninduzierten, perzeptuellen beziehungsweise mentalen Bildern, da sie sowohl graphisch als auch sprachlich vermittelt werden können (vgl. ebd.: 42). Die Medien fungieren als (Re-)Produktionsinstrument dieser Bilder, die „in der Regel innerhalb eines kommunikativen Aktes zur Veranschaulichung realer oder auch fiktiver Sachverhalte dienen“ (ebd.: 42). Dargestellte Sachverhalte und Personen(gruppen) werden demnach in einem intentionalen und kommunikativen Akt produziert, weshalb sie lediglich ein selektiver Ausschnitt beziehungsweise eine Abstraktion von Realitäten sind (vgl. ebd.: 43).

Daher müssen die komplexen Beziehungen zwischen darstellendem Medium, Darstellung und Dargestelltem untersucht und Stereotype als individuelle sowie sozial reproduzierte Bilder analysiert werden. Stereotype entstehen als von ‚außen‘ produzierte individuelle oder kollektive Zuschreibungen an ‚Anderer‘, die im engen Wechselverhältnis zum ‚Selbst‘ stehen. Sie sind demnach sowohl nicht-greifbare Imaginationen, als auch materielle mediale (Sprach-) Bilder,

die sich in Form von Texten oder visuellen Bildern manifestieren (vgl. ebd.: 48f.). Massenmedien fungieren in diesem Zusammenhang als Vermittler*innen von Vorstellungen über die soziale, politische und ökonomische Realität und sind somit an der (Re-)Produktion und Distribution von Konstruktionen über ‚Andere‘ beteiligt: „In modern society, the form by which most stereotypes are transmitted is through the mass media – literature, television, movies, newspapers“ (Stangor/Schaller 1996: 12). Die Medienberichterstattung spielt demnach für die längerfristige Manifestation von Stereotypen und deren Veränderung eine zentrale Rolle: „Doch Einstellungs- und Stereotypenwandel sind nicht allein eine Frage des Individuums, gerade auch Veränderungen im kollektiven Bewusstsein und die Rolle, die Medien dabei spielen können, sind von sozialwissenschaftlichem Interesse“ (Thiele 2015: 56).

2.3. Stereotype, Kategorien und Intersektionalität

Um Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ in ihrer Funktion als Stereotype beziehungsweise Kollektivsymboliken des migrationspolitischen und medialen Diskurses verstehen zu können, muss deren Entstehung genauer untersucht werden. Stereotypisierungen sind als (wertende) Zuschreibungen an bestimmte Personen(gruppen) zu verstehen, die mit starken Überzeugungen verbunden sind (vgl. Thiele 2015: 26). Obwohl sie auf Kategorien aufbauen, sind sie nicht mit diesen identisch; viel eher sind Stereotype „eine feste Vorstellung, die eine Kategorie begleitet“ (ebd.: 26) und bestimmte Attribuierungen vornimmt.

Der Bezug auf Kategorisierungen, Vereinfachungen und Verallgemeinerungen kann als Grundlage herangezogen werden, um den Stereotypenbegriff zu verwandten Termini wie Vorurteilen oder Klischees grob abzugrenzen (vgl. ebd.: 28). Obwohl sich sowohl der Stereotypen- als auch der Klischeebegriff auf Vereinfachung und Verallgemeinerung von Personen(gruppen) beziehen, sind Klischees zeitgebundene Konstrukte, welche durch gesellschaftlichen Wandel obsolet werden: „Das Klischee hat wohl zu allen Zeiten dazu gedient, das leblose Alte, in Konventionen Erstarrte vom Neuen, Lebendigen abzusetzen“ (ebd.: 35). Im Gegensatz dazu gelten Stereotypen als nicht beziehungsweise nur schwer veränderbar, und werden – ganz nach dem Motto ‚Ausnahmen bestätigen die Regel‘ – auch im Falle von Widersprüchen meist nicht aufgelöst: „For when a system of stereotypes is well fixed, our attention is called to those facts which support it, and diverted from those which contradict“ (Lippmann 1998 zit. nach Thiele 2015: 53). Eine interessante Abweichung zu diesen grundsätzlich starren sozialen Konstruktionen bilden „zeitgeschichtlich determinierte“ (ebd.: 54) Stereotype. Diese zeichnen sich durch verhältnismäßig dynamischen Wandel und relative

Kurzlebigkeit aus, indem sie sich je nach gesellschaftlichem und politischem Kontext verändern. In Bezug auf das Forschungsinteresse dieser Arbeit, das sich auf Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ und deren Zusammenhang mit jeweils historisch spezifischen (migrations-) politischen Diskursen richtet, erscheint dieses Stereotypenkonzept sehr interessant.

Stereotype können sich in einem weiteren Schritt zu „affektiv aufgeladenen Vorurteilen“ (Bonfadelli 2007: 95) gegenüber bestimmten Personen(gruppen) verfestigen. Diese sind meist negativ (jedoch auch potentiell positiv) konnotierte Haltungen gegenüber Personen, Gruppen, Situationen oder Objekten und gelten als tiefgreifende Manifestation stereotypen oder klischeehaften Denkens (vgl. Thiele 2015: 36). Sie resultieren aus dem Zusammenspiel mehrerer Stereotype und sind somit „zu Einstellungen und Überzeugungen verfestigte Stereotypenbündel“ (ebd.: 36). Sie enthalten neben der kognitiven Komponente, die sie mit Stereotypen gemein haben, zusätzlich eine affektive und verhaltensbezogene Ebene. Vorurteile beinhalten somit neben Wahrnehmungs- und Denkprozessen auch Gefühle und Wertungen, sowie vor allem die Bereitschaft, diese in aktive Taten umzusetzen.

Stereotype beziehen sich dagegen nur auf „kognitive Konzepte [...], die Generalisierungen über andere Personen und Gruppen darstellen“ (ebd.: 28). Diese Generalisierung basiert auf der Zuschreibung kollektiver Merkmale zu Menschen, die als Mitglieder einer vermeintlich homogenen Gruppe gesehen werden. Stereotypisierungen stellen somit soziale Interaktionen dar, für die Attribuierungen und Homogenisierungen zentral sind. Für diese sogenannten „processes of ascribing“ (ebd.: 28) spielt die Sprache eine zentrale Rolle, da sie es ermöglicht, Vorstellungen über bestimmte Personen(gruppen) in Worte zu fassen. Medien bieten in Bezug auf Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ einen Raum zum Ausdruck potentiell generalisierender und/oder wertender Zuschreibungsprozesse, die sich auf bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen beziehen. Mediale Stereotype beziehen sich demnach auf allgemeine Repräsentationsweisen in Medienberichterstattungen und ihrem Zusammenspiel aus Bild, Text und Kontext.

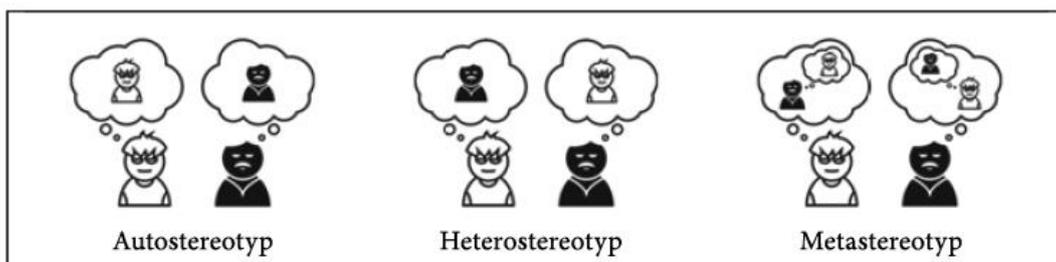


Abbildung 1: Auto-, Hetero- und Metastereotyp (Thiele 2015: 30)

Für die Frage, wie Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ durch diese Prozesse entstehen, sind Zusammenhänge zwischen Selbst- und Fremdbildern relevant. Um diese Darstellungen zu untersuchen, kann zwischen Auto-, Hetero- und Metastereotyp unterschieden werden (vgl. Thiele 2015: 23). Während sich Autostereotype auf das eigene Selbstbild beziehen, treffen Heterostereotype Annahmen über jeweils ‚Andere‘. Der Zusammenhang zwischen Selbst- und Fremdzuschreibungen ergibt sich aus der Tatsache, dass sich beide Stereotype gegenseitig bedingen, denn „wenn ‚die anderen‘ so und also ‚anders‘ sind, ergibt sich daraus, wie ‚wir‘ sind“ (ebd.: 30). Während in Bezug auf Heterostereotypen zumeist negativ konnotierte, essentialisierende und homogenisierende Annahmen vorgenommen werden, werden dem Autostereotyp meist Eigenschaften zugeschrieben, die als positiv empfunden werden. Ähnlich wie bei der Kategorisierung ‚anderer‘ und deren Einordnung in ‚eigene‘ Denk- und Wissenssysteme führen auch diese differenten Attribuierungen der Stereotype zu Asymmetrien. Zudem basieren Fremdzuschreibungen häufig auf wenigen und/oder selektiven Informationen über die jeweils ‚anderen‘, wodurch eine undifferenzierte Wahrnehmung ebendieser verstärkt wird: „Thus, stereotypes [...] develop as the individual perceives his or her environment [...] as mental representations of the world, stereotypes influence what information is sought out, attended to and remembered about members of social groups“ (Stangor/Schaller 1996: 6). Metastereotype addieren eine weitere Wahrnehmungsebene, indem Annahmen darüber getroffen werden, welche Vorstellungen ‚Andere‘ über das ‚Selbst‘ haben. Sie sind demnach „a person’s beliefs regarding the stereotype that outgroup members hold about his or her own group“ (Vorauer et al. 1998, zit. nach Thiele 2015). Da diese Art von Stereotyp jedoch weit abstrakter und unersichtlicher ist als die anderen beiden, werden in der folgenden Diskursanalyse hauptsächlich Auto- bzw. Stereotype untersucht.

Schlussendlich stellen jedoch alle diese drei Konzepte Kollektivsymbole dar, deren Einsatz vor allem in Verbindung mit der Thematisierung von Einwanderung und Flucht sehr dominant ist. Den Kern dieser Kollektivsymbole bilden wiederum Kategorien, die „Grundlage zur Hierarchisierung von Gruppen [sind] und zur Herausbildung sozialer Ungleichverhältnisse“ (Lutz et al. 2013: 17) führen. Da diese maßgeblich für Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ sind, werden sie im Folgenden kritisch betrachtet und hinterfragt. Dies dient nicht nur der Eruierung der (kollektiven) Zuschreibungen, welche in die Konstruktionen einfließen, sondern auch der Auswirkungen, die sie mit sich bringen. Um Kategorien ‚fremder Männlichkeit‘ zu untersuchen, wird der Begriff zunächst in die darin enthaltenen Konzepte der ‚Fremdheit‘ und der ‚Männlichkeit‘ unterteilt.

2.3.1. Fremdheit

Der Fremdheitsaspekt ist aus diskurstechnischer Perspektive häufig von der Idee homogener Nationalstaaten geprägt, welche als „Hauptinstanz zur Definition von Fremdheiten“ (Kleinert 2004: 46) agieren. Dadurch werden Differenzen zwischen ‚Zugehörigen‘ zur ‚eigenen‘ Nation ignoriert beziehungsweise negiert und stattdessen Differenzen zu Angehörigen ‚anderer‘ Nationen fokussiert. Sie stellen somit soziale Identität her und ordnen diese über In-beziehungsweise Exklusionsprozesse gesellschaftlich ein. Ideen von Nationalität enthalten hierarchisierende Elemente und beziehen sich selbst auf Kategorien, welche die (Nicht-) Zugehörigkeit von Personen(gruppen) zu einer bestimmten Nation beinhalten. Um diese zu definieren, werden Kategorien wie ‚Ethnizität‘ oder ‚Race‘ herangezogen, die im engen Zusammenhang mit der Nationalideologie stehen: „Nationalstaaten definieren sich oft über die gemeinsame ethnische Herkunft ihrer Bevölkerung, und umgekehrt begründet eine gemeinsame ethnische Herkunft häufig den Anspruch auf die Bildung eines eigenen Nationalstaats“ (ebd.: 47). Im Folgenden wird der Zusammenhang zwischen Nation und ‚Ethnizität‘ erläutert, sowie ‚Race‘ als spezifische Ausprägung von ‚Ethnizität‘ beschrieben, um das Element der ‚Fremdheit‘ in Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ kritisch aufzuarbeiten.

2.3.1.1. Ethnizität

‚Ethnizität‘ wird vor allem in Europa häufig als Grundlage nationaler Identität herangezogen. Neben der Imagination einer gemeinsamen nationalen Abstammung wird die ‚kulturelle‘ Herkunft als wichtiges Zugehörigkeits- beziehungsweise Differenzierungskriterium gesehen. Die Kategorie stützt sich auf verschiedenste ‚kulturelle‘ Gemeinsamkeiten und Normen, die als ‚anderen‘ Gruppen überlegen dargestellt werden: „Ess- und Kleidungsgewohnheiten, Sprache, religiöse Riten, die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern etc. bilden hier die Ausgangspunkte, nach denen Mehrheit und Minderheiten klassifiziert werden“ (ebd.: 48).

‚Ethnizität‘ steht zudem im engen Zusammenhang mit dem „Tabubegriff ‚Rasse‘“ (ebd.: 49). Die Kategorie wurde in den 1920er Jahren durch die Chicago School in den USA eingeführt, um die Konstruktion von ‚Race‘ als Produkt von Rassialisierungsprozessen zu kennzeichnen und den Rassebegriff als obsolet aufzuzeigen (vgl. Lutz 2007: 220). Dennoch wird ‚Race‘ als Kategorie diskursiv beibehalten, da sie Ausdruck der impliziten rassialisierten Annahmen in fortwirkenden rassistischen Vorstellungen, Denk- und Handlungsweisen ist. Der Begriff ‚Race‘ fokussiert demnach mehr auf Rassismuselemente in Strukturen, Erfahrungen und Handlungen, wogegen diese in der Kategorie ‚Ethnizität‘ enthalten sein können, jedoch nicht (ausschließlich)

davon umfasst werden. Eher bezieht sie sich auf zugeschriebene Unterschiede in Bezug auf ‚Kultur‘ (und auch ‚Religion‘) zwischen Personen(gruppen), die nach dem Zweiten Weltkrieg anstelle des Ausdrucks ‚Rasse‘ getreten sind. Beiden Kategorien liegen aber historische Naturalisierungsprozesse zugrunde, die Ungleichheit und Gleichheit gleichermaßen produzieren und festschreiben: „eine Stunde Null hat es auch in dieser Hinsicht nicht gegeben, und so kann bei der Analyse von Ethnizität als einem wichtigen sozialen Platzanweiser auf einen historischen Rückblick nicht verzichtet werden“ (Lutz 2007: 221).

Bei der Verwendung der Kategorie ‚Ethnizität‘ darf demnach nicht übersehen werden, dass diese ebenso Legitimation sozialer Inklusions- beziehungsweise Exklusionsprozesse ist wie die Kategorie ‚Race‘. Beide Kategorien sind Instrumente zur sozialen Klassifizierung, die kulturelle beziehungsweise phänotypische Merkmale zur Abgrenzung von Personen(gruppen) zu einer konstruierten ‚Norm‘ darstellen (vgl. Gabbert 2007: 117). Da beide sozial konstruiert sind, Ideologien von Abstammung enthalten und auf ‚biologische‘ oder imaginierte phänotypische Differenzen fokussieren, können Zuschreibungen von ‚Race‘ als spezifischer Fall ethnischer Unterscheidungen gesehen werden. Die Kategorien implizieren des Weiteren bestimmte ideologische Herrschaftsdiskurse, die versuchen, „der ungleichmäßigen Entwicklung und den differierenden, oft von Benachteiligung gekennzeichneten Geschichten von Nationen, Ethnien, Gemeinschaften und Völkern eine hegemoniale ‚Normalität‘ zu verleihen“ (Dietze 2005: 304).

(Hierarchische) Konstruktionen von kultureller Differenz werden deshalb chronologisch sowie epistemologisch aus postkolonialer Perspektive betrachtet. Der Begriff ‚postkolonial‘ bezeichnet dabei sowohl die zeitliche Periode nach dem Kolonialismus, aus der die Analysen in der Arbeit vorgenommen werden, als auch eine kritisch-reflexive Denkrichtung gegenüber (fortwirkenden) kolonialistischen Ideologien (vgl. ebd.: 304f.). Da kolonialistische Vorstellungen ‚weißer‘ Überlegenheit gegenüber anderen ‚Ethnien‘ sich nicht nur in gesellschaftliche, sondern auch in (migrations-)politische und mediale Diskurse einschreiben, ist die postkoloniale Theorie ein wichtiges Instrument zur Analyse ‚fremder‘ Männlichkeitskonstruktionen. Ihre Beschäftigung mit der Produktion sozialpolitischer und diskursiver Ungleichheiten und die Analyse struktureller Machtdifferenzen zur Berücksichtigung marginalisierter Personen(gruppen) stellen zudem ein gemeinsames Merkmal zur Kategorie ‚Gender‘ dar, die ebenfalls postkolonialistisch betrachtet werden kann (vgl. ebd.: 306). Vor allem aber ist die postkolonialistische Perspektive in Bezug auf die Produktion von Imaginationen über ‚Andere‘ relevant, die auf der gleichen ‚wir – sie‘ Unterscheidung beruht wie Annahmen über ‚Race‘. Das ‚Andere‘ ist demnach ein europäisches

Konstrukt, welches einen (häufig negativ konnotierten) Gegenentwurf zum ‚eigenen, weißen‘ Selbst darstellt (vgl. Dietze 2005: 308f.). ‚Andere‘ werden dabei sowohl in der sozialen Praxis als auch diskursiv als homogene, ‚nicht-weiße‘ Kollektive produziert. Aus postkolonialer Perspektive wird ‚Ethnizität‘ demnach als soziale Positionierung im Kontext von Fremd- und Selbstzuschreibung produziert und fungiert als Merkmal sozialer Differenzierung (vgl. Lutz 2010: 578).

Unter Einbeziehung von ‚Migrationsphänomenen‘ in westlichen Gesellschaften entsteht die Kategorie durch „*doing ethnicity* [Hv. i. O.]“ (ebd.: 578), indem eine ‚ethnisch‘ hierarchische Gesellschaftsordnung imaginiert und implementiert wird. Es wird nicht auf die Frage fokussiert, was ‚Ethnizität‘ ist, sondern vielmehr darauf, welche (Differenzierungs-)Prozesse von Fremd- und Selbstzuschreibungen sie herstellt. ‚Ethnizität‘ stellt demnach eine intersektionelle Kategorie dar, die mit anderen Konstrukten wie ‚Race‘, ‚Gender‘ oder ‚Nationalität‘ verknüpft ist und ein „Produkt von simultanen, sich kreuzenden Mustern von Verhältnissen und Merkmalen“ (ebd.: 579) ist. Zusammen mit anderen intersektionellen Kategorien ist ‚Ethnizität‘ ein wichtiges Element komplexerer analytischer Modelle, welche sich auf Migrationsprozesse und deren inhärente Ungleichheitsverhältnisse beziehen (ebd.: 579).

Sprachlich werden diese Differenzen in Berichterstattungen über Migrationsbewegungen über spezifische Begriffspaare ausgedrückt, mithilfe derer die Gruppe der ‚Einheimischen‘ gegenüber den ‚Zuwandernden‘ abgegrenzt wird (vgl. Jung 2000: 73). Diese Abgrenzung folgt meistens Denkmustern, bei dem ein kollektives ‚Wir‘ einem ‚fremden Die‘ gegenübergestellt wird. In Bezug auf Nationalität und Ethnizität geschieht dies meist über Bezeichnungen wie ‚Ausländer‘ oder ‚Fremde‘, „die immer im Zusammenhang mit eindeutigen Gegenbegriffen wie *Inländer* und *Einheimische* stehen“ (ebd.: 73). Vor allem die Kategorie ‚Ausländer‘ fungiert als Überbegriff für Nationalitätenbezeichnungen, die mit stereotypen Zuschreibungen konnotiert sind und den ‚Deutschen‘ gegenübergestellt werden. Diese Attribuierungen sind oft unabhängig von der tatsächlichen Staatsbürgerschaft und beziehen sich eher auf bestimmte zahlenmäßig und/oder kulturell besonders präzente Gruppen ‚fremder‘ Personen. Auch medial beziehen sich Gruppenbezeichnungen wie „*Südländer* oder *Mittelmeermensch*“, die vor allem in den 1960ern sehr beliebt waren, auf die Tatsache, dass diese ‚fremd‘ sind – unabhängig von der konkreten Nationalität (vgl. SPIEGEL 41/1964: 55).

2.3.1.2. ‚Race‘

In gleicher Weise wie ‚Ethnizität‘ ist auch ‚Race‘ ein Produkt sozialer Vorstellungsweisen, die subjektiv und veränderbar sind und nicht mit einer „biological or genetic reality“ (Delgado/Stefancic 2001: 7) korrespondieren. Obwohl Menschen ähnlicher (geographischer) Herkunft bestimmte physiologische Merkmale teilen können, stellen diese einen vergleichsweise geringen Teil ihrer Identität dar. Die Reduzierung von Personen(gruppen) auf diese äußeren Merkmale wirkt essentialisierend und führt dazu, auf visuelle Differenzen statt auf potentielle personelle Gemeinsamkeiten zu fokussieren. Dadurch werden verschiedene Arten von ‚Race‘ konstruiert, die ‚Anderen‘ anhand „pseudo-permanent characteristics“ (ebd.: 8) zugeschrieben werden. Identitäten sind demnach weder singular noch einheitlich, sondern überlappen sich und stehen in Wechselverhältnissen oder gar Konflikten zueinander (vgl. Delgado/Stefancic 2001: 9). Daher muss das Zusammenspiel von Kategorien wie ‚Race‘, ‚Gender‘ oder „national origin“ (ebd.: 51) in verschiedenen Kombinationen und Situationen untersucht werden. Die Kategorien verlaufen entlang von sozioökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Linien, wodurch sie je nach spezifischem (historischem) Kontext variieren. Auch im SPIEGEL finden sich derartige Zuschreibungen von pseudo-permanenten Charakteristika wieder. Diese beziehen sich jedoch im Sinne eines kulturellen Rassismus häufig auf Zuschreibungen an die Kultur von Personen(gruppen), die als natürlich und unveränderlich gesehen wird (Jäger/Jäger 2007: 163). Dadurch werden nicht nur ‚biologische‘ Unterschiede, sondern auch die vermeintliche Unveränderlichkeit ‚kultureller‘ Differenzen zu zentralen Elementen von Exklusionsmechanismen.

In Bezug auf Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘, die sich auf die Kategorie ‚Race‘ beziehen, müssen zudem die „politics of distinction“ (Delgado/Stefancic 2001: 55) berücksichtigt werden, die definieren, wer in der Lage ist, zu sprechen und über wen wie gesprochen wird. Ein wichtiges Instrument für diese Differenzierungspolitiken ist das binäre Paradigma, welches zwischen ‚schwarz‘ und ‚weiß‘ unterscheidet. Derartige Unterscheidungen dienen dazu, „to place its [society’s] citizens into boxes based on physical attributes and culture“ (ebd.: 70). Dies trifft meist nicht nur auf ‚schwarze‘ Personen(gruppen), sondern auch auf andere ‚nicht-weiße‘ Menschen zu, welche häufig unter dem Sammelbegriff „People of Colour“ (Lutz et al. 2013: 21) zusammengefasst werden. In gleicher Weise werden ‚weiße‘ Menschen konstruiert und häufig als Norm dargestellt, um sich von ‚nicht-weißen‘ abzugrenzen. Der Begriff ‚People of Colour‘ bezeichnet Menschen, welche die „gemeinsame, in vielen Variationen auftretende und *ungleich* (Hv. i. O.) erlebte Erfahrung [teilen], aufgrund

körperlicher und kultureller Fremdzuschreibungen der Weißen [sic!] Dominanzgesellschaft als ‚anders‘ und ‚unzugehörig‘ definiert zu werden“ (Ha et al. 2007 zit. nach Lutz et al. 2013). Durch die imaginierte, zugeschriebene ‚Abweichung‘ der ‚Anderen‘ von der als Norm gesetzten Gesellschaft werden sie zu marginalisierten, unsichtbaren ‚Fremden‘ gemacht: „Binary thinking, which focuses on just two groups, usually whites and one other, can thus [...] hide the way dominant society often casts minority groups“ (Delgado/Stefancic 2001: 71). Die Konstruktion von ‚Weißheit‘ als ‚Norm‘ dient dazu, „white power and white supremacy, and the automatic privileges that come with membership in the dominant race“ (Delgado/Stefancic 2001: 75) durchzusetzen und zu legitimieren. ‚Weißheit‘ ist demnach normativ und setzt gewisse Eigenschaften und Merkmale fest, welche die Zugehörigkeit zur ‚weißen‘ Norm bestimmen. Die Abgrenzungen variieren je nach spezifischem historischem und politischem Kontext, sodass zuvor exkludierte Personen(gruppen) prozessweise in die ‚weiße Gesellschaft‘ integriert werden (können): „Whiteness, it turns out, is not only valuable, it is shifting and malleable“ (Delgado/Stefancic 2001: 77). Diese Erkenntnis ist zentral für die Diskursanalyse in dieser Arbeit, da untersucht werden soll, wie ‚fremde Männlichkeit‘ in bestimmten historischen und migrationspolitischen Kontexten und den jeweiligen Diskursen konstruiert wird. Dabei ist vor allem interessant, wer in welchem Kontext als ‚fremd‘ beziehungsweise als nicht der ‚Norm‘ entsprechend dargestellt wird und wie diese Repräsentationsweisen sich verändern beziehungsweise angepasst werden.

Abgeleitet aus den oben beschriebenen theoretischen Erkenntnissen der Critical Race Theory sowie der Critical Whiteness Studies werden Begriffe, die sich auf Konzepte von ‚weiß‘ und ‚nicht-weiß‘ beziehen, in dieser Arbeit kritisch reflektiert verwendet. Im ‚Gastarbeiter*innen‘-Diskurs der 1960er Jahre finden derartige Unterscheidungsprozesse meist in Begriffen wie ‚Südländer(*innen)‘ Ausdruck, welche sowohl auf geographische als auch phänotypische Unterschiede zu den ‚weißen Deutschen‘ verweisen. Derartige Prozesse bezeichnen jedoch keine ‚realen‘ Differenzierungsmerkmale, sondern stellen sozial-historische Positionszuschreibungen dar (vgl. Lutz et al. 2013: 10). Sie beziehen sich also nicht auf ‚natürliche‘ visuelle Unterschiede, sondern auf ideologische Konstruktionen. Die historische, gesellschaftliche und politische Konstruiertheit dieser Begriffe wird deshalb durch einfache Anführungszeichen gekennzeichnet.

2.3.2. ‚Männlichkeit‘

Neben dem eben beschriebenen Fremdheitsaspekt von Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘, ist vor allem das Konzept der ‚Männlichkeit‘ für die Arbeit zentral.

Diskursiv wird in Bezug auf den „doing gender“ (Gildemeister 2010: 137) Ansatz zwischen den Kategorien des auf körperlichen, ‚biologischen‘ Attributen basierenden ‚Sex‘ und dem sozial konstruierten ‚Gender‘ unterschieden. Diese sind Resultat historischer Entwicklungsprozesse und sozialer Praxen und tragen immer wieder neu zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit bei (vgl. Wetterer 2010: 126). Zweigeschlechtlichkeit wird hier als „natürliche Vorgabe sozialen Handelns und sozialer Differenzierung“ (Wetterer 2010: 126) gesehen und als biologisch eindeutig bestimmbar sowie unveränderbar dargestellt. Dabei konstituiert nicht die Differenz zwischen den beiden Geschlechtern die Bedeutung, sondern die Bedeutung die Differenz: „Dieser ‚Zirkel der Selbstbezüglichkeit‘ funktioniert eben dadurch, dass wir diese Klassifikation in der ‚Natur‘ oder der Biologie verankern“ (Gildemeister 2010: 137). Obwohl Geschlecht also nicht als ‚natürlicher‘ Ausgangspunkt für Differenzierungen gesehen wird, sondern als Ergebnis komplexer sozialer Prozesse, wird es dennoch durch den Rückbezug auf das ‚biologische‘ Geschlecht definiert.

Konstruktivistische Ansätze gehen deshalb davon aus, dass die Unterscheidung zwischen ‚biologischem‘ und ‚sozialem‘ Geschlecht Teil einer reflexiven sozialen Praxis ist, die beide Konstrukte gleichermaßen hervorbringt. Die Konzepte entspringen den gleichen binären Annahmen und konstituieren einander wechselseitig, indem sie aufeinander aufbauen und sich gegenseitig reproduzieren. Daraus lässt sich schließen, dass keine von der ‚Natur‘ vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit existiert, sondern es verschiedene Konstruktionen von Geschlecht gibt (vgl. Wetterer 2010: 126). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, auf welchen (Differenzierungs-)Merkmalen Unterscheidungen zwischen Personen(gruppen) vorgenommen werden, die als ‚Frauen‘ oder ‚Männer‘ definiert werden und welche Auswirkungen diese Zuschreibungen für Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ haben. Relevant ist hierfür, dass die Existenz einer Zweigeschlechtlichkeit nicht nur als gegeben, sondern auch als universell angesehen wird (vgl. Wetterer 2010: 127). So werden auch ‚fremde‘ Menschen in das eurozentristische binärgeschlechtliche System eingeordnet und anhand ihrer physiologischen Merkmale und/oder ihrer vermeintlichen sozialen Rolle als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ definiert.

Diese Kategorisierungen manifestieren sich über Wissenssysteme in der Gesellschaft und bilden die Basis für Zuschreibungen an und Einordnungen von Personen(gruppen). Interessant ist, dass sich anhand biologischer und psychologischer Untersuchungen feststellen lässt, dass

Geschlechterunterschiede die Existenz von Binaritäten nicht ‚beweisen‘, sondern voraussetzen und dadurch Gemeinsamkeiten ausblenden (vgl. Wetterer 2010: 128). Auch die Männerforschung (re-)produziert Zweigeschlechtlichkeit, indem sie sich implizit auf die (als homogen angenommene) Kategorie ‚Mann‘ bezieht: „Männliche Identität war demzufolge Produkt gesellschaftlicher Anforderungen und Sozialisation, wobei der Rückgriff auf ‚männliche Eigenschaften‘ immer wieder die Grundlage für ein Denkmodell bildete, das Geschlecht letztendlich auf eine biologische Grundlage (essenziellistischer Ansatz) zurückführte“ (Marschik/Dorer 2001: 7). Die kritische Männerforschung, die in dieser Arbeit zur Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen herangezogen wird, berücksichtigt, dass sich Männlichkeitskonstruktionen implizit auf ‚biologische‘ Körperlichkeit stützen, die ‚Männer‘ von ‚Frauen‘ unterscheidet (vgl. Marschik/Dorer 2001: 13).

Zudem müssen nicht nur Verhältnisse von ‚Männlichkeit‘ zu Konstruktionen von ‚Weiblichkeit‘, sondern vor allem auch Unterscheidungen zwischen der ‚eigenen‘ und der ‚fremden Männlichkeit‘ untersucht werden: Ein historischer Rückblick auf sich wandelnde Konstruktionen von ‚Männlichkeiten‘ zeigt, dass „nicht Frauen die ständige Bedrohung des gesellschaftlich produzierten männlichen Macht- und Überlegenheitsideals darstellen [...], sondern andere Männer“ (Wedgwood/Connell 2010: 119) wie beispielsweise ‚schwarze‘ oder ‚homosexuelle‘ ‚männliche‘ Menschen. Konstruktionen von ‚Männlichkeiten‘ werden demnach häufig durch Abgrenzungen von Repräsentationen, denen sie *nicht* entsprechen, definiert. Die Eigenschaften, denen ‚Männlichkeiten‘ (nicht) entsprechen, sind also keine starren Attribute, sondern veränderlich und entsprechen den jeweiligen historischen politischen und gesellschaftlichen Kontexten. So wird ‚fremde Männlichkeit‘ mithilfe von Attribuierungen und Differenzierungen wie beispielsweise „nicht weiblich, und [...] nicht homosexuell“ (ebd.: 117) konstruiert. Durch diese Grenzziehungen wird es möglich, eine bestimmte Art von ‚Männlichkeit‘ als ‚Norm‘ zu konstruieren und Abweichungen davon als ‚anders‘ beziehungsweise ‚fremd‘ darzustellen.

Auch im SPIEGEL lassen sich derartige kontextspezifische Veränderungen der Definitionen von ‚Männlichkeit‘ nachvollziehen. Diese folgen nicht nur bestimmten medialen Konstruktionen, sondern werden auch je nach Argumentationstopoi, Kontext und sozialem Gefüge angepasst. So wurden beispielsweise die idealen Gastarbeiter(*innen) der 1960er einerseits als jung, kräftig und männlich imaginiert, gleichzeitig wurde ihnen jedoch auch mangelnde Hygiene und dementsprechendes gesundheitsgefährdendes Potential für die ‚deutsche‘ Bevölkerung nachgesagt (vgl. Scheibelhofer 2012: 68f.). Kaum ein Jahrzehnt später

wurden ‚fremde Männer‘ migrationspolitisch zu Kriminellen gemacht und seit den 1990er Jahren als tendenziell terroristische und ‚rückständige‘ Patriarchen dargestellt (vgl. ebd.: 77f.).

2.3.3. Intersektionalität

Der Intersektionalitätsansatz dient dazu, die Kategorien, welche diese jeweiligen historisch-spezifischen Männlichkeitskonstruktionen konstituieren, aufzuzeigen und deren interdependente Wechselwirkungen zu analysieren. Der Ansatz entstammt der Kritik ‚schwarzer‘ Feministinnen am ‚weißen‘ Feminismus, der ausschließlich auf (Unterdrückungs-)Erfahrungen ‚weißer Frauen‘ fokussiert und die Lebensverhältnisse aller anderen Frauen damit ignoriert (vgl. Lutz et al. 2013: 11). Die Metapher der „intersection“ (ebd.: 13) – der Straßenkreuzung – stellt bildlich dar, wie Identitäten am Schnittpunkt verschiedener (sozial konstruierter) Kategorien entstehen. Die Erfahrungen und Lebensumstände von Personen(gruppen) sind demnach von „der Gleichzeitigkeit und wechselseitigen Ko-Konstituierung verschiedener Kategorien sozialer Differenzierung“ (ebd.: 10) geprägt und beinhalten sowohl Inklusions- als auch Exklusionsmechanismen. Kategorien wie beispielsweise ‚Race‘, ‚Class‘ oder ‚Gender‘ werden dabei als mehrdimensionale, ineinandergreifende Systeme von Unterdrückung gesehen, die in soziale Strukturen eingeschrieben sind. Der Intersektionalitätsansatz soll diese Funktionsweisen und ihre Exklusionsprozesse sichtbar machen, indem die gegenseitigen Durchdringungen der Kategorien und ihre Konstruiertheit deutlich gemacht werden. Dadurch werden die Kategorien dynamisiert sowie kultursensibilisiert und ihre Bedeutung für multiple Identitätskonstruktionen sichtbar (vgl. ebd.: 14).

Für diese Arbeit sind intersektionelle Konstruktionen auch hinsichtlich ihres Diskriminierungspotentials relevant, da sie „die Grundlage zur Hierarchisierung von Gruppen [bilden] und zur Herausbildung sozialer Ungleichheitsverhältnisse [führen]“ (ebd. 2013: 17). Kategorien dienen zur Bildung von Gruppen, welche verschiedene Merkmale von Personen kollektivieren, um diese in vorhandene Sozial- bzw. Wissensstrukturen und damit auch Machtstrukturen einzuordnen: „ob es sich nun um eine Rasse, eine Kaste, eine Klasse, ein Geschlecht handelt, das zur Unterlegenheit verurteilt ist, immer ist das Verfahren der Rechtfertigung das Gleiche“ (Thiele 2015: 25). Kategorien sind demnach nicht neutral, sondern enthalten Wertungen, die durch relativierende Vergleiche beziehungsweise Differenzierungen gebildet werden. Bestimmte Personen(gruppen) werden nicht absolut, sondern im Verhältnis zum eigenen ‚Selbst‘ konstruiert und je nach vermeintlicher Ähnlichkeit oder Abweichung zu diesem validiert. Dabei werden kollektive Merkmale innerhalb von konstruierten Gruppen der

‚Anderen‘ fokussiert sowie die Differenzen zum ‚Eigenen‘ stärker wahrgenommen (vgl. Thiele 2015: 25). Sozial konstruierte Kategorien bergen Potential zur Essentialisierung von Personen oder Personengruppen, indem diese auf kollektive, von außen zugeschriebene Merkmale reduziert und dadurch homogenisiert werden.

Auch (migrations-)politisches Denken und Handeln bezieht sich im Sinne des „strategischen Essentialismus“ (Lutz et al. 2013: 17) häufig bewusst auf derartige sozial konstruierte Kategorien, um die Hierarchisierung von Gruppen durchzusetzen und zu legitimieren. Dabei werden essentialisierende Darstellungsweisen eingesetzt, um Personen(gruppen) zugunsten politischer Interessen auf „unterdrückte ‚Identitäten““ (Dietze 2005: 312) zu reduzieren. Diese Machteffekte, welche die Kategorien generieren, müssen in Bezug auf ihre geschichtlich und gesellschaftlich inhärenten Ungleichverhältnisse berücksichtigt werden. Intersektionalität dient als Instrument zur Erfassung dieses komplexen, asymmetrischen Systems von Benachteiligung und Privilegierung, indem sie Exklusionsprozesse und deren Verschränkungen in den Blick nimmt. Der Ansatz darf jedoch „nicht von seiner Geschichte als politisches Projekt abgekoppelt werden“ (Lutz et al. 2013: 19) und muss eingeschriebene Macht- beziehungsweise Ungleichverhältnisse in der Kategorienbildung betrachten.

Trotz der Kritik an der Intersektionalität, die sich neben der genannten (häufig fehlenden) politischen beziehungsweise historischen Kontextualisierung von Kategorien auf deren notwendige Dekonstruktion bezieht (vgl. ebd.: 19), ist der Ansatz für diese Arbeit von großer Relevanz.

2.4. Methodologische und methodische Zugänge

Um ebendiese politischen beziehungsweise historischen Kontextualisierungen einzubeziehen, wird bei der Analyse der ‚fremden‘ Männlichkeitskonstruktionen auf den Diskurshistorischen Ansatz zurückgegriffen. Dieser ist Teil der problemorientierten, trans- und interdisziplinären *Kritischen Diskursanalyse*, welche ein Instrument zur Analyse verschiedener Ebenen von Diskursen wie beispielsweise Medien und Politik ist (vgl. Jäger/Jäger 2007: 17; Wodak/Köhler 2010: 36). Konkret werden in dieser Arbeit Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ in dem Artikel „Per Moneta“ (SPIEGEL 41/1964) des deutschen Nachrichtenmagazins ‚DER SPIEGEL‘ sowie dessen Zusammenhang mit dem migrationspolitischen Diskurs untersucht. Wie bereits erwähnt, stellt der Text ein Diskursfragment dar, welches sich auf das Thema der ‚Gastarbeiter*innen-Bewegung‘ bezieht und mit dem (migrations-)politischen Diskurs der 1960er Jahre verknüpft ist (vgl. Jäger/Jäger 2007: 26). Die Analyse findet vor dem Hintergrund und unter Einbeziehung der genannten theoretischen Zugänge statt, welche die verschiedenen

Positionierungen zur Untersuchung ‚fremder Männlichkeitskonstruktionen‘ deutlich machen und reflektieren.

Aus Sicht des *Diskurshistorischen Ansatzes* ist für die Analyse von „politischem (und vorurteilsbehaftetem) Diskurs [...] die Einbeziehung der historischen Dimension besonders wichtig“ (Wodak/Köhler 2010: 36), da diese eine multiperspektivische Textinterpretation ermöglicht, welche intertextuelle, interdiskursive, diachrone und synchrone Querverbindungen berücksichtigt. Texte stehen immer im Zusammenhang mit übergeordneten Zeit- und Raumzusammenhängen und können nicht unabhängig von diesen interpretiert werden. Für die Analyse medialer Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ sind demnach historische Zusammenhänge mit dem migrationspolitischen Diskurs relevant. Aufgrund dieser Verbindung stellt die Diskursanalyse ein geeignetes Instrument für das Forschungsinteresse der Arbeit dar: „So werden etwa auf der Medien-Ebene Diskursfragmente eines wissenschaftlichen Spezialdiskurses oder auch des Politikerdiskurses aufgenommen“ (Jäger/Jäger 2007: 28).

Die beiden Diskurse werden hinsichtlich ihrer „Kollektivsymbolik“ (ebd.: 18), welche die Vernetzung zwischen Medien und Migrationspolitik darstellt, untersucht. Die Kollektivsymbolik bezieht sich in dieser Arbeit konkret auf mediale Konstruktionen von ‚Wir‘ und den ‚Anderen‘, welche ein zentrales Element ausgrenzender Diskurse darstellen, und kann auf den drei Ebenen des Inhaltes, der Argumentationsstrategie und der rhetorischen Mittel analysiert werden (vgl. Wodak/Köhler 2010: 37). Entscheidend ist dabei „nicht die Hermeneutik von Einzelbeispielen (einzelnen Karikaturen, ‚Sprachbildern‘, Fotos, Texten, Filmen etc.), sondern der ständige Wiederholungseffekt“ (Link 1992, zit. nach Jäger/Jäger 2007: 33). Ist der Diskurs über einen längeren Zeitraum (relativ) homogen, verfestigen sich durch diese Rekurrenz bestimmte Imaginationen über das ‚Selbst‘ und ‚Andere‘. Diese sind nicht unveränderbar, sondern können sich im Zeitablauf wandeln, Brüche aufweisen oder gänzlich revidiert werden, was bereits am Beispiel der zeitgeschichtlich determinierten Stereotype erwähnt wurde (vgl. Jäger/Jäger 2007: 33, Thiele 2015: 54). Durch die historische Kontextualisierung wird es möglich, im Rahmen der Diskursanalyse Aussagen darüber zu tätigen, welchen Beitrag die Medien zur Verfestigung (oder Infragestellung) (migrations-) politischer Konstruktionen in verschiedenen Kontexten leisten. Die ‚Kollektivsymbole‘, welche auch als kulturelle Stereotype bezeichnet sowie kollektiv tradiert und benutzt werden, beziehen sich auf historische Kontexte und können medial erzeugte Widersprüche, Brüche sowie Plausibilitäten beinhalten (vgl. ebd.: 36).

2.4.1 Kritische Diskursanalyse

Besonderer Fokus bei der Kontextualisierung der medialen Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ liegt auf den spezifischen Argumentationsmustern, mithilfe derer die (Re-)Produktion bestimmter Männlichkeitsbilder erklärt und legitimiert wird. Diese Topoi würden bei ahistorischer Betrachtung medialer und migrationspolitischer Diskurse zu dem Trugschluss führen, dass sie neu oder erstmalig seien (vgl. Wengeler 2006: 14). Werden die konkreten geschichtlichen Kontexte jedoch in die Analyse einbezogen, wird deutlich, dass Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ und Argumente, welche diese stützen, nicht erst zur Zeit der ‚Flüchtlingskrise‘ im Sommer 2015 aufkamen, sondern seit den 1960ern „aus einem immer wieder aktualisierten Reservoir schöpfen konnten“ (ebd.: 14).

Da die Analyse aller in den 1960er Jahren publizierten Beiträge den Untersuchungsrahmen dieser Arbeit sprengen würde, wird die Titelgeschichte ‚Per Moneta‘ aus 1964 näher betrachtet. Der Artikel wird vor dem Hintergrund des damals vorherrschenden migrationspolitischen Diskurses untersucht, um ihn auf Parallelen zu medialen ‚Männlichkeitskonstruktionen‘ des SPIEGEL untersuchen zu können. Mithilfe dieser Analyse kann veranschaulicht werden, welche migrationspolitischen und medialen Argumente erbracht werden, um bestimmte Meinungen, Beschlüsse und Handlungen durchsetzen und legitimieren zu können: „so sind die kontextspezifischen Topoi ein Teil des sozialen Wissens öffentlich handelnder Gruppen – hier zum Themenbereich „Zuwanderung“ – während bestimmter Zeitspannen“ (ebd.: 15).

Der Vergleich der Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ und den zugehörigen Argumentationsmustern ermöglicht die nähere Betrachtung von (Dis-)Kontinuitäten und (Re-)Produktionen in Repräsentations- und Legitimationsweisen medialer und migrationspolitischer Diskurse.

2.4.1.1. Strukturanalyse und Datenmaterial

Die Strukturanalyse befasst sich mit dem Aufkommen und der Häufung der Inhalte, während die Feinanalyse die Texte und ihre Fragmente näher untersucht. So kann im Rahmen der Strukturanalyse untersucht werden, in welcher Beziehung mediale Aussagen über ‚Gastarbeiter(*innen)‘ mit dem übergeordneten zeitlichen migrationspolitischen Diskurs und deren Konstruktionen von ‚fremder Männlichkeit‘ stehen. Da es sich um eine historische Analyse handelt, müssen zeit- und kontextspezifische Ereignisse, sogenannte „*diskursive Ereignisse*“ (Jäger 2012: 61), welche besonders medial präsent sind und Richtung sowie Qualität verschiedener Diskurse angeben, berücksichtigt werden. Sie sind für den Kontext der

Diskursanalyse relevant, da sie die historischen, politischen und gesellschaftlichen Bezüge, auf die sich die SPIEGEL-Artikel beziehen, darstellen (vgl. ebd.: 62).

Um erfassen zu können, „was in einem gegebenen Zeitraum und einem gegebenen Raum zu einem bestimmten Thema *gesagt wurde* [Hv. i. O.]“ (ebd.: 99), werden zunächst der Zeit- und geographische Raum, auf welche sich die Diskursanalyse bezieht, festgelegt.

Da soziale Konstruktionen von ‚Fremden‘ nicht unabhängig von der (Migrations-)Geschichte und (Migrations-)Politik sind, müssen diese bei der Analyse der SPIEGEL-Artikel berücksichtigt werden (vgl. Birsl et al. 2003: 95). Deutschland stellt hier einen besonderen Fall dar, da in den 1960er Jahren nicht nur Migrationsbewegungen von anderorts nach Deutschland, sondern auch von Ost- nach Westdeutschland stattfanden (vgl. Schmelz 2002: 14). Ebenso wie jene der ‚Gastarbeiter*innen‘ wurden auch die ‚innerdeutschen Bewegungen‘ als „Massenmigration“ (ebd.: 14) bezeichnet und politisch sowie medial diskutiert. Für die Analyse der Artikel gestaltet sich diese in den 1950ern einsetzende „massenhafte Rückwanderung“ (ebd.: 104) als interessant, da die ‚deutschen Migrierenden‘ ebenso konstruiert wurden, wie die ‚fremden‘. Die Einwanderungsgeschichte Deutschlands beginnt somit ursprünglich mit der ‚Massenmigration‘ von Menschen aufgrund der politischen Umgestaltung Deutschlands nach Ende des Zweiten Weltkrieges (vgl. Birsl et al. 2003: 53). Im Vergleich zu diesen ‚Bewegungen‘ unterscheiden sich jene der ‚Gastarbeiter*innen‘ der 1960er durch die gezielte Anwerbung ‚fremder‘ Menschen, weshalb sie in dieser Arbeit als ‚erste‘ Migrationsbewegung dieser Art gesehen wird.

Der geographische Raum der Analyse bezieht sich aufgrund der Historizität und des zu analysierenden Printmediums ebenfalls auf Deutschland. Um diesen Bezug bei der Diskursfragment-Analyse beizubehalten, wurde der SPIEGEL als Analysemedium gewählt sowie Artikel gesucht, welche der Rubrik ‚Deutschland‘ angehören und im Analysezeitraum veröffentlicht wurden. Die Auswahlkriterien und Eignung des SPIEGEL als Untersuchungsgrundlage werden an dieser Stelle nur kurz zusammengefasst und im folgenden Kapitel näher ausgeführt.

Die Berichterstattungen des Magazins ziehen sich nicht nur über einen geographischen Raum, sondern auch über eine längere Zeitspanne hinweg, wodurch große Mengen an Datenmaterial anfallen (vgl. Jäger 2012: 94). Der Untersuchungszeitraum streckt sich über den Zeitraum zwischen dem ersten Anwerbekommen 1955 und dem „Anwerbestopp“ (Scheibelhofer 2012: 59) 1973, fokussiert aber auf die ‚Hochkonjunktur‘ der ‚Gastarbeiter(*innen)-Bewegungen‘ in den 1960er Jahren. Um die Datenmengen dieses Zeitraumes bearbeiten zu können, werden im

Zuge der Strukturanalyse ein konkreter Untersuchungsgegenstand (hier: Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ der ‚Gastarbeiter(*innen)‘) sowie eine spezifische Diskursebene (Printmedien) herangezogen. Das konstante Erscheinen des SPIEGEL sowie die hohe Auflagenzahl über den Analysezeitraum hinweg weisen das Nachrichtenmagazin als ‚Massenmedium‘ aus, wodurch es sich als geeignetes Printmedium erweist (vgl. Galanis 1989: 94).

Die Auswahl der für die Diskursanalyse infrage kommenden SPIEGEL-Artikel erfolgt über ein Mischverfahren „für das ergiebige Zusammenspiel von maschineller und manueller bzw. quantitativer und qualitativer Analyse“ (Niehr 1999: 213). Wie zuvor beschrieben, belaufen sich die Auswahlkriterien dabei auf die Zugehörigkeit der Diskursfragmente zum gewählten Überthema der ‚fremden Männlichkeitskonstruktionen‘ von ‚Gastarbeiter(*innen)‘ und der SPIEGEL-Rubrik ‚Deutschland‘. Der Analysezeitraum schließt online erschienene Artikel aus, sodass das Datenmaterial zur Gänze aus Printmedien besteht.

Die Suche nach den Beiträgen erfolgt zunächst mechanisch über die Suchmaschine auf der Homepage des Magazins. In Bezug auf die Kritische Diskursanalyse, welche den Rückgriff auf Ergebnisse bestehender Forschungen erlaubt, werden die Suchbegriffe in einem ersten Durchlauf anhand von migrationspolitischen Schlagwörtern gewählt (vgl. Jäger 2012: 97). Diese werden dem diskurshistorischen Wörterbuch entnommen, welches den „Migrationsdiskurs“ in der Bundesrepublik Deutschland seit 1945 in sprachbezogener Perspektive“ (Jung et al. 2000: 9) dokumentiert. Der Zeitraum, über den sich die Untersuchungen dieses Werkes spannen, reicht von Ende des Zweiten Weltkrieges über die Anwerbung der Gastarbeiter*innen bis hin zu Diskussionen in den 2000er Jahren und inkludiert somit den Analysezeitraum der Arbeit. Im diskurshistorischen Wörterbuch wird ein Querschnitt repräsentativer Zitate aus ausgewählten Presstexten geboten, unter denen sich auch SPIEGEL-Berichte befinden (vgl. ebd.: 10).

Zudem finden sich chronologisch geordnete Bezeichnungen für migrierende Menschen, welche in ihrem jeweiligen historischen und politischen Kontext erläutert werden. Darunter fallen u.a. verschiedene Benennungen für Arbeitsmigrant*innen und ‚Flüchtlinge‘ sowie Ausdrücke, die ‚Migrant*innen‘ von ‚Einheimischen‘ abgrenzen. Auch werden Begriffe für die Anpassung oder Ablehnung von ‚Fremden‘ sowie Metaphern für Migrationsprozesse darin erklärt (vgl. ebd.: 14). Aus den Bezeichnungen werden zunächst jene Termini gewählt, welche einen bestimmten Bezug zur Historizität sowie migrationspolitischen Diskursen aufweisen. Der Begriff ‚Gastarbeiter‘ beispielsweise ergibt schon beim ersten mechanischen Suchvorgang 258 Treffer. Diese Ergebnisse zeigen nicht nur Berichterstattungen aus den 1960ern, sondern finden

sich bis in die 2000er Jahre wieder, was eine fortwährende Relevanz der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ für den (migrations-)politischen Diskurs vermuten lässt. Filtert man in einem weiteren Schritt ausschließlich nach Artikeln, welche bis 1973 im ‚Deutschland‘-Ressort veröffentlicht wurden, ergeben sich insgesamt 37 Artikel, welche einen beachtenswerten Bezug für die Forschungsfrage aufweisen.

Ausgehend von dieser Grundlage wird gezielt nach weiteren thematisch einschlägigen Beiträgen recherchiert (vgl. Niehr 1999: 213). Schlagwörter wie ‚Ausländer‘, oder ‚Südländer‘, die ebenfalls dem diskurshistorischen Wörterbuch entnommen sind, ergeben nach der „Bereinigung der quantitativen Analysen“ (ebd.: 213), bei der Überlappungen korrigiert werden, kein neues (relevantes) Datenmaterial. Dies resultiert daraus, dass ein Großteil der Artikel, die unter dem Schlagwort ‚Gastarbeiter‘ aufscheinen, sich sowohl thematisch als auch sprachlich mit den Berichten, in denen letztere Begriffe vorkommen, überschneidet.

Im Sinne des Mischverfahrens werden die SPIEGEL-Ausgaben seit 1960 in einem zweiten Durchlauf manuell durchsucht. Dadurch kann nochmals überprüft werden, ob wirklich alle infrage kommenden Artikel in Betracht gezogen wurden. Da jedoch kein neues Datenmaterial mehr entsteht, wird der Analysekörper an dieser Stelle als vollständig betrachtet.

In einem weiteren Schritt werden die Artikel nach cursorischer Lektüre hinsichtlich der Textsorte beziehungsweise Rubrik gewählt (vgl. ebd.: 213). Wie bereits erwähnt, werden aufgrund der historischen und geographischen Eingrenzung jene Beiträge analysiert, die sich auf Deutschland beziehen, sodass Artikel mit Auslandsbezug nicht in den Analysekörper einbezogen werden. Um genügend Material für eine ausführliche Artikelanalyse zur Verfügung zu haben, werden zudem nur Volltexte in Betracht gezogen. Andere Textsorten, wie beispielsweise Kommentare, welche meist nur aus einem Paragraphen bestehen, weisen einen relativ geringen Repräsentationsgehalt auf. Die Wahl der Titelgeschichte als zu analysierendes Diskursfragment begründet sich schließlich einerseits durch deren Länge beziehungsweise Volumen, als auch durch den dichten Inhalt und den darin enthaltenen (Re-)Produktionen von Kollektivsymbolen, Metaphern und Argumentationstopoi (vgl. Jäger 2012: 74).

An dieser Stelle muss auf das „Problem der Vollständigkeit“ (Jäger 2012: 94) bei Vorliegen großer Materialmengen Bezug genommen werden. Dieses ‚Problem‘ bezieht sich auf die „Aussagekräftigkeit“ (ebd.: 96) der Analyse und stellt eines der Grundprobleme der qualitativen Sozialforschung dar. Quantitative Vorgehensweisen sowie die „übliche Sozialforschung“ (ebd.: 96) stellen den Anspruch, aus den vorliegenden Untersuchungsergebnissen allgemein gültige Aussagen mit gesellschaftlicher Relevanz ableiten zu können. Ziel der Diskursanalyse ist hingegen die „Vervollständigung [H.i.O.] des Projekt-Korpus [...] Es geht also um die Frage

der qualitativen Vollständigkeit und nicht darum, erzielte quantitative Ergebnisse irgendwie quantitativ hochzurechnen“ (ebd.: 97). Aussagen über Trends und Schwerpunktsetzungen können in diesem Zusammenhang über quantitative Aspekte wie Häufungen und Verteilungen getätigt werden, um die Gefahr der unzulässigen Verallgemeinerung zu vermeiden.

In diesem Sinne wird an dieser Stelle nochmals betont, dass nicht die Repräsentativität des Artikels für den gesamten medialen Diskursstrang im Fokus steht, sondern die Art und Weise, wie migrationspolitische Bilder über ‚fremde Männer‘ darin (re-)produziert werden. Die Titelgeschichte ‚Per Moneta‘ wird dabei als Teilelement des medialen ‚Gastarbeiter*innen‘-Diskurses gesehen und auf Überschneidungen mit migrationspolitischen Konstruktionen untersucht. Bei dieser Analyse geht es nicht darum, „ob sie diesen repräsentieren, sondern wie sie ihn repräsentieren“ (ebd.: 100).

2.4.1.2. Feinanalyse

Im Rahmen der Feinanalyse wird zunächst die „Text-Oberfläche“ (Jäger 2012: 74) des SPIEGEL-Artikels hinsichtlich der optischen Gestaltung und der angesprochenen Themen untersucht. In diesem Zusammenhang werden Formalien wie die graphische Aufbereitung sowie Gliederung des Textes in Über- und Unterüberschriften analysiert. Dazu werden neben dem Gesamtlayout vor allem die Schrift, Gestaltung der Überschrift(en), Hervorhebungen sowie Platzierungen und Gestaltungen von Fotos, Graphiken oder Bildern wie Karikaturen genauer betrachtet (vgl. Jäger 2012: 75). Die Textoberfläche lässt über verschiedene Elemente wie beispielsweise das Verhältnis von Überschrift zu Textkorpus erste Vermutungen über die ‚Prominenz‘ des im Artikel behandelten Themas zu. Die visuellen Darstellungen werden im Zusammenhang mit dem Inhalt des Artikels betrachtet und liefern Hinweise auf die beabsichtigte Wirkung des Textes, wie es beispielsweise beim Einsatz von Kollektivsymbolen der Fall ist (vgl. Jäger 2012: 75).

Im Anschluss an die Textoberflächen-Analyse findet die Untersuchung des SPIEGEL-Artikels auf drei verschiedenen Ebenen statt: der Lexik, der Metaphorik und der Argumentation (vgl. Böke et al. 2000: 18).

Die Lexik umfasst unter anderem sprachlich-rhetorische Mittel, welche zur Konstruktion ‚fremder Männlichkeiten‘ beitragen (vgl. Jäger 2012: 73). Besonders interessant ist hierbei die Wortanalyse, welche einen Vergleich der vorkommenden Begriffe gewährleistet, die innerhalb eines (Teil-)Diskurses zentrale Funktion erlangen (vgl. Böke et al. 2000: 18). Der spezifische Gebrauch von Wörtern und deren Bedeutung ist dabei „sprecher- [sic!], zeit- und kontextabhängig“ (ebd.: 18) und variiert je nach Untersuchungszeitraum. So sind

beispielsweise kollektive Nationalitätszuschreibungen wie „*Itaker*“ (Jung 2000: 73) oder ‚Türken‘, welche in den 1960er Jahren als ‚neutral‘ gesehen wurden, ein Jahrzehnt später negativ konnotiert und als abwertend gesehen beziehungsweise mit ‚Ausländer(*innen)‘-Kriminalität assoziiert.

Bestimmte Worte und Begriffe enthalten zudem Bewusstseinsstrukturen und Wirkungen, die Aufschluss über spezifische Denk- und Handlungsmuster bieten. In Bezug auf die Forschungsfrage dieser Arbeit muss beispielsweise besonders auf die Verwendung von Pronomina wie ‚Wir‘ geachtet werden: „Über eine detaillierte qualitative Analyse des Diskurses und der Texte erfahren wir daher relevante Informationen über die immanenten Ideologien und Einstellungen: Die Konstruktion von »Wir« und »den Anderen« gilt als zentral für ausgrenzende Diskurse“ (Wodak/Köhler 2010: 37). In gleicher Weise sorgt auch die Verwendung von Substantiven und Adjektiven für negative beziehungsweise negativ konnotierte Zuschreibungen zu Personen(gruppen).

Metaphern stellen ebenfalls lexikalische Einheiten dar, manifestieren sich jedoch zusätzlich auf einer abstrakten Ebene. Durch sie können neuartige oder komplexe Phänomene und Zusammenhänge veranschaulicht beziehungsweise vereinfacht oder plausibel gemacht werden (vgl. Böke et al. 2000: 21). Häufig werden sie auch dazu verwendet, Sachverhalte emotivwertend und/oder auf dramatisierende, stereotypisierende Weise darzustellen. Hierbei sind wiederum Kollektivsymbole relevant, die sich auf wiederholende und/oder verändernde Weise in derartige Metaphern einschleichen und dadurch Bilder über ‚fremde Männer‘ beziehungsweise ‚Fremde‘ im Allgemeinen konstruieren. Dabei werden bestimmte Aspekte ‚anderer‘ Personen(gruppen) gezielt beleuchtet, in überzeichneter Form dargestellt oder übergangen, um sie als von der ‚Norm‘ ‚abweichend‘ zu konstruieren.

Zudem können Metaphern interpretativ in verschiedene Lexeme und Bereiche kategorisiert werden. Die Grenzen dieser Zuordnungen sind jedoch nicht immer klar und können je nach Wortsemantik, Konzept oder pragmatischer Bedeutung der Metaphern variieren (vgl. ebd.: 22). Zu beachten ist dabei nicht nur, welche Metaphern in den jeweiligen Untersuchungszeiträumen auftreten, sondern auch in welcher Vielfalt und Häufigkeit. Zudem ist zu hinterfragen, welche Bedeutungs- und Bewertungsfunktionen sie innehaben: „Die Dominanz einer Metapher (token) äußert sich vor allem in der Häufigkeit ihres Vorkommens, die Dominanz eines Metaphernbereiches dagegen in der Häufigkeit und in der Vielfalt seiner tokens im Diskurs“ (Böke et al. 2000: 23).

Im ‚deutschen‘ Migrationsdiskurs der 1960er Jahre sind vorrangig Metaphern aus den Bereichen ‚Wasser‘, ‚Militär‘ beziehungsweise ‚Krieg‘ sowie ‚Waren‘ weit verbreitet (vgl.

Böke 1997: 191f.; Böke et al. 2000: 22; Böke 2000a: 131). Auch im SPIEGEL stellen diese Themenbereiche die häufigsten Sinnbilder dar und manifestieren sich über konzeptuelle Strukturen, welche die diskursive Funktion der jeweiligen Metaphern erfassen (vgl. Böke 2000b: 165). So kann ‚Wasser‘ beispielsweise als „Anfang-Weg-Ende“ (ebd.: 165) Konzept gesehen werden, welches über zugehörige Lexeme wie Quelle, Schub und Schwemme visualisiert wird. Diese Vorstellungen imaginieren ‚Wasser‘ als ‚natürliches‘ fließendes Gewässer, in welches (künstlich) eingegriffen werden oder welches nicht aufgehalten werden kann. Begriffe wie ‚Welle‘, ‚Flut‘ oder ‚Schwemme‘ imaginieren beispielsweise Wasser als „gewaltige, potenziell gefährliche Naturkraft“ (Böke 2000a: 131), die es zu bändigen gilt.

Der Metaphern-Bereich ‚Militär/Krieg‘ dient im Migrationsdiskurs vor allem dazu, Ansammlungen und Bewegungen von großen Personengruppen homogenisierend darzustellen: „Im untersuchten Diskurs werden zum einen die Arbeitsmigration als (bedrohlicher) militärischer Angriff, zum anderen die Arbeitsmigranten als bei Bedarf strategisch einsetzbare entindividualisierte Armee metaphorisiert“ (vgl. Böke 2000b: 166).

Zugehörig zum Themenbereich ‚Waren‘ finden sich sowohl in migrationspolitischen Diskursen als auch in der Praxis verschiedene Bezeichnungen, die ihre Adressaten entmenschlichen: „Dort schillern die Waren-Metaphern oftmals zwischen wörtlich und metaphorisch gemeintem Sprachgebrauch“ (Böke 2000b: 166). So werden die ‚Gastarbeiter(*innen)‘, welche aufgrund ihrer Arbeitskraft angeworben wurden anhand ihres ‚Wertes‘ beurteilt und beispielsweise als „Stück“ (Scheibelhofer 2012: 68) bezeichnet. Tatsächlich wurde die Waren-Terminologie sowohl im alltäglichen als auch politischen beziehungsweise medialen Sprachgebrauch bis Ende der 60er Jahre meist unreflektiert und unkritisch gebraucht (vgl. Böke 2000b: 166).

Andere metaphorische Themenbereiche umfassen religiöse Sinnbilder beziehungsweise Vorstellungen einer „Besseren Welt“ (Böke 1997: 174) oder Körperanalogien. Darstellungen Deutschlands als ‚bessere Welt‘ beziehen sich dabei auf dessen Selbstverständnis als ‚Wirtschaftswunderland‘, welches sich infolge des ökonomischen Aufschwungs der 50er Jahre etablierte. Körper-Metaphern sehen Länder beziehungsweise deren Wirtschaften und Gesellschaften als biologisches System, für welches die ‚Gastarbeiter*innen‘ bestimmte Funktionen übernehmen (vgl. ebd.: 170). Während die ‚Fremden‘ in den 1960ern noch wesentlich zu dessen Erhaltung gesehen wurden, galten sie aus migrationspolitischer Sicht ab den 1970er Jahren als schädliche ‚Krankheit‘, die ‚bekämpft‘ werden musste.

Die letzte Analyseebene bildet jene der Argumentationsmuster beziehungsweise Topoi. Dabei werden sowohl der explizite Sprachgebrauch als auch „implizite Formen des ‚Argumentierens‘ z. B. durch Präsuppositionen, Implikaturen oder Stereotype und Kollektivsymbole“ (Böke et

al. 2000: 24). Der Topos-Begriff enthält einerseits die allgemeinen Muster des Argumentierens sowie kontextspezifisch besondere Muster, welche nur in bestimmten Wissensbereichen gültig sind.

Topoi enthalten zudem bestimmte Merkmale, welche für Diskursvergleiche von zentraler Bedeutung sind. Im Sinne des „Habitualitätsmerkmals“ (ebd.: 24) sind sie gewohnheitsmäßig und kollektiv verbreitet, was bedeutet, dass die Häufigkeit ihres Vorkommens etwas über die Denkstrukturen, Einstellungen und Mentalitäten einer Sprachgemeinschaft aussagt. Bestimmte Argumentationsmuster können auf verschiedene Art und Weise sprachlich beziehungsweise symbolisch (re-)produziert werden (Symbolizitätsmerkmal). Deren Untersuchung dient demnach der Eruierung, welche Argumentations- und Denkweisen für eine bestimmte Gruppe zu einem spezifischen Zeitraum typisch sind und ‚kollektives Wissen‘ darstellen (vgl. ebd.: 25). Im Folgenden soll untersucht werden, welche Argumentationsstrategien die sprachlichen und bildlichen Elemente der SPIEGEL-Artikel unterstützen (vgl. Jäger 2012: 78). Aus politischer Sicht lassen sich im Hinblick auf den Migrationsdiskurs während des Analysezeitraumes verschiedene Muster erkennen, die sich auf Topoi wie jenen des ökonomischen Nutzens, der Belastung, der Gefahr sowie der Assimilation stützen (vgl. Bonfadelli 2007: 101f.). In Bezug auf den ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Diskurs ist vor allem der *„Topos vom ‚wirtschaftlichen Nutzen‘ [H.i.O.]“* (Bonfadelli 2007: 101) relevant, welcher sich bereits zu Beginn der 1960er Jahre durchsetzt. Dieser ist eng verbunden mit Belastungs- beziehungsweise Gefahrenargumentationen, welche sich im weiteren Verlauf des Analysezeitraumes immer stärker durchsetzen und die Anwerbung weiterer ‚fremder‘ Arbeitenden kritisch sehen (vgl. Wengeler 1997: 133).

Der Belastungs-Topos gründet auf einer angeblichen verwaltungstechnischen beziehungsweise finanziellen Überlastung der ‚deutschen‘ Wirtschaft und von staatlichen Institutionen und hat zum Ziel, ‚Migration‘ mithilfe restriktiver politischer Maßnahmen zu ‚begrenzen‘ (vgl. ebd.: 135). Dabei wird auf die begrenzten finanziellen Unterstützungsmittel des Staates verwiesen, die durch die Bereitstellung von Arbeits- und Wohnplätzen für die ‚ausländischen‘ Arbeitenden erschöpft werden. In Bezug auf die Wirtschaft kommt es zu einer Übertragung des ökonomischen Grenznutzens auf den Menschen, wonach die Anwerbung zusätzlicher ‚Gastarbeiter(*innen)‘ abnehmenden beziehungsweise keinen zusätzlichen Nutzen generiert (vgl. ebd.: 136).

Hinzu kommen Argumente der *„numerische[n] Überlastung“* (ebd.: 136) im demographischen beziehungsweise sozialpolitischen Sinne sowie der psychologischen und/oder ‚kulturellen‘ Überlastung der ‚deutschen‘ Gesellschaft durch ‚Fremde‘.

Der Gefahrentopos stellt sowohl in den 1960er als auch in den 1970er Jahren das zweithäufigste mediale und (migrations-)politische Argumentationsmuster dar und folgt einem bestimmten Kausalschema: „*Weil eine politische Handlung/Entscheidung bestimmte gefährliche Folgen hat, sollte sie nicht ausgeführt werden/ist sie abzulehnen* [H.i.O.]“ (ebd.: 134). Er ist demnach selbstlegitimierend, indem er ‚gefährliche‘ Zukunftsszenarios basierend auf aktuellen politischen Entscheidungen propagiert. Medial wird diese Strategie aufgegriffen, indem (‚negative‘) Folgen der ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Anwerbung für die ‚deutsche‘ Gesellschaft und Wirtschaft aufgezeigt werden.

In gleicher Weise wird der Topos jedoch für „pro Einwanderung bzw. Einwanderer“ (ebd.: 134) herangezogen, um negative Konsequenzen aufzuzeigen, die sich durch politische Handlungen für die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ ergeben. Obwohl diese Umkehrung der Argumentationsstrategie vor allem Anfang der 80er Jahre für die ‚Asyldebatte‘ relevant wird, findet sie sich teilweise auch im SPIEGEL-Artikel aus 1964 wieder.

3. DER SPIEGEL

Die Zusammenführung von Fein- und Strukturanalyse ermöglicht es, Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ im SPIEGEL mit verschiedenen historischen migrationspolitischen Diskursen in Relation zu setzen sowie Parallelen und/oder Brüche in deren Entwicklung aufzuzeigen.

Um die historischen Zusammenhänge zwischen dem medialen und migrationspolitischen Diskurs zu verdeutlichen, wird zunächst näher auf den SPIEGEL als Analysemedium eingegangen. Wie bereits erwähnt, ergibt sich die Auswahl des Nachrichtenmagazins einerseits aus Eigenschaften der Zeitschrift selbst, als auch aus der Übereinstimmung mit dem gewählten historischen und politischen Untersuchungszeitraum dieser Arbeit (vgl. Galanis 1989: 94). Des Weiteren wird der SPIEGEL als „Meinungsführermedium“ (Stockmann 1999: 18) gesehen, dessen Beiträge häufig öffentliche und politische Diskussionen beeinflussen sowie eine Orientierung für andere Nachrichtenmagazine und Zeitungen bieten.

Zunächst erfüllt das Nachrichtenmagazin die für die Untersuchung relevanten Kriterien des konsequenten Erscheinens der Zeitschrift über den gesamten Analysezeitraum hinweg, der hohen Auflagenzahl sowie des geeigneten geographischen Bezugs.

Der SPIEGEL erschien erstmals 1947 und publizierte zu Beginn des Untersuchungszeitraumes dieser Arbeit in den 1960er Jahren bereits regelmäßig Artikel. Zu den klassischen Ressorts des Nachrichtenmagazins zählen unter anderem ‚Deutschland‘, ‚Wirtschaft‘, ‚Ausland‘ und ‚Kultur‘, wobei aufgrund des geographischen Bezuges dieser Arbeit die ‚Deutschland‘-Sparte zur Analyse herangezogen wird. Dieses „Herzstück des SPIEGEL“ (Just 1967: 103) dominiert die SPIEGEL-Ausgaben seit Beginn der 1960er Jahre mit einem durchschnittlichen Längenbeziehungsweise Seitenvolumen von etwa 30% und beschäftigt sich mit Ereignissen, die in Deutschland stattfinden oder dieses betreffen. Die restlichen Beiträge des Magazins bestehen zu einem Großteil aus Berichten, aber auch aus Interviews, Kommentaren, Kritiken oder Kurzartikeln. 1993 wurde zudem das Ressort ‚Gesellschaft‘ eingeführt, welches ebenfalls deutschlandbezogene (Titel-)Geschichten und Artikel enthält (vgl. Stockmann 1999: 55). Die Relevanz des Deutschlandbezuges und dessen vergleichsweise überproportionaler Anteil an den Themengebieten des Magazins spiegeln sich seit 1949 auch im Untertitel „Das Deutsche [sic!] Nachrichten-Magazin“ (Just 1967: 71) wieder.

Wie aus dem Untertitel ebenfalls hervorgeht, kann der SPIEGEL zunächst der Gattung der Nachrichtenmagazine zugeordnet werden, welche sich durch ihre periodische (meist wöchentliche) Auflage in Form einer Zeitschrift, sprich mit Illustrationen, auszeichnen (vgl. Stockmann 1999: 15). Die Berichterstattungen sind zudem nicht im nüchternen Stil von

Nachrichten, sondern als Geschichten geschrieben, welche die Leser*innen über Ereignisse von „allgemeinem Interesse“ (ebd.: 15) informieren sollen und die Kriterien der Aktualität, Außergewöhnlichkeit und Neuheit erfüllen. Des Weiteren kommt Nachrichtenmagazinen die Aufgabe der Kritikäußerung zu, um auf politische oder gesellschaftliche Situationen aufmerksam zu machen. Wie auch im Falle des SPIEGEL sehen sich derartige Zeitschriften selbst oftmals in der Rolle von ‚Enthüllenden‘, welche üblicherweise mit Organen wie der Polizei oder anderen öffentlichen Institutionen in Verbindung gebracht wird (vgl. ebd.: 14). Dabei nehmen sie (vermeintlich) eine von politischen Tendenzen unabhängige, kritische journalistische Position ein.

Obwohl der SPIEGEL diese Kriterien auf den ersten Blick erfüllt, kommt ihm eine gewisse Sonderstellung unter den deutschen Nachrichtenmagazinen zu. Dies resultiert aus der Tatsache, dass er der Gattung zwar formal und graphisch zugeordnet werden kann, inhaltlich jedoch näher an Wochenzeitungen herantritt. Zudem bestehen in Bezug auf die politische Unabhängigkeit des Magazins seit dessen Entstehung Unsicherheiten, wodurch es „im Zweifelsfall links“ (Augstein zit. nach Stockmann 1999: 18) eingeordnet wird.

Der SPIEGEL ähnelt demnach „politischen Zeitschriften“ (ebd.: 14) welche als periodische Publikationen staatliche, gesellschaftliche, soziale sowie kulturelle Ereignisse aus der Vergangenheit und Gegenwart aufgreifen beziehungsweise zukunftsrelevante Themen erörtern. Die Berichterstattungen des Magazins folgen meist einem gewissen Schema, indem sie mit einem „Überraschungscoup“ (ebd.: 18) eröffnen und erst danach das Thema unter Zuhilfenahme von Rückblenden bis zum eigentlichen Hauptereignis aufbereiten. Sie nehmen daher eine Art epische Erzählweise an, welche von einem eigenwilligen Sprachgebrauch mit Neologismen, Ironie und Zynismus gekennzeichnet ist (vgl. ebd.: 19).

Betrachtet man die drei Hauptfunktionen der Medien, die sich aus Information, Mitwirkung an der Meinungsbildung sowie Kontrolle und Kritik ergeben, kommt politischen Magazinen am ehesten die letzte Aufgabe zu (vgl. ebd.: 14). Angesichts dieser Funktion von Zeitschriften ist der SPIEGEL als ‚Sonderfall‘ für die Analyse besonders interessant. Im Folgenden sollen dessen Selbstdarstellung sowie Geschichte erläutert und seine (vermeintliche) Rolle als ‚kritische Stimme‘ hinterfragt werden.

3.1 Selbstdarstellung und Leser*innenschaft

Der SPIEGEL erscheint aktuell jeden Samstag und zählt mit einer Reichweite von 6,44 Millionen Printausgabenrezipient*innen zu den meinungsführenden Medien Deutschlands (Spiegel Media 2018). Als landesweit meistzitiertes Medium erreicht die Zeitschrift inklusive

Onlinenutzung und der Applikationsanwendung auf Mobiltelefonen wöchentlich sogar eine bis dato unerreichte Leser*innenschaft von 13 Millionen Personen (Spiegel Media 2018). Laut Eigenaussage richtet sich das Nachrichtenmagazin an weltoffene, vernetzte, engagierte und investierende Leser*innen (vgl. Peter Biekarck 2018: 8). Diese seien sowohl aufgeklärt und interessiert an politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Themen als auch „meinungsführend, motiviert und gestalterisch“ (ebd.: 8).

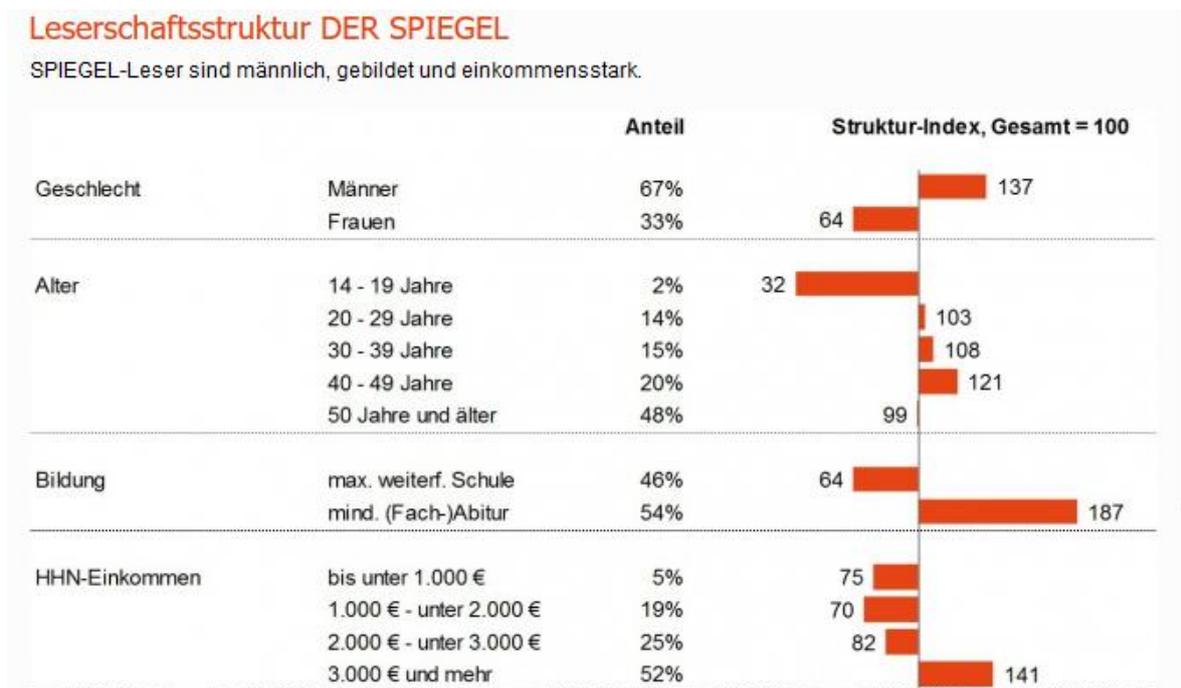


Abbildung 2: Leser*innenstruktur DER SPIEGEL (Spiegel Media 2018)

Wie auch aus Abbildung 2 hervorgeht, fällt bei der Beschreibung der SPIEGEL-Leser*innen auf, dass keine inkludierende Sprache, sondern ausschließlich die ‚männliche‘ Form verwendet wird. Obwohl dies mit der Leser*innen-Darstellung des SPIEGEL, welche die Rezipient*innen als „männlich, gebildet und einkommensstark“ (Spiegel Media 2018) identifiziert, einhergeht, kann diese sprachliche Exklusion auch als Widerspruch zu der vielfach betonten Sorgfalt und Qualität der Zeitschrift gesehen werden. Zudem fällt auf, dass die Leser*innen anhand bestimmter Kategorien wie Gender, Alter und ‚Klasse‘ in der Gesellschaft positioniert werden. Daraus kann abgeleitet werden, dass sich der SPIEGEL vorrangig an Menschen richtet, die als ‚ältere, männliche Gebildete‘ mit bestimmtem sozialem Status beschrieben werden. Die Zeitung grenzt sich demnach nicht nur über ihre „gründliche Information, gute Recherche und verlässliche Qualität“ (Spiegel Media 2018) von vergleichbaren Medien ab, sondern auch durch ihre Leser*innenschaft, der sie die gleichen Attribute zuschreibt wie sich selbst. Dies fällt vor allem beim Vergleich mit der in Deutschland meistverkauften ‚BILD‘-Tageszeitung auf, deren

Rezipient*innen zwar ebenfalls überwiegend über 50 Jahre und ‚männlich‘ sind, jedoch in eine als vom SPIEGEL ‚niedriger‘ beschriebene Bildungs- und Gehaltsgruppe eingestuft werden (vgl. Media Impact 2018). Ebenso verhält es sich beispielsweise mit dem ‚FOCUS‘-Magazin, welches sich seit 1996 als feste Größe neben dem SPIEGEL in der deutschen Presselandschaft positioniert hat. Entgegen dem Anspruch, eine etablierte Alternative zum SPIEGEL darzustellen, wird das Magazin vom ‚Gros der Intellektuellen [...] als ‚rechte Variante‘ des SPIEGEL“ (Stockmann 1999: 9) gesehen, welche sich vor allem durch unprofessionelle Recherche sowie den übermäßigen Einsatz von bunten Bildern (die fehlende Inhalte überdecken sollen) auszeichnet.

Die Konstruktion einer medial favorisierten Subjektposition des SPIEGEL steht demnach einerseits im Zusammenhang mit dem Diskurs, innerhalb dessen sie formuliert wird, und ist andererseits relevant für die Abgrenzung zu ‚anderen‘ Identitäten. Diskurse stellen die spezifischen Räume dar, in denen Wissensformen und Bedeutungszuschreibungen produziert werden und an denen sich Subjekte orientieren (vgl. Hepp 1999: 37). Diese werden nicht zwangsläufig, jedoch aufgrund „inhärenter, diskursiver Machtmechanismen“ (Hepp 1999: 37) von Individuen eingenommen. Den Leser*innen wird somit die Möglichkeit der Identifikation mit einer stereotypen Subjektposition geboten, welche meist mit positiven Attributen konnotiert ist. Die Konstruktion von ‚typischen‘ SPIEGEL-Rezipient*innen als ‚männlich‘, ‚gebildet‘ und ‚einkommensstark‘ bedient sich ebendieser Kategorisierungsprozesse, welche auf der Produktion des ‚Selbst‘ und des ‚Anderen‘ fußen. Somit wird die Leser*innenschaft zunächst von ‚Nicht-Leser*innen‘ des SPIEGEL, wie auch von ‚fremden Anderen‘ gleichermaßen abgegrenzt. Unterschiede zwischen den exkludierten Gruppen bestehen jedoch in den Kategorien beziehungsweise den stereotypen Merkmalen, anhand derer die ‚Anderen‘ definiert werden. Bei Betrachtung der Grundgesamtheit der SPIEGEL-Rezipient*innen, welche für die Eruierung der ‚typischen‘ Leser*innenschaft herangezogen wurde, fällt auf, dass diese zunächst als „Deutschsprachige [sic!] Bevölkerung ab 14 Jahre“ (vgl. Biekarck 2018: 6) definiert ist. In die Stereotypisierung der SPIEGEL-Leser*innen fließen somit Aspekte der Sprache, der Nation und des Alters ein, welche die Gruppe der Rezipient*innen eingrenzen. Innerhalb dieser Gruppe werden die SPIEGEL-Leser*innen weiters über Kategorien wie Bildung und Einkommen vom Rest der definierten deutschsprachigen Bevölkerung ab 14 Jahren abgegrenzt. Zudem werden die typischen „Leser“ (Spiegel Media 2018) als ‚männlich‘ definiert, wodurch Genderaspekte in die Stereotypenkonstruktion einfließen. Zusammen mit der Sprache der Zeitschrift, welche hauptsächlich die ‚männliche‘ Form gebraucht, werden Personen, welche sich nicht in die Kategorie ‚männlich‘ einordnen (wollen), nicht angesprochen und durch die Schreibweise

ausgegrenzt. Die Definition der Subjektposition von SPIEGEL-Leser*innen reproduziert demnach nicht nur die Opposition von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, sondern es werden auch „all jene Formen [von Sexualität] ausgegrenzt, die sich nicht dem einfachen bipolaren Schema fügen“ (Hepp 1999: 60). In Bezug auf die Analyse von Medien und den von ihnen produzierten Texten führt dies zu einer „Gender-Positionierung“ (Hepp 1999: 64), die sich in die stereotypisierten Subjektpositionen der Leser*innen einschreibt. Diese ist relevant für die Rezeption und Aneignung der Medieninhalte sowie deren aktive (Re-)Produktion bereits existierender binärer Bilder von ‚Weiblichkeit‘ beziehungsweise ‚Männlichkeit‘ im Rahmen der Feinanalyse (vgl. Hepp 1999: 64). Die Texte sind wiederum Teil umfassender Diskurse, in denen sich ‚Gender‘ als einer von vielen konstitutiven Aspekten in Konstruktionen von Personen und deren Identitäten manifestiert (vgl. Hepp 1999: 65).

Neben dem ‚Gender‘-Aspekt werden bei der Definition der ‚typischen‘ Leser*innengruppe des SPIEGEL auch der Bildungs- und Einkommensgrad genannt. Diese stellen ökonomische und Klassen-Stereotype dar, welche „ausgehend von unterschiedlichen Besitzverhältnissen und Interessenslagern [...] gesellschaftliche Klassen und Schichten identifizieren“ (Thiele 2015: 84). Auffallend dabei ist, dass dadurch zwar Differenzierungen vorgenommen werden, diese jedoch *innerhalb* der Gruppe der ‚deutschsprachigen Bevölkerung‘ bestehen. Derartige Unterscheidungen von ‚Deutschen‘ untereinander finden sich auch im migrationspolitischen und historischen Kontext wieder und stellen einen interessanten Aspekt von Differenzierungsprozessen dar.

Die stereotypen SPIEGEL-Leser*innen werden demnach aufgrund ihres sozialen Geschlechts, Einkommens- und Bildungsgrades sowohl von ‚anderen‘ Rezipient*innen als auch von Nicht-Rezipientinnen unterschieden. Letztere werden dabei über die fehlende Zugehörigkeit zur ‚deutschsprachigen Bevölkerung‘ definiert. Die Sprache und Nation stellen Merkmale dar, welche konstitutiv für die Kategorie ‚Ethnie‘ sind, die wiederum als Differenzierungsmerkmal in Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ einfließt. Die Subjektposition des ‚männlichen, gebildeten und einkommensstarken Lesers‘ ist somit in Hinblick auf die Analyse von Produktionen ‚anderer Männer‘ höchst relevant und gibt Aufschlüsse über die Wahrnehmung der ‚eigenen‘ Leser*innen, welche Fremddarstellungen in den Medientexten gegenüberstehen. Bei der Strukturanalyse des Nachrichtenmagazins lassen sich demnach spezifische Kategorisierungs- und Stereotypisierungsprozesse finden, die dessen Selbstdarstellung als investigativer und qualitativer „Premium-Vermarkter“ (Spiegel Media 2018) in Frage stellen.

Kritik dieser Art, welche „restaurative und demagogische Tendenzen in der Berichterstattung“ (Huhnke 1996: 106) vermutete, wurde bereits Ende der 1960er Jahre laut. Vor allem aber sollen

Themen der sozialen Bewegungen, insbesondere „Frauenthemen“ (ebd.: 107), vom SPIEGEL vernachlässigt beziehungsweise nur zeitverzögert angesprochen worden sein. Die Wochenzeitschrift sei demnach kein seriöses Nachrichtenmagazin, sondern impliziere und verbreite in seinen Berichterstattungen Vorurteile, welche den Leser*innen vorgefertigte Meinungen liefere. In Bezug auf das Thema ‚Gender‘ wird dem Magazin sogar vorgeworfen, dass es ‚frauenfeindlich‘ sei und einen ‚männlichen‘ Herrschaftsanspruch legitimiere, indem es „an der Frauenfrage vorbeigegangen ist, als existiere sie überhaupt nicht, obwohl kaum zu bestreiten ist, daß [sic!] sie [...] für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung eine weit größere Bedeutung hat, als, sagen wir, die Asylantenfrage“ (ebd.: 108). Besonders dieser letzte Kritikpunkt stellt einen interessanten Aspekt hinsichtlich der in der Arbeit behandelten Fragen dar, da ‚männliche‘ Konstruktionen nicht isoliert, sondern auch im Zusammenhang mit Darstellungen von ‚Frauen‘ untersucht werden sollen. Zudem werden hier durch den Verweis auf die ‚Asylantenfrage‘ die Präsenz und der Stellenwert von migrationspolitischen Themen innerhalb des Magazins aufgezeigt, welche ebenfalls ein zentraler Bestandteil dieser Analyse sind.

Aufgrund derartiger Kritik unterliegt der SPIEGEL „seit jeher einer stark polarisierenden Wirkung; von vielen wurde das Magazin nur mangels einer echten Alternative geduldet und eher als ein unumgängliches Übel angesehen“ (Stockmann 1999: 9). Um diese inhärenten Widersprüche des Nachrichtenmagazins näher beleuchten zu können, wird im Folgenden auf dessen historischen Werdegang eingegangen.

3.2. Entstehung

Der SPIEGEL entstand aus der Zeitschrift ‚Diese Woche‘ und fällt durch seine Gründung im Jänner 1947 in die Periode der politisch-ideologischen Neuorientierung Deutschlands (vgl. Just 1967: 11). Nach dem Zweiten Weltkrieg war vor allem das Thema der wirtschaftlichen Situation des Landes, dessen Industriekapazität auf 61% des Volumens der Vorkriegszeit gesunken war, sehr präsent. Der ‚Wiederaufbau‘ Deutschlands ging demnach nicht nur mit wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen, sondern auch mit intensiven medialen Berichterstattungen einher. Im Rahmen einer umfassenden „Erziehungspolitik“ (ebd.: 11) versuchten die Besatzungsmächte, in Deutschland durch Förderungen und die Neugründung von Selbstverwaltungskörpern sowie Massenkommunikationsmitteln eine stabile demokratische Grundlage zu schaffen.

Um den letzten Punkt zu gewährleisten, wurde mit der Lizenzierung deutscher Zeitungen und Zeitschriften begonnen, deren anfängliche Zensur nach und nach aufgehoben wurde (vgl. ebd.:

12). Die Lizenzträger wurden dabei je nach politischer Parteizugehörigkeit gewählt und angewiesen, jegliche Kritik an der Militärregierung oder den Alliierten zu unterlassen. Zudem wurde in Anbetracht der damals jüngsten Ereignisse die Verbreitung jeglicher nationalsozialistischer und militaristischer Ideen verboten. Zur Durchsetzung und Kontrolle der Einhaltung dieser Forderungen wurden verschiedene Sanktionsmaßnahmen wie Verwarnungen, befristete Verbote oder Lizenz-Entziehungen eingesetzt.

Die Zeitungen und Zeitschriften unterlagen zudem aus wirtschaftlichen Gründen bestimmten Auflagebeschränkungen, da das den Zeitungen zur Verfügung stehende Papier durch die Alliierten zugeteilt wurde. Obwohl die Kontrollen mit der Zeit aufgelockert wurden, herrschte bis zur Aufhebung des Lizenzzwangs im September 1949 eine gewisse Monotonie in der deutschen Pressewelt (vgl. ebd.: 12). Da die Lizenzen an die entsprechenden Verlage verteilt wurden, spiegelten die meisten Zeitschriften und Zeitungen erziehende Praxen wider, während politische Berichterstattungen und kritische Beiträge selten bis gar nicht zu finden waren (vgl. ebd.: 12). Sehr präsent hingegen waren Meldungen über vergangenheitsbewältigende Kriegsverbrecher(*innen)prozesse sowie Artikel über die angestrebte Demokratie, deren Fokus auf der Verbesserung der wirtschaftlichen Situation Deutschlands lag. Wie bereits erwähnt, kam Nachrichtenmagazinen wie dem SPIEGEL in (angehenden) demokratischen Gesellschaften zudem die besondere Rolle der Mitwirkung an der Bildung einer kritischen Öffentlichkeit zu, indem sie politische sowie ökonomische Herrschaft hinterfragen und kontrollieren sollten (vgl. Stockmann 1999: 14).

Vor diesem Hintergrund entstand der SPIEGEL als eines der wenigen Magazine, welches „auf die Lizenz wenig Rücksicht nahm, gut beobachtete und scharf kritisierte“ (Just 1967: 12).

Nur ein Jahr nach der Gründung der Zeitschrift ‚Diese Woche‘ wurde der SPIEGEL im Jänner 1947 nach dem Vorbild des amerikanischen ‚TIME‘-Magazins ins Leben gerufen (vgl. Just 1967: 14). Die Orientierung am amerikanischen Pendant resultierte aus der Tatsache, dass derartige Nachrichtenmagazine zu dieser Zeit bereits eine Verbindung zwischen Medien und (damaligen Vorstellungen von) „sozialer Entwicklung“ (ebd.: 14) erkannt hatten und als Orientierung für deren Leser*innen fungierten.

Die ‚TIME‘, welche seit 1923 existierte, zeichnete sich zudem als internationale „*News Gathering Organisation* [H.i.O.]“ (ebd.: 17) mit einer gruppenjournalistischen Redaktion aus. Demnach wurden alle Beiträge vor ihrer Veröffentlichung von mehreren Recherchierenden, Redakteur(*innen) sowie Ressortchef(*innen) überprüft und umgeschrieben, um persönliche Stile zu neutralisieren und die Artikel dadurch zu ‚anonymisieren‘ (vgl. ebd.: 17). Die meist unveröffentlichte Autor*innenschaft der SPIEGEL-Artikel ist auf ebendieses amerikanische

System zurückzuführen, bei welchem die Beiträge verschiedenste redaktionelle Stellen durchliefen und dort immer wieder verändert wurden (vgl. Stockmann 1999: 102). Das Prinzip besteht seit den 1960ern und zieht sich durch die gesamte Untersuchungsperiode dieser Arbeit, wodurch die Nachverfolgung der Autor*innen sich schwierig gestaltet beziehungsweise nicht möglich ist. Nur jeder fünfte Artikel des Nachrichtenmagazins trägt eine Autor*innen-Kennzeichnung, wodurch fast 80% der Beiträge namenlos bleiben. Obwohl das ‚Deutschland‘-Ressort neben ‚Kultur‘ und ‚Ausland‘ zu jenen Sparten zählt, in denen Autorenangaben am ehesten vorkommen, kommt es auch hier nur in Ausnahmefällen zur Nennung der Verfasser*innen (vgl. ebd.: 103). Dies ist auch bei dem analysierten Artikel ‚Per Moneta‘ aus 1964 der Fall. Das journalistische Konzept des Nachrichtenmagazins legt nahe, dass auf die Nennung der Verfassenden verzichtet wurde, um die ‚einheitliche‘ Position des SPIEGEL zu stärken und verdeutlichen.

Anders sieht dies selbstverständlich bei der journalistischen Gattung der Kommentare aus, bei welchen der Anteil mit Nennung der Kommentierenden mit 98% aufgrund der Sinnhaftigkeit vergleichsweise hoch ist (vgl. ebd.: 105). Das Verfahren und die Anonymität führen jedoch aus kritischer Perspektive zu mangelnder Diversität der Zeitschrift: „Im SPIEGEL ist es der ... [sic!] Ungeist einer ‚skeptischen Allwissenheit‘, der das ganze Blatt beherrscht und eine echte Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nicht aufkommen lässt. Die Mehrzahl der SPIEGEL-Beiträge liest sich so, als seien sie von einem einzigen Mann geschrieben“ (Stave zit. nach Sackardt 1961: 49). Das amerikanische Prinzip der Berichterstattung scheint die Gefahr zu bergen, Nachrichten nicht nur durch mehrfache Überprüfung zu anonymisieren, sondern derart stark zu vereinheitlichen, dass sprachliche sowie gedankliche Freiheiten keinen Platz mehr darin finden.

Obwohl viele Parallelen zwischen SPIEGEL und ‚TIME‘ bestanden, kristallisierte sich in dessen Entwicklung ein wichtiger prinzipieller Unterschied heraus. Während das ‚TIME‘-Magazin als alleinige Nachrichtenquelle herangezogen werden konnte beziehungsweise wollte, wurde seitens des SPIEGEL betont: „in Deutschland begnügt sich kein interessierter Leser mit dem SPIEGEL [...] Das bedeutet, daß [sic!] der SPIEGEL darauf verzichten muß [sic!], Tagesnachrichten zu bringen, sofern er sie nicht instruktiver, reichhaltiger, klarer servieren kann“ (Augstein zit. nach Sackardt 1961: 13).

Der SPIEGEL fungierte zudem als mediale Reaktion auf das ‚Dritte Reich‘ und die Pressepolitik der Alliierten, indem er sich mehr oder weniger offen von deren Meinungsbildungsprozessen distanzierte, indem er „berichtet, [sic!] statt zu kommentieren“ [und] ‚Bilder von Menschen‘ “ (Just 1967: 14) zeigt.

Aus den obigen Prinzipien lassen sich zwei Grundpfeiler des Nachrichtenmagazins ableiten: Einerseits ergibt sich aus der Tatsache, den Leser*innen mehr bieten zu wollen als ‚nur‘ Tagesnachrichten, der investigative Imperativ des SPIEGEL, welcher dem Aufzeigen neuer – meist kritischer – Perspektiven dient. Andererseits entspringt hier auch der Fokus des Magazins auf die zuvor erwähnte Darstellung der ‚Bilder von Menschen‘, da Geschichten über Personen weniger abstrakt, ambivalenter und somit interessanter für die Leser*innen sind: „Nichts ist interessanter für den Menschen als der Mensch. Der Charakter von Persönlichkeiten beeinflusst [sic!] die Weltgeschichte“ (Augstein zit. nach Sackarndt 1961: 13).

Diese Prinzipien stehen in enger Verbindung mit Rudolf Augstein, dem Gründer des SPIEGEL, welcher als Herausgeber und Chefredakteur von 1947 bis 2002 nicht nur die Entwicklung, sondern auch das Wesen des Nachrichtenmagazins nachhaltig prägte. Als eines der bedeutendsten Ereignisse muss in diesem Zusammenhang die „SPIEGEL-Affäre“ (Stockmann 1999: 17) erwähnt werden, welche maßgeblich zum medialen Status der Zeitschrift beitrug.

3.2.1. Die SPIEGEL-Affäre

Die SPIEGEL-Affäre 1957, infolge derer Augstein sowie fünf weitere Redakteur*innen wegen Landesverrats inhaftiert wurden, gilt als Höhepunkt des ‚investigativen Journalismus‘ des Nachrichtenmagazins, welches sich von Beginn an der Aufdeckung von „politischen und gesellschaftlichen Mißständen“ (ebd.: 17) widmete.

Rudolf Augstein war bereits beim ‚Hannoverschen Nachrichtenmagazin‘ der Militärregierung beschäftigt und wurde zunächst als „politischer Redakteur“ bei der SPIEGEL-Vorgängerin ‚Diese Woche‘ eingestellt (vgl. Stockmann 1999: 16). Der ehemalige Kriegsdienstler war als Artilleriebeobachter an der Ostfront tätig und setzte sich 1945 angesichts einer drohenden Kriegsgefangenschaft in den Westen ab, bevor er seine Arbeit beim SPIEGEL begann.

Bereits 1947 als Herausgeber und seit 1951 als Chefredakteur des Nachrichtenmagazins angeführt, prägte Augstein 50 Jahre lang dessen redaktionelle Arbeit und Inhalt über sein Aufgabengebiet hinaus: „Seine Meinung, ohne seine skeptische Kritik würden die Beiträge nicht immer differenziert genug sein, ist begründet; auf den Redaktionskonferenzen und im persönlichen Gespräch erweist er sich als außerordentlich logischer und kritischer Denker“ (Just 1967: 38). Dennoch zeigte sich Augstein als ambivalenter Charakter, da er einerseits einen gewissen Sinn für logisches Denken mit nüchternem Kalkül sowie einer prägnanten Denk- und Ausdrucksweise verband, andererseits vor allem in Bezug auf politische Themen und Engagement auffallend sensibel war (vgl. ebd.: 39). Diese seiner Persönlichkeit

innewohnenden Gegensätze spiegelten sich auch in den von ihm verfassten Beiträgen wider, die sowohl bildhaft formuliert als auch kühl und diszipliniert waren.

Indem er seine Position in die Berichterstattungen des SPIEGEL einfließen ließ, gestaltete Augstein das Nachrichtenmagazin in ein Instrument politischen Handelns um, was auch dessen Zuordnung zur Gattung der politischen Zeitschriften zu Beginn des Kapitels erklärt (vgl. ebd.: 43). Legitimiert wurde der Einfluss dieser Tendenzen durch die Aufgabe der Zeitschrift, die Leser*innen über gesellschaftliche und politische Tatsachen zu informieren. Zudem passte auch die Rolle, welche Medien in der bereits erwähnten politischen ‚Umerziehungspolitik‘ einnahmen, in dieses Konzept (vgl. ebd.: 11). Der Redakteur sah somit die Aufgabe des SPIEGEL, die Rede- und Denkfreiheit der Leser*innen im Sinne der Demokratie zu gewährleisten, als erfüllt. Zudem habe das Magazin eine „besondere gesellschaftskritische Funktion [...] für die Freiheit des einzelnen [sic!] gegen die Übermacht der staatlichen und gesellschaftlichen Apparate“ (Augstein zit. nach Just 1967: 43), welche er 1961 explizit als „Oppositions-Ersatz“ (Just 1967: 43) bezeichnete.

Obwohl zunächst Information und Aufklärung als einzige publizistische Ziele des SPIEGEL deklariert worden waren, zeigte sich Augsteins affektiv geladene politische Einstellung sehr deutlich in Berichterstattungen über die Teilung Deutschlands in der Nachkriegszeit und die Bündnispolitik Konrad Adenauers. Besonders scharf kritisierte er den Kanzler, indem er sich offen gegen dessen Machtmissbrauch richtete und ihn als innen- sowie außenpolitische Gefahr bezeichnete. In gleicher Weise wurde auch der vom Kanzler unterstützte Franz Josef Strauß aufgrund seiner Affären zum Ziel Augsteins (vgl. Stockmann 1999: 17). Diese Ablehnung resultierte demnach einerseits aus zeitweisen Kompetenzüberschreitungen Adenauers sowie dessen politischem Konzept, welches Augsteins politischen Überzeugungen grundsätzlich widersprach. An dieser Stelle sei noch einmal an die Aussage des Chefredakteurs erinnert, laut welcher der Charakter von Persönlichkeiten die Weltgeschichte beeinflusse (vgl. Sackardt 1961: 13). In Anbetracht der SPIEGEL-Affäre scheint das Zitat nicht nur auf Persönlichkeiten zuzutreffen, *über* die das Magazin berichtet, sondern auch auf jene, die berichten.

Noch bevor die Auseinandersetzungen zwischen Augstein und Adenauer beziehungsweise Strauß ihren Höhepunkt in der ‚SPIEGEL-Affäre‘ erreichten, spitzte sich die angespannte Situation im Zuge der ‚FIBAG-Affäre‘ (ebd.: 41) erheblich zu. Hierbei ‚enthüllte‘ das Magazin Anfang der 60er Jahre Fakten rund um das Vorhaben der Finanzbau-Aktiengesellschaft ‚FIBAG‘, in Deutschland Wohnungen für US-amerikanische Soldaten zu errichten (vgl. SPIEGEL 23/1961: 40). Das Projekt stand unter der Leitung des ‚Strauß-Freundes‘ (ebd.: 41) Hans Kapfinger und wurde vom Bundesminister persönlich unterstützt, welcher die Finanzbau-

Aktiengesellschaft an den US-amerikanischen Verteidigungsminister Thomas S. Gates weiterempfahl (vgl. ebd.: 43). Die Baukosten des Projektes sollten zu einem Großteil von verschiedenen amerikanischen Unternehmen sowie der fünfjährigen Mietgarantie der US-Streitkräfte gedeckt werden. Jene Beiträge, die nicht durch Fremdkapital gedeckt wurden, sollten später den Zinsen beziehungsweise Zinseszinsen des US-Kapitals entnommen werden, sodass sich das Projekt innerhalb von fünf Jahren „per Umfinanzierung“ (ebd.: 41) amortisiere. So wäre es für die FIBAG möglich gewesen, das Bauprojekt praktisch ohne eigenen Kapitaleaufwand durchzuführen. Strauß war jedoch zusammen mit Kapfinger als Treuhänder selbst an der FIBAG beteiligt, woraufhin ein Untersuchungsausschuss des Bundestags wegen Vorteilsnahme im Amt gegen ihn ermittelte. Da der Bundesverteidigungsminister seine Beteiligung jedoch vehement leugnete und nicht genug Nachweise vorhanden waren, konnten die Anschuldigungen nicht eindeutig bewiesen werden.

Der SPIEGEL jedoch veröffentlichte im Jahr 1962 Dokumente, welche die Korrespondenz zwischen Strauß und dem Architekten Lothar Schloß, welcher das Bauprojekt für die amerikanische Armee geleitet hatte, belegten (vgl. SPIEGEL 8/1962: 18). Daraufhin wurde dem Magazin vorgeworfen, „seine journalistischen Sorgfaltspflichten, seine Wahrheitspflicht und das Gebot sachlicher Berichterstattung“ (SPIEGEL 8/1962: 19) verletzt zu haben, woraufhin mehrere einstweilige Verfügungen und Verfahren gegen Augstein eingeleitet wurden.

Den Höhepunkt der Spannungen stellte schließlich die SPIEGEL-Affäre dar, im Zuge derer der stellvertretende Chefredakteur Conrad Ahler über eine militärische Übung der NATO mit Namen ‚Fallex 62‘ und deren umstrittene Atombombenstrategie berichtete. Ziel dieser Übung war es, die militärische Bereitschaft der NATO, die Funktionsfähigkeit der Führungsstäbe sowie die aktuelle Notfallplanung für die Bevölkerung zu überprüfen (vgl. Ahler 1962: 34). In dieser Hinsicht beschrieb Ahler die Vorbereitungen der Bundesregierung für den Verteidigungsfall als „völlig ungenügend [...] wobei das Fehlen eines Notstandgesetzes nur eines von vielen Übeln ist“ (ebd.: 35). Neben der Verbreitung der kritikgeladenen Erkenntnis, dass unter den gegebenen Umständen „fast keiner eine Chance“ (ebd.: 35) habe, wurde der SPIEGEL-Redaktion zudem von Adenauer vorgeworfen, Staatsgeheimnisse publiziert und damit Landesverrat begangen zu haben, da Details über die Ausstattung der Bundeswehr sowie deren Mängel preisgegeben wurden (vgl. Stockmann 1999: 17; SPIEGEL 38/2012).

Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß forcierte auf diese vermeintliche Straftat – die sich später als haltlos erwies – unter voller Zustimmung seitens Adenauer die Inhaftierung und Strafverfolgung mehrerer SPIEGEL-Redakteur(*innen); allen voran Ahler und Augstein (vgl.

SPIEGEL 38/2012). Zudem wurden 18 Tage nach Erscheinen der Titelgeschichte die Redaktions- und Verlagsräume des SPIEGEL polizeilich durchsucht und besetzt, sowie diverse Materialien beschlagnahmt. Aufgrund ihrer extremen Maßnahmen werden diese politischen Reaktionen als „der massivste Angriff auf die Pressefreiheit in der Geschichte der Bundesrepublik“ (ebd.) gesehen. Als Gegenreaktion kam es seitens der Bevölkerung zu Protestkundgebungen in Berlin, Hamburg, Hannover und Braunschweig, um sich gegen den massiven Eingriff in die Presse- und Meinungsfreiheit – welche demokratische Grundwerte verkörpern – auszusprechen (vgl. ebd.). In Folge zog die SPIEGEL-Affäre eine Verfassungsdiskussion nach sich, dessen Auslegung durch das Bundesverfassungsgericht in die deutsche Geschichte einging und einen neuen Grundpfeiler der Pressefreiheit formte (vgl. Stockmann 1999: 17).

In einer eigens anberaumten Bundestagssitzung musste Strauß schließlich zugeben, an der rechtswidrigen Verhaftung Ahlers mitgewirkt zu haben. Daraufhin wurde er von der Staatsanwaltschaft der Amtsanmaßung und Freiheitsberaubung beschuldigt, blieb aber aufgrund der Annahme eines „Verbotsirrtums“ (SPIEGEL 38/2012) straffrei. Dennoch legte Strauß sein Amt als Verteidigungsminister noch im selben Jahr der Erscheinung des Artikels nieder. Ebenso straffrei blieben Augstein und Ahler, da der Bundesgerichtshof ein Verfahren gegen sie ablehnte und ein unabhängiges Militärgutachten feststellte, dass der SPIEGEL-Bericht keine Staatsgeheimnisse enthalten hatte und demnach kein Landesverrat vorliege.

Aufgrund der SPIEGEL-Affäre stieg die Auflagenzahl des Magazins innerhalb einer Woche um das Dreifache an, wodurch es an Popularität gewann und seinen festen Platz in der Presselandschaft Deutschlands endgültig etablierte (vgl. Just 1967: 29).

3.3. Das SPIEGEL-Format

Neben der SPIEGEL-Affäre wurde das Nachrichtenmagazin auch durch sein auffälliges graphisches Format und seine eigenwillige Berichterstattung bekannt. Vor allem in Bezug auf die optische Gestaltung lassen sich wiederum Parallelen zum ‚TIME‘-Magazin erkennen, worauf im Folgenden näher eingegangen wird.

3.3.1. Titelblatt und Titelgeschichte

Die auffälligste Gemeinsamkeit zwischen SPIEGEL und seinem amerikanischen Pendant stellen das Titelblatt-Layout und der auffällige, rote Rahmen dar (s. Abb. 4). Da der Hauptteil dieser Arbeit die Analyse einer Titelgeschichte ist, soll deren Aufmachung seitens des Magazins näher erläutert werden.

In Anbetracht der Gestaltung des Nachrichtenmagazins ist es zunächst der Titel, welcher potentiellen Käufer*innen ins Auge sticht. Die Überschriften zählen somit noch vor Bildunterschriften und dem Einstiegssatz eines Artikels zu jenen drei Aspekten, welche Rezipient*innen zum Kauf beziehungsweise zum Lesen animieren (vgl. Carstensen 1971: 41). Betrachtet man die SPIEGEL-typische Sprache, so werden vor allem die Schlagzeilen auf dem Cover sehr reißerisch formuliert, ohne viel Information über das wesentliche Thema des Artikels preiszugeben (vgl. ebd.: 42). Wenn der zugehörige Artikel innerhalb des Magazins aufgeschlagen wird, findet sich der Titel der Umschlagsseite auf wiederholende oder variierte Weise wieder; des Öfteren werden zusätzliche Informationen in Form von Untertiteln preisgegeben. Häufig enthalten die Artikelüberschriften humorvolle, mysteriöse, sarkastische oder gar zynische Elemente, welche die Aufmerksamkeit der Rezipient*innen erwecken und/oder sie in die Irre führen wollen (vgl. ebd.: 42). Obwohl diese sprachlichen Eigenheiten ein charakteristisches Merkmal des Nachrichtenmagazins darstellen und aus der Vermarktungsperspektive durchaus sinnvoll erscheinen, erweisen sie sich als erschwerender Aspekt bei der Artikelrecherche.

Die Auswahl der Titelthemen lässt üblicherweise auf deren Relevanz schließen, da sie das größte journalistische Potential aufweisen und/oder die besten Verkaufsprognosen besitzen (vgl. Stockmann 1999: 59). Anhand dieser Auswahl zeigt sich auch das Interesse der SPIEGEL-Redaktion meist sehr deutlich: Der für die Arbeit relevante Deutschland-Fokus sticht bereits 1947 mit einem Anteil von 39% an den Titelbeiträgen deutlich hervor und hielt sich bis Ende der 1990er Jahre konstant auf einem Wert von ungefähr 30% (vgl. Stockmann 1999: 62). Zu Beginn der Forschungsphase dieser Arbeit in den 60er Jahren stieg der ‚Deutschland‘-Anteil sogar auf 58% Prozent an (vgl. Just 1967: 79). Dies war auf die Absicht der Redaktion zurückzuführen, „dem Leser vor allem zeittypische Phänomene im eigenen Staat“ (ebd.: 80) aufzuzeigen.

Pro Ausgabe ist im SPIEGEL jeweils eine Titelgeschichte zu finden, die auf dem Cover oftmals künstlerisch, graphisch oder sogar phantasievoll in Szene gesetzt wird. Charakteristisch für die Titelbilder des Nachrichtenmagazins ist seit 1995 deren roter Rahmen, der aus einem anfänglichen Querbalken entstand und dem amerikanischen ‚TIME‘-Magazin nachempfunden ist (vgl. Just 1967: 63). Dadurch erlangt der SPIEGEL nicht nur seinen Wiedererkennungswert, sondern auch die Aufmerksamkeit potenzieller Käufer*innen durch seine „aggressiven, aber nicht abstoßenden Farben“ (ebd.: 63).

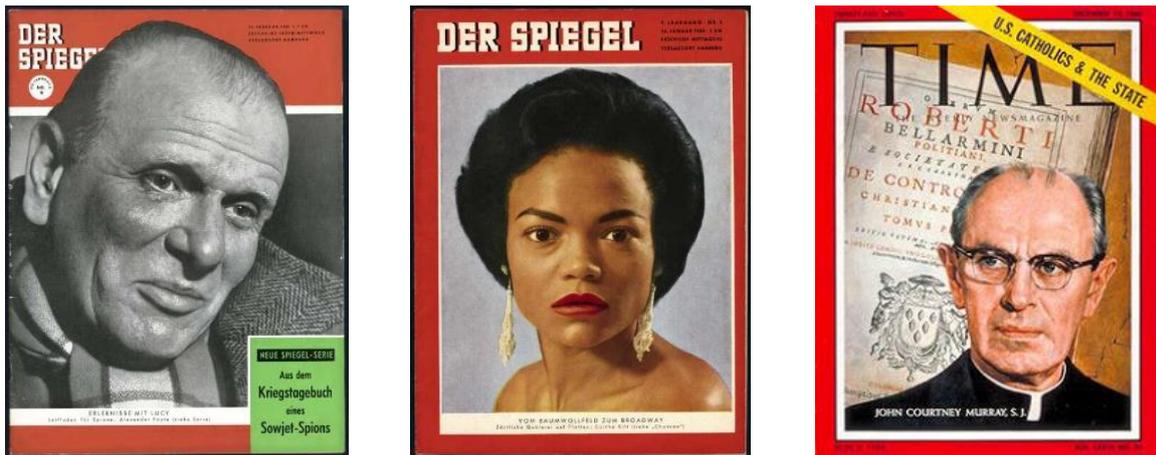


Abbildung 3: Titelblätter

Wie aus Abbildung 3 ersichtlich ist, zierten bis 1995 ausschließlich schwarz-weiße Fotografien – meist Portraits, welche sich in Perspektive und Haltung der Abgebildeten stark ähnelten – die Titelbilder des SPIEGEL (vgl. DER SPIEGEL 2018). Dies resultierte vor allem aus dem Fokus des Nachrichtenmagazins auf personenbezogene Geschichten, welche im Vergleich zu anderen Themengebieten mit 18,8% relativ hoch ausfielen (vgl. Stockmann 1999: 64). In Ausnahmefällen wurden auf der Titelseite zusätzlich Ankündigungen des weiteren Heftinhaltes in Form eines grünen Kästchens gezeigt (s. Abb. 3).

Diese Darstellungsformen änderten sich 1955, als erstmals mit dem Foto „Die schwarze Helena“ (SPIEGEL 5/1955: 32) ein Farbportrait auf dem Cover zu sehen war. Diese Ausgabe war vor allem deshalb von besonderer Bedeutung, weil der zugehörige Leitartikel sich erstmals mit einer in Afrika geborenen Frau beschäftigte.

3.3.1.1 Exkurs: *Eartha Kitt – Das erste Farbportrait*

Wie unter ihrem Portrait genauer beschrieben, erfüllte sich diese als erste ‚Afroamerikaner*in‘ den zu dieser Zeit typischen ‚amerikanischen Traum‘, indem sie es in der Rolle der ‚Mrs Patterson‘ „Vom Baumwollfeld zum Broadway“ (SPIEGEL Titelbild 5/1955) schaffte. In einer späteren Ausgabe des SPIEGEL wird unter der Rubrik ‚Rückspiegel‘ zudem erklärt, dass die Sängerin und Schauspielerin dadurch die „zunehmende Emanzipation der Neger im Kulturleben der Vereinigten Staaten“ (SPIEGEL 13/55: 46) verkörpere. Obwohl der SPIEGEL-Beitrag über Eartha Kitt auf die „Wandlung im Verhältnis zwischen Weiß und Schwarz in Amerika“ (SPIEGEL 5/1995: 32) aufmerksam machen und die Sängerin in einem ‚gleichberechtigten‘ Licht darstellen sollte, ist dieser Versuch aus der Retroperspektive nicht ganz gelungen.

Denn betrachtet man den Bericht über die Broadway-Darstellerin näher, fällt auf, dass dieser mithilfe von Metaphern und Sprachgebrauch sehr stark auf die ‚afrikanische Herkunft‘ der Frau

abzielt, wie sie von ‚weißen‘ Menschen imaginiert wird. So wird beispielsweise nicht nur die Hautfarbe der „Neger-Chanteuse“ (SPIEGEL 5/1955: 32) betont, sondern auch andere physiologische Merkmale wie die Form ihres Gesichts und ihres Kopfes. Zudem wird die Sängerin mit einer jungen, wilden Löwin verglichen, mit „einem lauernden Ausdruck, so, als überlege sie, ob sie die Zuschauer umschmeicheln oder aber ihnen an die Kehle springen soll“ (ebd. 32). Diese ‚Animalität‘ wird auch auf die ‚weibliche‘ Sexualität übertragen, welche Eartha Kitt zugeschrieben wird. Auch hier werden mehrmals Parallelen zur ‚Löwin‘ gezogen, indem die ‚animalische‘ Anziehungskraft der Sängerin auf das ‚männliche‘ Publikum geschildert wird: „Wenn der durchschnittliche maskuline Mensch in Reichweite von Eartha Kitts Stimme kommt, vernimmt er unmißverständlich [sic!] den Ruf der Wildnis“ (ebd.: 32). Die Gefahr, die von der Frau ausginge, entspringe dabei den beiden ihr zugeschriebenen Gegensätzen „kindweiblicher Unschuld oder [...] extremer weiblicher Sündhaftigkeit“ (ebd.: 32). Nicht nur die Zuweisung der Attribute selbst, sondern auch die Entscheidung, welche dieser beiden Eigenschaften die Sängerin verkörpert, steht dabei laut Artikel dem ‚männlichen‘ Publikum zu. Hier lassen sich klar kolonialistische, ‚weiße‘ und vor allem ‚männliche‘ Vorstellungsweisen aus der „porno-tropics tradition“ (McClintock 1995: 22) feststellen. Diese imaginierten ‚fremde‘ beziehungsweise ‚nicht-europäische‘ Kontinente wie Afrika, Asien oder Amerika in einer erotisierenden Art und Weise. Vor allem ‚schwarze‘ Menschen wurden mit ‚sündiger‘ Wollust sowie ‚abnormaler‘ Sexualität konnotiert. Unter diesen waren es wiederum Frauen, welche als „epitome of sexual aberration and excess“ (ebd.: 22) galten und mehr als Tiere denn Menschen gesehen wurden.

Diese Vorstellungen über die exzessive ‚weibliche‘ Sexualität ‚nicht-weißer‘ Frauen wurde als Gegensatz zu jener ‚weißer‘ Frauen konstruiert und stellte für ‚weiße‘ ‚Männer‘ eine Art verbotene Frucht dar: „Africa and the Americas had become what can be called a porno-tropics for the European imagination – a fantastic magic lantern of the mind onto which Europe projected its forbidden sexual desires and fears“ (ebd.: 22). In gleicher Weise war es jedoch üblich, diese ‚fremden‘ Menschen zu infantilisieren, um die Superiorität von vor allem ‚männlichen‘ Europäern begründen und legitimieren zu können.

Obwohl Kitt im Artikel sowohl ‚nicht-menschliche‘, animalische Anziehungskraft als auch kindliche Unschuld zugeschrieben werden, fungiert die Darstellung der Sängerin hauptsächlich als Symbol für die sich (vermeintlich) auflösende „feindliche Fremdheit“ (SPIEGEL 5/1995: 33) und somit für sozialen Wandel. Interessant ist hierbei die Betonung der abnehmenden *feindlichen* Fremdheit und deren Umschwung in eine „Fremdheit zwischen den Geschlechtern“ (ebd.: 33). Diese Aussage ist besonders im Kontext der Artikelanalyse der Arbeit relevant, in

der auf Differenzierungsprozesse anhand verschiedener Kategorien wie ‚Ethnie‘ oder ‚Geschlecht‘ eingegangen wird. Diese finden bereits zum Zeitpunkt der Publikation des Artikels über Eartha Kitt sowohl medial als auch politisch statt und fließen somit in Konstruktionen von ‚Fremden‘ und ‚fremder Männlichkeit‘ mit ein.

Zu den Merkmalen, welche zur Differenzierung herangezogen werden, zählen auch phänotypische wie Haut- und Haarfarbe, welche im Bericht ebenfalls besonders betont werden. Der Artikel zitiert einen Interviewauszug mit der Broadwaykünstlerin, in welchem sie erklärt: „Meine Haut war zu hell [...] und meine Haare waren lang und braun, gar nicht wie die der anderen Negerkinder in North“ (Eartha Kitt zit. in SPIEGEL 5/1995: 33). In dem Beitrag wird demnach deutlich, dass die Sängerin einem doppelten Zuschreibungsprozess unterliegt, da sie einerseits als ‚Schwarze‘ infantilisiert und sexualisiert wird, andererseits in ihrer Jugend als „gelbes Kind“ (ebd.: 34) diskriminiert wurde.

Möglicherweise sind jedoch genau diese ‚doppelten‘ Zuschreibungen der Grund für ihren Status als ‚Symbol‘ der ‚schwarzen Emanzipation‘. Denn wie weiter im Artikel beschrieben wird, kommt Kitt zwar aus Afrika, wo sie nicht als ‚schwarz‘ wahrgenommen wurde, findet sich aber nach Durchleben des ‚amerikanischen Traumes‘ in einer ‚weißen‘ Welt wieder: „Die Phantasien des achtjährigen Negerkindes von den Baumwollfeldern [...] haben sich erfüllt. Sie ist die ‚feine, reiche Dame‘, und sie hat auch – wie ‚Mrs. Patterson‘ – einen Platz in der weißen Klasse und Rasse“ (SPIEGEL 5/1995: 35). Sie verkörpert somit eine anfangs ‚nicht-weiße Fremde‘, der für diese Zeit typische ‚schwarze‘ Eigenschaften zugeschrieben werden, welche jedoch ‚weiß genug‘ ist, um sich in ebendiese Welt einordnen zu können: „Geachtet, geliebt und verehrt in der seltsamen Welt der Weißen [sic!], die sie so begierig aufgenommen hat“ (ebd.: 35).

Derartige Einordnungs- beziehungsweise Anpassungsprozesse werden besonders in den Artikeln des SPIEGEL in den späten 1990er beziehungsweise 2000er Jahren relevant, in welchen sich der medial sowie migrationspolitisch „dominante Problemfokus [...] zu Fragen der *Integration*“ (Scheibelhofer 2012: 73) verschiebt.

Mit der fünften Ausgabe des SPIEGEL 1955 änderte sich nicht nur die Farbgestaltung der Titelbilder, welche nun zeitweise bunt gedruckt wurden, sondern auch deren Zusammensetzung. So wurden auf den Covers mit der Zeit andere graphische Elemente eingesetzt, wie sie auch bei der ‚TIME‘ zu sehen waren (s. Abb. 3). Diese Umgestaltung enthielt beispielsweise zeichnerische Elemente, die den Portraitfotos hinzugefügt wurden, sowie Mischungen von schwarz-weiß- und Farbfotographien. Mit Beginn der 1960er war es schließlich Usus geworden, „farbige Bebilderungen und auffällige Bildunter- und –inschriften“

(Just 1967: 63) zu drucken und teilweise andere Bildmotive als Cover zu verwenden. Abweichend vom Vorbild der amerikanischen Nachrichtenmagazine wurden schrittweise sachbezogene Graphiken oder Fotomontagen, welche soziale Beziehungen zwischen den abgebildeten Personen illustrieren sollten, eingeführt (vgl. ebd.: 97). Trotz der anhaltend steigenden Lebhaftigkeit der Titelblätter blieben die große Anzahl ‚männlicher‘ Portraits sowie die Verwendung anspruchsvoller Graphiken weiterhin charakteristisch für das Nachrichtenmagazin.

Ein weiteres Merkmal, welches den SPIEGEL neben dem roten Rahmen von anderen Zeitschriften abgrenzte, war zudem ein (ebenfalls nach dem ‚TIME‘-Vorbild entstandener) gelber Schrägstreifen, welcher je nach Layout über eine der Ecken der Titelseite verlief und Serien beziehungsweise SPIEGEL-Gespräche der jeweiligen Ausgabe ankündigte (s. Abb. 3). Die graphischen Veränderungen dienten vor allem dazu, den SPIEGEL übersichtlicher zu gestalten und dessen Umfang zu erweitern (vgl. Just 1967: 65). Inhaltlich wurde dies zudem durch eine neuartige Aneinanderreihung der Beiträge umgesetzt, welche das Lesen durch „ein lebhaftes Auf und Ab von Konzentration und Entspannung“ (ebd.: 66) ansprechender gestalten sollte. Eine Besonderheit dieses neuen Schemas stellten 1965 sowie 1966 gelb beziehungsweise blau gefärbte Sonderbeiträge dar, welche zusätzlich in die SPIEGEL-Magazine integriert waren. Durch Farbe und Beschaffenheit des Papiers, die sich vom redaktionellen Teil abhoben, wurden in den genannten Jahren auch die Beiträge zur Dokumentation der SPIEGEL-Affäre gekennzeichnet. Im Gegensatz zur allgemeinen Tendenz zur graphischen und inhaltlichen Auflockerung des Nachrichtenmagazins trugen diese zusätzlichen Berichte dazu bei, den SPIEGEL noch voluminöser und auffälliger zu machen.

3.3.2. Gestalterische Mittel

Nach Betrachtung des Titelbildes stellen zunächst Bilder die auffälligsten optischen Elemente im Bereich der Printmedien dar (vgl. Stockmann 1999: 84). Betrachtet man die Abbildungen im SPIEGEL-Magazin über den Untersuchungszeitraum hinweg, so bestehen diese zu 80 bis 90 Prozent aus Photographien, während der restliche Anteil auf Zeichnungen, Informationsgraphiken und Werbung entfällt (vgl. Just 1967: 101).

Größtenteils handelte es sich bei den Fotos um Darstellungen einzelner Personen, welche meist als Portrait beziehungsweise bis zur Brust, seltener hingegen in der Totale gezeigt wurden. Die meisten dieser Abbildungen fanden sich mit 80% in der ‚Deutschland‘-Sparte des Magazins wieder, welche Kernstück dieser Analyse ist. Der hohe Anteil der Portraits steht in enger

Verbindung mit dem journalistischen Stilmittel der „mit einem Helden operierende[n] Story“ (ebd.: 102), auf welche im folgenden Punkt näher eingegangen wird.

Weitere Foto-Sujets waren Szenen und Gruppen beziehungsweise Abbildungen von Gegenständen und Dokumenten sowie Landschaften.

Bis Mitte der 1990er Jahre waren unter artikelbezogenen Darstellungen vor allem schwarz-weiß Bilder vorherrschend; der „große farbige Umbruch“ (Stockmann 1999: 85) fand schließlich 1994 statt, als auch andere Nachrichtenmagazine wie der FOCUS damit begannen, vermehrt bunte Bilder zu drucken. Die zeitliche Nähe dieses Wechsels von der farblosen zur farbvollen Gestaltung war jedoch laut SPIEGEL im Zuge der Modernisierung des Erscheinungsbildes schon länger geplant und unabhängig von der Entwicklung der Konkurrenz gewesen (vgl. ebd.: 87).

Zeichnungen beziehungsweise Karikaturen trugen hingegen mit ca. 10% nur zu Beginn der 1960er Jahre einen nennenswerten Beitrag zu den Artikeln bei. Ihr redaktioneller Anteil halbierte sich bis in die 90er Jahre auf etwa fünf Prozent, um im digitalen Zeitalter der 2000er Jahre schließlich fast gänzlich zu verschwinden (vgl. Just 1967: 102).

Als charakteristisches visuelles Medium des SPIEGEL zählen zudem Schaubilder und Tabellen, welche der übersichtlichen Zusammenfassung von Informationen und der Anschaulichkeit dienen. In den ‚Stories‘ des ‚Deutschland‘-Ressorts werden dadurch vor allem ökonomische sowie (sozial-)politische Zusammenhänge verständlich gemacht. Vor allem in den Anfangsjahren des Untersuchungszeitraumes wurden derartige Graphiken recht häufig eingesetzt, sodass sie teilweise über die Hälfte der Bebilderung einnahmen (vgl. ebd.: 102).

Eine weitere Entwicklung der 1960er Jahre stellte der „Anzeigenboom“ (Just 1967: 31) dar, im Zuge dessen der Werbeanteil des Magazins auf über 50% des Gesamtinhaltes anstieg. Dieser resultierte einerseits aus der Notwendigkeit, die steigenden Druck- und Papierkosten des SPIEGEL durch Anzeigeeinnahmen decken zu müssen, andererseits aus der steigenden Bedeutung des Magazins als PR-Träger für Unternehmen und Werbeagenturen. Mit 26,7% nahmen dabei Nahrungs- und Genussmittel – allen voran alkoholische Getränke und Tabakwaren – einen Großteil der Anzeigen ein. Gefolgt wurden diese von Kraftfahrzeugen und Verkehr (16,4%), der Investitionsgüterindustrie (14,9%) sowie von Kosmetik und Körperpflege (10,1%) (vgl. ebd.: 31f.) Die starke Präsenz der ersten drei Kategorien ist durch die hohe Zahl an ‚männlichen‘ SPIEGEL-Lesern zu erklären, welche 1964 64% der Rezipient*innen ausmachten und auch heute noch die primäre Zielgruppe des Magazins darstellen (vgl. ebd.: 32, Spiegel Media 2018). Der Fokus auf ‚Männer‘ kommt auch im Artikel ‚Per Moneta‘ zum

Vorschein, rund um welchem explizit für Herrenunterwäsche, Herrenuhren und Zigaretten geworben wird (vgl. SPIEGEL 41/1964: 50, 54, 55, 58).

Der Anteil der Werbeanzeigen sinkt im Verlauf des Untersuchungszeitraumes tendenziell, während sich deren Inhalt auf andere, an die jeweiligen zeitlichen Kontexte angepassten Bereiche wie beispielsweise Autos, Hi-Tech und Medien ausweiten. Vor allem in den 1990er Jahren unterliegt der Anzeigenanteil starken Schwankungen zwischen 20 und 45 Prozent (vgl. Stockmann 1999: 76).

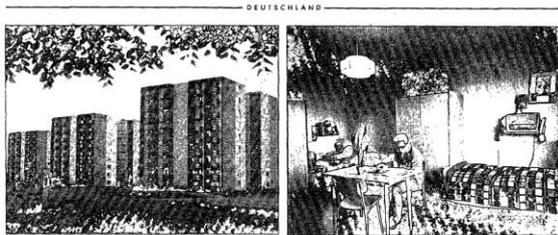
Obwohl bereits in der ersten Ausgabe des SPIEGEL 1947 farbig gedruckte Werbung zu finden war, handelte es sich ebenso wie bei den Fotografien bei den Werbegraphiken zunächst vorrangig um Abbildungen in schwarz-weiß. Der Anteil an bunten Anzeigen nimmt jedoch – mit Ausnahme eines Einbruches in den 1970er Jahren, der möglicherweise auf die gesamtwirtschaftlichen Entwicklungen Deutschlands in dieser Periode zurückzuführen ist – über den Untersuchungszeitraum tendenziell zu (vgl. ebd.: 85).

Aufgrund des hohen Anteils der Graphiken in den SPIEGEL-Artikeln werden im Zuge der Arbeit nur jene Bilder und Werbungen näher beschrieben, welche einen relevanten Bezug zu den Themen beziehungsweise wichtige (zusätzliche) Informationen zu diesen bieten.

3.3.3. Die SPIEGEL-Story

Eine weitere Veränderung, die das Nachrichtenmagazin im Laufe der 1960er Jahre durchlebte, betrifft dessen am häufigsten verwendete Darstellungsform: die „Story“ (ebd.: 78). Diese wird auch als ‚(Nachrichten-)Geschichte‘ bezeichnet und dient dazu, „komplizierte Sachverhalte und Ereignisabläufe möglichst geschlossen und lebendig, aber nicht unbedingt erzählend darzustellen“ (ebd.: 134). Sie wurde vom SPIEGEL erstmals 1949 in den deutschen Journalismus eingeführt, wonach sie lange Zeit sowohl die Arbeitsweise als auch den Sprachstil der Redaktion bestimmte. Diese Form der Berichterstattung wurde häufig Ziel von Kritik, welche in den ‚Stories‘ mehr oder weniger verdeckte Meinungen mit potentiell gefährlicher Wirkung enthalten sah (vgl. Just 1967: 117).

Der besondere Charakter der Nachrichtengeschichten ergibt sich zunächst aus deren optischem Layout, welches durch eine meist dreispaltige Gliederung der Beiträge mit zweizeiliger Überschrift äußerst uniform wirkt (s. Abb. 4). Auch diese graphische Gestaltung entstammt – wie schon im Fall der Titelblätter – dem Vorbild amerikanischer Nachrichtenmagazine. Anfangs wurden zur Gliederung Unter- beziehungsweise Zwischenüberschriften verwendet, die zugunsten einer erhöhten optischen Einheitlichkeit des Textes im Laufe der Zeit abgeschafft wurden, wie es auch im Artikel aus 1964 der Fall ist.



Ford-Wohnheime in Köln. Bei niedrigen Mieten und hohen Löhnen ...

spezialisiert, die sie auch in beschädigtem Zustand kaufen. Vor den Ford-Wohnhäusern in Köln-Westend parkt stets eine Anzahl bleibender Chevrolet und Buick, deren verbeulene Koffkagen die Türken in ihrer Freizeit wieder Form geben. Das Fernziel: mit den großen Kutschen derzeit in der Heimat als Taxi-fahrer Geld zu machen. Gastarbeiter auf Urlaubsfahrt bringen die ausländischen Zöllner zur Verzweigung. Sie transportieren ganze Warenladungen von Elektrogeräten, Fahrrädern und Mopeds gen Süden. Nicht selten sind auch Urlaubserlaubnis, die ihm in der Bundesrepublik gekauften Traktoren auf dem Landmarkt in die Heimat überführen. Supermärkte in Köln, Frankfurt und München haben Berater engagiert, die beim Einkauf mediterraner Lebensmittel helfen sollen. Textiläden suchen sich Dolmetscher für das Sonntags-Geschäft mit der fremdsprachigen Kundschaft. Der Vorstand der Körperpflegemittel-Industrie vermerkte, daß die Kaufe der Gastarbeiter im Jahre 1963 eine „ausgesprochene Mengenkonjunktur“ bei Haarrö und Brillantine ausgelöst hätten. Auch einer anderen Branche verheißt die Landfremden mancherorts zur Merksamkeit: Die Produktier-

Promenade Eigelstein in Köln heißt im Stadt-Idiom jetzt „Corso Italia“. Die Preisgestaltung auf dem Corso Italia ist Indiz für das dortige Problem der Gastarbeiter: Sie finden meist keinen Zugang zum bundesbürgerlichen Lebensstil. Sie sind eher Getto-Bewohner als Gäste. Wenig bindet sie an das Land, das ihnen doch wie ein Wohlstandsparadies erscheinen müßte. Von 58 000 Italienern, die der Katholische Seelsorgendienst befragte, erwogen nur zehn Prozent, für immer in Westdeutschland zu bleiben. Kundige Landleute haben den Antiführer mangelspart, die Bundesdeutschland in den Gastarbeitern mobilisiert. Der ehemalige italienische Priester Dr. jur. Dr. theol. Giacomo Malori, Ausländer-Berater der Ford-Werke, schreibt in seinem Buch „Arbeitsplatz Deutschland“ über des Südländers German-Reaktion: „Ordnung, Planung, Organisation, das jagt ihm ein Gefühl ein, das zwischen Bewunderung und Schrecken schwankt.“ Das überorganisierte Wirtschaftswunderland erscheine ihm „wie ein Prokrustesbett.“ Der Archimandrit der Griechisch-Orthodoxen Kirche in Frankfurt, Dr. Theodor Kontoneros, 35, testete Deutsche und Ausländer an der Werkbank. Im Sommer vergangenen Jahres arbeitete er für 988 Mark Stundenlohn

bei den Chemischen Werken Albert in Wiesbaden, danach verrichtete er — Kontrollnummer 5784 — bei Baderts in Westlar in der Gießerei die dröckste Arbeit! Zwar fand Kontoneros „am Arbeitsplatz gibt es nichts zu beanstanden“. Aber Deutsche und Gastarbeiter blieben einander fremd. Deutschland sei für die Südländer „das Land der Unteroffiziere“, die Unteroffiziere wiederum kamen nicht dahinter, was ihre Muschikoten aus Stullen oder vom Bosphorus eigentlich wollten. Der Düsseldorf-Betriebspsychologe Dr. Hellmut Sopp hat festgestellt, daß auf die Beziehungen zwischen einheimischen und ausländischen Arbeitern spätestens nach drei Tagen der erste Reif fällt. Sopp: „Am ersten und zweiten Tag ist das Interesse der Deutschen an ihren neuen Kollegen groß. Aber dann gibt es unwesentlich die erste Panne: Die allesamt sparsamen Gastarbeiter denken nicht daran, am Arbeitsplatz einen Ernstanzug zu geben und Bier zu spendieren.“ Nach dieser ersten Enttäuschung komme „eine Periode der Neckerien“. Den Griechen sage man, daß sie drecksäsen, den Türken, daß sie zu Hause Faulenzen und ihren Harem arbeiten ließen, und den Italienern, daß sie schlechte Schützen seien. Die Südländer

- ▷ „Schmutziger Trick kostete sie das Leben. Italienscher Gastarbeiter unter Mordanklage“ („Bild“-Zeitung);
- ▷ „Vier Messerstiche trafen sie ins Herz“ („Mittag“);
- ▷ „Gastarbeiter erstach Deutschen“ („Westdeutsche Allgemeine“);
- ▷ „Mit sieben Dolchstichen tötete ein 23-jähriger griechischer Gastarbeiter ...“ („Westdeutsche Allgemeine“).

Abbildung 5: Hervorhebung durch 'Pfeile'

Abbildung 4: Spaltengliederung des SPIEGEL

Ebenso waren Hervorhebungen durch abweichende Schriftarten oder –stärke nicht üblich und wurden nur in Ausnahmefällen angewendet. Um das Augenmerk der Leser*innen auf wichtige Fakten oder Details zu lenken, wurden stattdessen kleine Dreiecke auf Schrifthöhe positioniert, welche wie ein kleiner Pfeil auf den zu beachtenden Text hinwiesen (vgl. ebd.: 117; s. Abb. 4).

Diese textbezogene Uniformität geht einher mit dem bereits beschriebenen Prinzip des SPIEGEL, durch wiederholte redaktionelle Änderungen und Prüfung einen einheitlichen, ‚anonymisierten‘ Sprachstil zu erschaffen.

Unterbrochen wird diese Einheitlichkeit einzig durch die zuvor beschriebenen gestalterischen Mittel, welche in Bezug auf die ‚Stories‘ einen über den Untersuchungszeitraum relativ gleichbleibenden Anteil von 30% ausmachen (vgl. ebd.: 96). Die Illustrationen stellen dabei ein wichtiges Element der ‚Story‘-Aufmachung dar, indem sie zusammen mit den jeweiligen Bildunterschriften „weniger als Bildnachricht denn als Leseanreiz“ (ebd.: 96) dienen und somit eine ähnliche Funktion wie die Überschriften der Artikel einnehmen.

Diese Titel der ‚Stories‘, welche oft aus zitierten Stellen des nachfolgenden Textes bestehen, wirkten in den anfänglichen Ausgaben des SPIEGEL eher nüchtern, wurden jedoch im Laufe der 1960er Jahre an das neue SPIEGEL-Format angepasst und enthalten bis heute ähnliche Elemente. Ähnlich wie die Bilder und Bildunterschriften dienen sie meist dazu, bei den Rezipient*innen bestimmte Assoziationen oder Missverständnisse hervorzurufen oder stellen (mehr oder weniger) originelle Wortwitze dar (vgl. ebd.: 118). Die Überschriften deuten bereits an, ob der Beitrag eher satirischer, amüsanter oder nüchterner Art ist; sie stellen jedoch keineswegs einen zuverlässigen Indikator für die stilistische Behandlung eines Themas dar.

Die nachfolgenden Einleitungen beziehungsweise „Leads“ (ebd.: 123) der Nachrichtengeschichten eröffnen den Beitrag auf reißerische Art und Weise, indem sie mit einer Szene, einem Zitat, einer Zusammenfassung der Fakten oder einem Konflikt beginnen. Darin sind Informationen über die Handlung oder Thematik enthalten, welche oft personenzentriert aufgebaut werden. Besonders charakteristisch ist es für SPIEGEL-Artikel, direkt in die Geschichte einzusteigen und die Einleitungen so zu gestalten, dass sie Neugierde bei den Leser*innen erwecken (vgl. Carstensen 1971: 34). Wie bereits in Bezug auf die Titelbilder beschrieben, war und ist es für das Nachrichtenmagazin zudem üblich, Personen als Handlungsträger*innen einzusetzen und die ‚Stories‘ rund um diese aufzubauen (vgl. Just 1967: 124).

Diese Personalisierung der Nachrichten ist ebenfalls auf die Arbeitsweise des ‚TIME‘-Magazins zurückzuführen und gilt als „auffallendstes Prinzip der Nachrichtendarbietung“ (ebd.: 135). SPIEGEL-Kritiker warfen dieser Art von Berichterstattung vor, von anekdotischer Natur zu sein und damit die Scheinwahrheit zu verbreiten, dass Geschichte von Einzelnen gemacht werde. Dieser Kritik kann entgegnet werden, dass auch Einzelpersonen immer in gesellschaftliche, soziale und politische Prozesse eingebunden sind und ihr Einfluss auf die Geschichte zwar gegeben, jedoch auch begrenzt ist. Vorausblickend auf die nachfolgende Artikelanalyse in dieser Arbeit ist in diesem Zusammenhang auch der Aspekt, dass Geschichte meist von ‚weißen Männern‘ geschrieben wird, für die Darstellung von Personen(gruppen) besonders interessant: Im deutschlandbezogenen Ressort des SPIEGEL zeigt sich, dass Subjekte meist unterschiedliche, teilweise sogar gegensätzliche Funktionen einnehmen. Oft kommen dabei Metaphern von positiv oder auch negativ konnotierten „Helden“ (ebd.: 135) zutage, die ins Zentrum der ‚Story‘ gerückt werden. Diese können in SPIEGEL-spezifische Einzel- und Aufhänger-Held(*innen) unterteilt werden (vgl. ebd.: 136). Während bei Einzelheld(*innen) tatsächlich eine bestimmte Person im Zentrum des Beitrages steht, dienen Aufhänger-Held(*innen) dazu, das Leseinteresse zu steigern und das Verständnis von Sachverhalten zu erhöhen. Sie finden sich meist in Form von Beispielgeschichten wieder, anhand welcher das eigentliche Thema abgehandelt wird. Die vorkommenden Personen spielen dabei eine eher sekundäre Rolle, sind in der Regel austauschbar und dienen der Veranschaulichung: „Alle Aufhänger-Helden sind nur Hauptpersonen der im SPIEGEL erzählten Geschichte, nicht aber der ihr zugrunde liegenden Nachricht selbst [...] Oft sind solche Anreiz-Personen gar nicht zu entbehren“ (ebd.: 136). Häufig wird in SPIEGEL-Beiträgen der Held(*innen)-Figur zur Steigerung der Spannung ein „Bösewicht“ (ebd.: 137)

konfliktär gegenübergestellt. Eine weitere Stilfigur des SPIEGEL ist jene des „Opfers“ (Sackardt 1961: 33), auf deren Konstruktion im Zuge dieser Arbeit genauer eingegangen wird. Neben Einzelpersonen können jedoch auch ganze Gruppen von Menschen stilistisch eingesetzt werden, um vermeintlich homogene Kollektive zu verkörpern. In dem Beispielartikel aus 1964, welcher in der Arbeit analysiert wird, kristallisieren sich die eben beschriebenen Figuren heraus, indem ein Gastarbeiter in der Einleitung als ‚Einzelheld‘ fungiert, von dem aus auf die Thematik der Migration übergegangen wird (vgl. SPIEGEL 41/1964). Zudem steht er symbolisch für ein als homogen betrachtetes Kollektiv an Menschen, dessen Eigenschaften über Personalisierungsprozesse vom SPIEGEL attribuiert werden. Hierbei spielen die bereits erwähnten Interpretationen eine wichtige Rolle, denn sie „stellen Verbindungen her zwischen den Fakten und Schilderungen und enthalten Schlußfolgerungen [sic!] des Redakteurs“ (Just 1967: 140). Sie stehen demnach nicht nur im engen Zusammenhang mit bestimmten Einstellungen, die von den SPIEGEL-Redakteur*innen verfolgt werden, sondern auch mit medial vermittelten Sinnbildern und Metaphern, die in dieser Arbeit eine zentrale Rolle einnehmen.

Um die Berichterstattung spannend und abwechslungsreich zu gestalten, werden zeitliche Tempi unter Zuhilfenahme von Vor- beziehungsweise Rückblenden sowie Orte häufig gewechselt. Die Artikel enthalten zudem Nachrichten, welche „durch kurze, interpretierende Einschübe geschickt zu einer Kausalkette verbunden“ (Just 1967: 127) werden. Zudem erhalten die Leser*innen relativ viele Hintergrundinformationen, beispielsweise in Form von Zitaten, Daten oder Detailinformationen, welche organisch mit der Handlung verbunden sind. Indem Inhalte akribisch dargestellt werden, wird ein Gefühl von vollkommener Information vermittelt. Den Abschluss der ‚Story‘ bilden die jüngsten Entwicklungen zu dem im Beitrag behandelten Thema sowie ein pointierter Schluss, welche die Quintessenz des Artikels noch einmal zusammenfasst.

Im Laufe der 1960er Jahre wurde diese Form der Berichterstattung von anderen Arten wie Interviews, Serien, Reports oder Reportagen teilweise zurückgedrängt. Dies resultierte aus der Tatsache, dass bestimmte Ereignisse beziehungsweise Tatsachen aufgrund ihres hohen informativen Gehalts und ihrer Dringlichkeit nicht in Form einer Geschichte dargelegt werden konnten. Daher begann der SPIEGEL in besonderen Fällen – wie es auch bei der SPIEGEL-Affäre der Fall war – damit, Informationen auf andere Art und Weise zu vermitteln: „Während der Kampagne gegen den früheren Bundesverteidigungsminister Strauß Anfang 1962, in deren Mittelpunkt das umstrittene ‚FIBAG‘-Bauprojekt stand, wurde dem Leser das Strauß belastende Material in weitläufigen Dokumentationen vorgelegt“ (ebd.: 78).

Interessant in Bezug auf diese Arbeit ist, dass mit dem redaktionellen Wandel hin zu Reportagen, Dokumentationen, Reports und Gesprächen auch Beiträge im ‚Deutschland‘-Ressort teilweise von der Story-Form abwichen. Dennoch kann über die Untersuchungsperiode hinweg der oben beschriebene Aufbau der Artikel nachvollzogen werden, bei dem mithilfe eines Individuums zunächst das Thema greifbar gemacht sowie Hintergrundinformation gegeben und dann auf eine Schlusspointe hingearbeitet wird (vgl. Carstensen 1971: 38).

Aus kritischer Perspektive ist zu erwähnen, dass der Anspruch, ‚Stories‘ möglichst spannend zu gestalten, oft die Klarheit beziehungsweise Richtigkeit der Informationen überschattet und teilweise gar zu klischeehaften Darstellungen führt, welche für die Forschungsfrage dieser Arbeit wiederum von großer Relevanz sind (vgl. ebd.: 32).

3.3.4. Die Sprache des SPIEGEL

Auch die SPIEGEL-typische Sprache, welche nicht selten einen zynischen Unterton aufweist und Neologismen entwirft, bleibt den Artikeln über den analysierten Zeitraum erhalten (vgl. Stockmann 1999: 105). Anders als beim ‚TIME‘-Magazin, wurde im SPIEGEL seit 1960 auf den Stil der literarischen Erzählung verzichtet, da er sich als inadäquat für politische Berichterstattungen erwiesen hatte. Aus diesem Grund findet sich Literatursprache – sollte sie in der Zeitschrift Anwendung finden – nur noch mit einem gewissen ironischen Unterton (vgl. Just 1967: 145).

Das primäre Vokabular des SPIEGEL entspringt seit Beginn des Analysezeitraums neben der Hochsprache vor allem der Umgangssprache, was ihn von anderen Nachrichtenmedien wie beispielsweise Zeitungen unterscheidet. Dabei ist vor allem die Vermeidung von Fachausdrücken interessant: „Ferner ist für die Lesbarkeit des SPIEGEL unumgänglich, daß wir in einem Stil schreiben, der vom Jargon der Experten frei ist“ (Carstensen 1971: 47). Berücksichtigt man die Selbstdarstellung der Zeitschrift, laut welcher sie vor allem von ‚gebildeten‘ Menschen rezipiert wird, ergibt sich das sprachliche Niveau des SPIEGEL nicht aus einer Überpräsenz an Fachausdrücken, sondern aus dessen eigenwilligem Stil und Subtexten. Tatsächlich werden aus kritischer Perspektive Fremdwörter dazu verwendet, den Beiträgen einen „pseudo-gelehrten Anstrich“ (ebd.: 47) zu verleihen, was wiederum auf das gewünschte Zielpublikum zurückführt.

Besondere verbale Charakteristika des Magazins stellen zudem Anglizismen und neuartige Wortkreationen dar, was ebenfalls dem amerikanischen Vorbild der ‚TIME‘ entspringt. Die Entlehnungen aus der englischen Sprache werden meist bewusst eingesetzt, um größere Bildhaftigkeit zu erreichen, ironische Inhalte zu vermitteln oder gewisse Tabus in der deutschen

Sprache umgehen zu können (vgl. ebd.: 149). Auf der anderen Seite werden sie als „Lehnübersetzungen“ (ebd.: 149) herangezogen, um englischsprachige Begriffe mehr oder weniger wortwörtlich übernehmen zu können, wie es beispielsweise bei dem Terminus ‚Weißkragen‘ (engl. white-collar worker) der Fall ist.

Den Höhepunkt der Wortschaffung erreicht der SPIEGEL bereits zu Beginn des Analysezeitraums in den 1960er Jahren, wobei zusammengesetzte Begriffe mithilfe von Bindestrichen zu neuen Ausdrücken geformt werden. Diese Neologismen erfüllen einerseits eine Informationsaufgabe, indem längere Ausdrücke auf prägnante Weise ersetzt und Texte dadurch kürzer sowie übersichtlicher werden (vgl. Just 1967: 151f.). Andererseits erzielen die teils sehr kreativen Wortkompositionen bei Leser*innen eine nachhaltigere Wirkung als langatmige Ausführungen. Die Rezipient*innen stehen zudem geschlossenen Worten beziehungsweise Wortkreationen unkritischer gegenüber, als es bei Sätzen der Fall ist, wodurch Meinungen der Artikelverfassenden subtiler transponiert werden können (vgl. ebd.: 152).

Obwohl der SPIEGEL sich gegen die (übermäßige) Verwendung von Fachjargons ausspricht, fällt auf, dass dessen Sprache je nach Inhalt des Artikels thematisch angepasst wird. Dies geschieht weniger über eine nur für ‚Expert*innen‘ verständliche Sprache, sondern eher über Ausdrücke, die von ‚Lai*innen‘ einem bestimmten thematischen oder Berufsfeld zugeordnet werden. Berichtet das Magazin beispielsweise über einen spezifischen Ort in Deutschland, werden dialekttypische Worte in den Artikel eingebaut. Ähnlich verhält es sich mit Texten über die Automobil- oder Flugzeugbranche, in welchen Metaphern von Vehikeln oder deren Bewegungen übernommen werden:

„Nach fast zwei Jahrzehnten unablässiger Produktionsrekorde mußten die Autoproduzenten zwischen Isar und Mittellandkanal dieses Jahr den Rückwärtsgang einlegen“ (SPIEGEL 39/1967, zit. nach Carstensen 1971: 50)

„Aus den Höhen des Ruhms setzten die Boeing-Manager aber bald zur Bruchlandung an“ (SPIEGEL 1-2/1971 zit. nach Carstensen 1971: 51)

Bei den verwendeten Begriffen handelt es sich demnach zwar um eine sehr themenbeziehungsweise branchenspezifische Sprache, jedoch werden aus dieser umgangssprachliche Redensweisen, wie sie den Meisten bekannt sind, gewählt. Die Ausdrücke werden in übertragenem Sinne verstanden und meist verdeutlichend, umschreibend oder auch humoristisch und ironisch verwendet, wie es auch bei der idiomatischen Wendung der Fall ist: „Auch die Pianisten haben alle Hände voll zu tun“ (SPIEGEL 38/1969, zit. nach Carstensen: 50).

Diese alltagstauglichen Redewendungen rufen bei den Lesenden immer auch gewisse Sinnbilder hervor und sind somit in Bezug auf die Metaphern relevant, welche für die Konstruktionen ‚Fremder‘ herangezogen werden.

4. KONSTRUKTIONEN ‚FREMDER MÄNNLICHKEIT‘ IN MIGRATIONSPOLITIK UND MEDIEN

Wie bereits erwähnt, werden die Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ der ‚Gastarbeiter*innen-Bewegung‘, im Zeitraum ausgehend vom ersten Anwerbeabkommen 1955, über deren Höhepunkt in den 1960er Jahren hinweg bis zum Anwerbestopp 1973 analysiert. Die retrospektive Festlegung und Einteilung des Untersuchungszeitraumes ergibt sich dabei aus der Notwendigkeit zur Eingrenzung der Arbeit und des Forschungsfeldes, ist jedoch nicht mit der Annahme gleichzusetzen, dass Migrationsbewegungen außerhalb dieser Periode ausgeblendet oder gar negiert werden (vgl. Scheibelhofer 2012: 63). Denn wie bereits in Kapitel 2 erwähnt, stellt gerade Deutschland aufgrund seines Wandels zum „Einwanderungsland“ (Birsl et al. 2003: 53) sowie der inter- und intranationalen „(Binnen-) Migration“ (Möhring 2015: 374) während der Nachkriegszeit einen sehr speziellen und interessanten Fall dar. Die nähere Ausführung dieser Bewegungen ist jedoch aufgrund des begrenzten Rahmens dieser Arbeit nicht möglich. Zudem sind die demographischen Veränderungen der Nachkriegszeit als ‚erstmaliges‘ Auftreten einer „Massenwanderung“ (Birsl et al. 2003: 53) umstritten, da sie diskursiv (auch) als Nachwanderungen im Anschluss an Bevölkerungsverschiebungen gesehen werden und bis Ende der 1980er Jahre nicht als eine Form der Zuwanderung begriffen wurden: „Eine gezielte Betrachtung der West-Ost-Wanderung als Massenphänomen ist daher für diesen Zeitabschnitt problematisch und nicht praktikabel“ (Schmelz 2002: 15).

Obwohl die ‚nicht-deutsche‘ Migration bereits Mitte der 1950er Jahre beginnt, wird sie erst in den 1960er Jahren aufgrund zunehmender migrationspolitischer, medialer sowie gesellschaftlicher Thematisierung als ‚Massephänomen‘ wahrgenommen, weshalb der Fokus der Arbeit auf dem entsprechenden Jahrzehnt liegt. Die Anwerbung der ‚Gäste‘ dient der Deckung des ‚deutschen‘ Arbeitskräftemangels und ist durch den prekären und vor allem temporären Aufenthalt der ‚Fremden‘ in Deutschland gekennzeichnet (vgl. Herbert 2001: 203). Im Zuge der wirtschaftlichen Rezession Deutschlands und des Ölpreisschocks kommt es anfangs der 1970er Jahre vermehrt zu restriktiven Maßnahmen, welche die Zahl der ‚ausländischen‘ Bevölkerung begrenzen sollen, und 1973 schließlich zum „Anwerbestopp“ (Scheibelhofer 2012: 69). Dieser stellt sowohl migrationspolitisch als auch medial einen Wendepunkt von Darstellungen ‚fremder Männlichkeit‘ dar, und markiert dadurch den Endpunkt des Untersuchungszeitraums dieser Arbeit.

Bevor mit der Artikelanalyse begonnen wird, werden die migrationspolitischen sowie medialen Diskurse und ‚Fremdheitskonstruktionen‘, welche im entsprechenden Zeitraum vorherrschten, näher erläutert.

4.1. Vorgeschichte: Arbeitsmigration aus Italien

Zusätzlich zu innerdeutschen Migrationsbewegungen wurden seit Mitte der 1950er Jahre gezielt Arbeiter(*innen) aus dem ‚Ausland‘ angeworben. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands trat nicht nur migrationspolitisch, sondern auch medial die Figur der ‚Gastarbeiter‘ (Jung/Niehr 2000: 53) in Erscheinung. Diese Personen(gruppen) wurden sowohl rechtlich als auch sprachlich als distinktes Kollektiv gesehen, welches sich vor allem durch temporäre Aufenthaltsdauer und bedingte Erwünschtheit auszeichnete.

Vor Abschluss des ersten Anwerbeabkommens zwischen Deutschland und Italien wurde 1954 mit der Ausübung einer ‚prophylaktische[n] Ausländerpolitik‘ (Herbert 2001: 202) begonnen, im Zuge derer mit den italienischen Außenminister*innen über die Zulassung von bis zu 200.000 Arbeiter(*innen) in der Bundesrepublik verhandelt wurde. Das Bundesarbeitsministerium deklarierte diese Absprache angesichts der damals mehr als eine Million deutschen Arbeitslosen als Zukunftsszenario, welches bei Vollbeschäftigung beziehungsweise Arbeitskräftemangel in Deutschland eintreten würde, und Prognosen zufolge nicht vor 1957 geschehen sollte.

Das erste Anwerbeabkommen, das 1955 geschlossen wurde, diente dazu, den vorerst nur in spezifischen Sektoren bestehenden Bedarf an Arbeitskräften zu decken. Vor allem im Bereich der Landwirtschaft herrschte weitgehende regionale Unterbeschäftigung, welcher der Einsatz ‚italienischer‘ Arbeiter(*innen) entgegenwirken sollte (vgl. Herbert 2001: 203). Die Arbeitskräfte aus ‚Südeuropa‘ sollten dabei Produktionssteigerungen durch zusätzliche Arbeitskraft und gleichzeitig niedrigem Lohnniveau ermöglichen (vgl. Karakayali 2008a: 100). Da die deutschen Gewerkschaften jedoch für eine arbeits-, tarif- und sozialrechtliche Gleichstellung der ‚italienischen Gastarbeiter(*innen)‘ plädierten, um ebendiese lohndrückenden Auswirkungen der ‚Ausländer(*innen)‘-Beschäftigung zu verhindern, wurde im Mustervertrag des Anwerbeabkommens eine prinzipielle sozialpolitische Gleichstellung garantiert. In gleicher Weise sollte den ‚Angeworbenen‘ Tarifbezahlung, eine gewisse Vertragsdauer, eine angemessene Unterkunft sowie das Recht auf Lohntransfer zugesichert werden (vgl. Herbert 2001: 204). Auch Anträge auf Familiennachzüge würden laut Abkommen bei Nachweis eines angemessenen Wohnraumes ‚wohlwollend geprüft‘ (ebd.: 204).

Um die Absprache weiter zu legitimieren, wurde in der medialen und politischen Öffentlichkeit der temporäre Charakter des Arbeitskräfteeinsatzes zur Deckung eines akuten speziellen Bedarfs, der Mangel an Alternativen sowie die Aussicht auf stabiles wirtschaftliches Wachstum betont (vgl. ebd.: 205). Wie rückblickend an den Entwicklungen der 1960er Jahre zu sehen ist, trug das Italienabkommen zu einer Normalisierung der „Ausländerbeschäftigung“ (ebd.: 205) bei. Außerdem wurde dadurch die Arbeitsmarktöffnung entthematisiert beziehungsweise entproblematisiert, da die Behörden aufgrund des Abkommens verstärkt mit der Zuwanderung von ‚ausländischen‘ Arbeitenden rechnen mussten.

Um die Gesellschaft auf die Ankunft der Arbeiter(*innen) vorzubereiten, wurden „Hinweise zur richtigen Behandlung von Italienern“ (ebd.: 206) publiziert. Diese wiesen beispielsweise ‚deutsche‘ Unternehmen auf ihr Recht hin, sich die Auswahl der Arbeitskräfte vorzubehalten, um keine ‚unerwünschten‘ Personen zugeteilt zu bekommen. Angesichts der historischen Vergangenheit von Arbeiter*innenbewegungen wurde zudem betont, dass die ‚neuen‘ ‚italienischen‘ Arbeitskräfte von jenen der Kriegszeit zu unterscheiden seien. Dies resultiere einerseits aus der völlig neuen sozioökonomischen Situation, andererseits aus dem Charakter der Arbeitsmigration. Denn während die einstigen ‚fremden‘ Arbeitenden zwangsweise nach Deutschland kamen, täten die ‚Angeworbenen‘ dies auf freiwilliger Basis und brächten gewisse Anforderungen mit: „damals bedingten schon die Kriegsverhältnisse geringere Ansprüche, heute sind – auch beim Italiener! – die Ansprüche an den Lebensstandard und an den Lohn hoch“ (ebd.: 206). Betrachtet man diese Aussage genauer, fällt auf, dass bereits hier ein Homogenisierungsprozess stattfindet, welcher ‚arbeitende Italiener(*innen)‘ als einheitliches Kollektiv mit undifferenzierten Bedürfnissen sieht, was durch die Verwendung des Singulars noch verstärkt wird. Zudem impliziert das Zitat eine bestimmte Sichtweise auf die gesellschaftliche und wirtschaftliche Rolle Italiens. Denn es waren die Regierungen des südeuropäischen Landes gewesen, welche „das Problem des italienischen Bevölkerungsüberschusses unaufhörlich auf internationaler Ebene vortrugen“ (Knortz 2016: 120) und Arbeitskräfteausgleich durch Migration als ‚Lösung‘ dargeboten hatten. Hinsichtlich dieses Bestrebens spielte die OEEC (Organization for European Economic Co-Operation) eine wichtige Rolle, welche mit Vertreter(*innen) aus Frankreich, Großbritannien, Belgien und Italien 1948 das „*Manpower Committee* [H.i.O.]“ (ebd.: 123) gegründet hatte, um das ökonomisch-demographische ‚italienische Problem‘ zu adressieren. Das Land galt demnach aus zentraleuropäischer Perspektive nicht nur hinsichtlich des Arbeitskräfteüberschusses als problembehaftet, sondern auch als wirtschaftlich ‚rückständig‘ (vgl. ebd.: 130).

Diese Zuschreibungen, die einer sozialen sowie ökonomischen Unterordnung entspringen, fließen über Formulierungen wie „auch beim Italiener!“ (Herbert 2001: 206) ein, da sogar die aus ‚unfortschrittlichen‘ Gesellschaften stammenden Arbeitenden angesichts der neuen Migrations- und Wirtschaftssituation nun Anforderungen an das ‚Einwanderungsland‘ Deutschland stellten. Die ‚italienischen‘ Arbeiter(*innen), welche den „‘Prototypen‘ des Arbeitsmigranten in Deutschland“ (Böke 2000b: 167) darstellten, repräsentierten nicht nur zu Beginn der Anwerbepolitik, sondern bis Ende der 1960er Jahre die größte Gruppe an Migrierenden. Das Thema der Arbeitsmigration war bereits zu Beginn dieser Phase ein zentraler, teilweise kontrovers diskutierter Aspekt in Medien und (Migrations-)Politik, wodurch die Angeworbenen schon früh als ‚Problem‘ wahrgenommen und Ziel rassistischer Attribuierungen wurden, welche sich bis in die 1960er Jahre fortschrieben. So wurden sie beispielsweise von ihren Arbeitskollegen als „Itaker, Makaronifresser, Zitronenschüttler, Spaghettifresser“ (Böke 2000b: 169) beschimpft oder bekamen bei ihrer Ankunft in Deutschland als Teil ihrer Wohnungsausstattung ein Spaghetti-Sieb geschenkt (vgl. SPIEGEL 41/64: 50).

Die Anwerbungen der Arbeitenden aus Italien hielt sich trotz des Abkommens bis Ende der 1950er Jahre in Grenzen, da der Bedarf im landwirtschaftlichen Bereich mithilfe der ‚Italiener(*innen)‘ nun ausreichend gedeckt war und es vorerst aus ökonomischer Sicht keinen Grund gab, weitere Kräfte anzuwerben, solange durch die Zuwanderung von ‚Flüchtlingen‘ aus der DDR nationeneigene ‚Reserven‘ auf dem bundesdeutschen Arbeitsmarkt bestanden (vgl. Herbert 20001: 206).

4.2. Die ‚Gastarbeiter*innen‘ der 1960er Jahre

Die Anwerbepolitik änderte sich jedoch in der Zeit zwischen 1959 und 1962, als es durch die Umkehrung des Verhältnisses zwischen der Zahl der Arbeitslosen und offenen Stellen zu einer Wende am Arbeitsmarkt kam (vgl. ebd.: 207f.). Angesichts des steigenden ökonomischen Aufschwungs der Bundesrepublik sah sich die ‚deutsche‘ Wirtschaft in den 1960er Jahren mit wachsender Arbeitskräfteknappheit konfrontiert (vgl. Scheibelhofer 2012: 67). Diese Entwicklung resultierte aus mehreren veränderten Faktoren, welche aufeinander trafen und sich gegenseitig beeinflussten: Zunächst kam es durch das anhaltende Wirtschaftswachstum, welchem der Bau der Mauer 1961 und somit die ausbleibende Zuwanderung von ‚Flüchtlingen‘ aus der DDR entgegenstanden, zu einem erhöhten Bedarf an ‚Humankapital‘ (vgl. Herbert 2001: 208). Daher wurde es für ‚deutsche‘ Unternehmen zusehends schwieriger, zusätzliche Arbeitskräfte zu finden, sodass „[d]er Kampf um Arbeiter zu einer aufreibenden

Dauerbeschäftigung“ (SPIEGEL 34/1959: 26) wurde. Aus diesem Grund wurden im Laufe der 1960er Jahre weitere Abkommen mit Griechenland, Spanien, Portugal, Jugoslawien und der Türkei nach dem Vorbild der ‚deutsch-italienischen‘ Vereinbarungen geschlossen (vgl. Herbert 2001: 208). Diese wurden abermals mit dem Argument eines steigenden Arbeitskräftebedarfs (trotz steigender Rationalisierung und Mechanisierung der Produktionsverfahren) und der ‚positiven‘ Auswirkungen der Beschäftigung von ‚Ausländern‘ für die Bundesrepublik begründet (vgl. ebd.: 209). Auch für die Abkommenspartner*innen entstünden Vorteile wie die Verbesserung der Zahlungsbilanzen durch Lohntransfer und eine erhöhte Qualifikationsstruktur der Arbeitenden, da „ein ‚Stück Entwicklungshilfe für die südeuropäischen Länder‘“ an sie ‚abfiel‘ (ebd.: 210). Mit zunehmender Beteiligung weiterer Akteur*innen wie der ILO (International Labour Organization) oder der EWG (Europäische Wirtschaftsgemeinschaft), welche 1957 gegründet wurde, sollten der ‚italienischen‘ Industrie als Gegenleistung für deren ‚Arbeitskräftemigration‘ zudem Rohstoffe und Devisen zur Verfügung gestellt werden (vgl. Knortz 2016: 155). Auch hier lassen sich die zuvor beschriebenen Vorstellungen von wirtschaftlicher und sozialer ‚Rückständigkeit‘ herauslesen, die den ‚südeuropäischen Ländern‘ durch die ‚zentraleuropäischen‘ homogenisierend zugeschrieben wurden. Diese werden verstärkt durch den konstruierten Gegensatz eines ‚entwickelten‘, industrialisierten Zentraleuropas beziehungsweise Deutschlands und eines ‚zu entwickelnden‘ Südeuropas. Ausgehend von diesen Differenzen wurde auch die gesellschaftliche und ökonomische „Integration“ (Herbert 2001: 210) der ‚Entsendeländer‘ in Europa sowie die ‚Annäherung‘ verschiedener Kulturen propagiert.

Ein Charakteristikum, welches diese verschiedenen Menschen teilten, war die zeitliche Begrenzung ihres Aufenthaltes, welche von den Abkommenspartner*innen festgeschrieben wurde (vgl. ebd.: 211). Diese Temporarität resultierte aus der Einführung eines ‚Gastarbeiter*innen-Systems‘ nach der Idee des Rotationsprinzips, welches gewährleisten sollte, dass die Angeworbenen zunächst den bestehenden Arbeitskräftebedarf decken, danach jedoch wieder in ihre Heimat zurückkehren beziehungsweise zurückgeschickt werden konnten (vgl. Scheibelhofer 2012: 67).

Im deutschen Sprachgebrauch stand der Terminus ‚Gastarbeiter(*in)‘ synonym für den beinahe obsolet gewordenen Begriff ‚Fremdarbeiter(*in)‘, wobei sie auch als ‚ausländische Arbeitnehmer(*in)‘ oder ‚Arbeitskräfte‘ benannt wurden. Aus zeitgeschichtlicher Perspektive ist vor allem die Distanzierung vom Begriff ‚Fremdarbeiter(*in)‘ relevant, bei welchem Assoziationen mit ‚Zwangsarbeiter(*innen)‘ aus NS-Zeiten mitschwangen. Spezifisch für den ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Begriff ist, dass er aus der Retroperspektive häufig für die zeitliche

Periode zwischen dem ersten Anwerbeabkommen 1955 und dem Anwerbestopp 1973 herangezogen wird. Zudem implizierte die Bezeichnung gewisse soziale und regionale Klassifizierungen, da die ‚Gastarbeiter*innen‘ meist manuelle Tätigkeiten verrichteten (mussten) und ihre Herkunftsländer als sozioökonomisch rückständig angesehen wurden. Dadurch wurden sie von anderen ‚ausländischen‘ Arbeitenden abgegrenzt, die (in Ausnahmefällen) beispielsweise als Mediziner(*innen) oder ab den 1990 Jahren als Computerexpert(*innen) in anderen Branchen aufgenommen wurden (vgl. Jung/Niehr 2000: 53).

Bereits zur Zeit der Entstehung des ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Begriffes kam es zu Kritik an der Terminologie, welche sich an die Benennungslogik sowie an moralische Aspekte richtet. Bei sinngemäßer Betrachtung des ‚Gast‘-Begriffes müsste davon ausgegangen werden, dass den so bezeichneten Personen(gruppen) auch bestimmte Privilegien zukämen, sodass sie beispielsweise nicht arbeiten müssten. Auch moralisch enthält der Begriff Ambivalenzen, da die Bevölkerung trotz der ‚Einladung‘ der ‚Gäste‘ eine ablehnende Haltung gegenüber diesen an den Tag legte. Die Arbeitenden waren demnach (mehr oder weniger) geduldete ‚Besucher(*innen)‘, deren Aufenthalt einen provisorischen Charakter innehatte und von Rechtlosigkeit gezeichnet war. Diese Haltung gegenüber ‚Gastarbeiter(*innen)‘ spiegelte sich nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch in migrationspolitischen sowie medialen Diskursen wider. Die Bezeichnung ‚Gastarbeiter(*in)‘ wurde zusehends negativer konnotiert, indem er Teil neuer Wortkombinationen wie „Gastarbeiterproblem“ (ebd.: 54) wurde, welches sich ab Mitte der 1970er Jahre zu einem generellen ‚Ausländer(*innen)-Problem‘ wandelte.

Nicht nur sprachlich, sondern auch rechtlich kamen den ‚fremden‘ Arbeitenden nur prekär Privilegien zu. Das Ausländergesetz 1965, welches die seit der Vorkriegszeit geltenden Vorschriften ablöste, war durch ein rigides Aufenthalts- und Arbeitserlaubnisrecht für Menschen, welche nicht der EWG angehörten, geprägt. Die Mitglieder sollten laut Vereinbarungen der EWG-Gründung aus 1957 im Laufe der 1960er Jahre schrittweise den ‚deutschen‘ Arbeitnehmer*innen gleichgestellt werden. Schlussendlich erhielten aber auch diese ‚Fremden‘ nur ein vorübergehendes, einjähriges Aufenthaltsrecht, im Zuge dessen sie an die ‚deutschen‘ Arbeitgeber*innen gebunden waren, und das nur verlängert wurde, wenn der verlängerte Aufenthalt „die Belange der Bundesrepublik Deutschland“ (Herbert 2001: 212) nicht beeinträchtigte. Auch die Festlegung eines „Inländerprimats“ (Scheibelhofer 2012: 67), wonach ‚ausländische Arbeitskräfte‘ nicht anstelle ‚einheimischer‘ beziehungsweise ‚deutscher‘ eingestellt werden durften und gegebenenfalls vor diesen entlassen werden mussten, sollte einen temporären Aufenthalt der ‚Gastarbeiter*innen‘ gewährleisten.

4.2.1. Die fremden Körper der Arbeiter³

Die gesellschaftliche Lage der Arbeitenden war demnach vor allem zu Beginn der 1960er Jahre dadurch geprägt, vom Ermessen der ‚deutschen‘ Arbeitgeber*innen abhängig und jedenfalls vorübergehend zu sein (vgl. Herbert 2001: 212). Wie bereits erwähnt, wurden die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ vor allem für besonders schwere oder „schmutzige“ (ebd.: 212) Arbeit eingestellt, die viele angesichts der Aussicht, in möglichst kurzer Zeit (relativ) viel Geld zu verdienen, um danach wieder in ihre Heimat zurückzukehren, annahmen. Ein Großteil der Arbeiter*innen war im Baugewerbe, in der Eisen- und Metallindustrie sowie im Bergbau tätig und war für diese Berufe meist un- oder angelernt. Im Vergleich zu ‚deutschen‘ Arbeitnehmer*innen wurde den ‚fremden‘ meist eine niedrigere Qualifikation zugeschrieben, sie erhielten niedrigere Löhne, erlitten häufiger Arbeitsunfälle und wiesen eine höhere Beschäftigungsfluktuation auf (vgl. ebd.: 213). Der prekäre Status und die begrenzte Aufenthaltsdauer wirkten sich jedoch nicht nur auf die ‚Berufswahl‘, sondern auch auf die Arbeits- und Lebensweise der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aus, da sie eher geneigt waren, Überstunden zu machen, auf einen allzu gehobenen Lebensstandard oder Konsum zu verzichten sowie wenig Interesse an politischen und gewerkschaftlichen Aktivitäten zu zeigen (vgl. ebd.: 212).

Auch der Anwerbeprozess verlief nach den Vorstellungen ‚deutscher‘ Unternehmen, die ‚fremde Männer‘ wie Waren ‚bestellten‘: „Aufgrund äußersten Arbeitskräftemangels muß ich Sie heute, entgegen meiner bisherigen Abneigung gegen türkische Fremdarbeiter ersuchen, mir unbedingt und möglichst sofort drei bis fünf Türken für meine Möbelfabrik zuzuteilen“ (Telegramm aus dem Jahr 1966, zit. nach Scheibelhofer 2012: 67). Dies zeigt die rein funktional-materielle Perspektive, aus welcher ‚fremde Arbeitskräfte‘ seitens ‚deutscher‘ Arbeitgeber*innen betrachtet wurden und die sich auch in den nachfolgenden Artikeln durch ‚Waren-Metaphern‘ wiederholt manifestiert (vgl. Böke 2000b: 135).

Für die Angeworbenen galt zudem besonders zu Beginn der 1960er Jahre: „der ideale Gastarbeiter [ist] jung, gesund und männlich“ (Scheibelhofer 2012: 67). Der überwiegende Teil der ‚fremden‘ Arbeiter(*innen) bestand folgerichtig aus zwanzig- bis vierzigjährigen Männern, die meist ohne ihre Familie in die Bundesrepublik kamen (vgl. Herbert 2001: 212). Bevor sie dort jedoch ankommen konnten, wurden sie in sogenannten Anwerbeposten auf die oben genannten Anforderungen überprüft. So mussten sie beispielsweise neben dem Beweis ihrer Handfertigkeiten ihre physische Gesundheit testen lassen: „Zähne, Blut und Stuhl wurden

³ Scheibelhofer 2012: 67

überprüft, Röntgenuntersuchungen durchgeführt [...] für jene, die den Selektionsprozess positiv absolvierten, wurde schließlich der Transport [...] organisiert“ (Mouradoglu/Ongan 2004 zit. nach Scheibelhofer 2012: 68). Auch hier tritt ganz offensichtlich der Warengedanke in den Vordergrund; die ‚Gesundheitsuntersuchungen‘ der angehenden ‚Gastarbeiter(*innen)‘ erinnert dabei an Qualitätskontrollen, bei denen Produkte auf Fehlerhaftigkeit überprüft und gegebenenfalls aussortiert werden. Nicht nur die Praxis, sondern auch die Sprache der Anwerbeprozesse waren vom Warenjargon geprägt, sodass die Anzahl der Untersuchten in ‚Stück‘ angegeben wurde und ‚Liefer-‘ beziehungsweise ‚Transportscheine‘ für jene ausgestellt wurden, die die Reise nach Deutschland antraten, während andere als ‚Restbestände‘ ausharrten (vgl. ebd.: 68). Wie aus diesem Vokabular hervorgeht, kommt der ‚Ware‘ von allen Bereichen an Metaphern eine Sonderstellung zu, da sie sich nicht nur sinnbildlich, sondern auch wörtlich im allgemeinen Sprachgebrauch wiederfindet (vgl. Böke 2000b: 166).

Die Fokussierung auf die ‚Männlichkeit‘ und auf die physischen Attribute der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ kann als Ausdruck des „*Herrschaftsblick[s]* [H.i.O.]“ (Scheibelhofer 2012: 68) gesehen werden, welcher sich in die Anwerbepolitik und deren Prozesse einschrieb. Dieser Blick begann bei der ‚Rekrutierung‘ ‚männlicher‘ belastbarer Körper, welche sowohl nach ökonomisch verwertbaren als auch nach gefährlichen Potentialen untersucht wurden, was die ‚fremden Männer‘ zu *Arbeitsobjekten* machte. Die Herrschaftsperspektive folgte den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ schließlich weiter in die ‚Anwerbeländer‘, wo sie in politischen sowie gesellschaftlichen Diskursen als ‚Problem‘ empfunden und ihnen negativ konnotierte Attribute zugeschrieben wurden: „So wurde in politischen Debatten etwa immer wieder über die (mangelnde) Hygiene der GastarbeiterInnen diskutiert und die angeblich davon ausgehende Gefahr problematisiert“ (ebd.: 68). Diese Konstruktionen ‚fremder Männlichkeiten‘ stützen sich somit auf doppelte Zuschreibungsprozesse, im Zuge derer die ‚Fremden‘ einerseits aufgrund ihrer Stärke und Kraft ‚männlichen‘ Idealen entsprachen, andererseits gegenüber dem ‚Eigenen‘ durch (ebenfalls körperliche) Attribute wie mangelnde Hygiene abgewertet wurden. Die Konstruktion der ‚Gastarbeiter*innen‘ als ‚jung, gesund und männlich‘ impliziert jedoch nicht nur die eben beschriebenen Kritikpunkte, sondern negiert auch die ebenfalls stattfindende ‚weibliche‘ Arbeitsmigration, sodass diese als nicht existent erscheint. Tatsächlich ist diese Vernachlässigung auf migrationspolitische Praktiken sowie fehlende diskursive Repräsentation zurückzuführen, da „Geschlecht als Analysekategorie in der Forschung wie auch in amtlichen Studien zunächst keine Beachtung fand“ (Saringer et al. 2013: 33). Ein grundlegendes Problem hierbei war, dass Frauen und deren ökonomische Leistungen oftmals hinter allgemeinen Formulierungen und Zahlen verschwanden, da viele Statistiken – wie auch im Falle der

‚Gastarbeit‘ – ohne Gender-Berücksichtigung erhoben wurden. Obwohl wenige Aufzeichnungen existieren, die explizit Auskunft über ‚weibliche‘ ‚Gastarbeiter*innen‘ geben, können aus bestehenden allgemeinen Statistiken Rückschlüsse auf deren damalige Präsenz am Arbeitsmarkt gezogen werden (vgl. ebd.: 34). Betrachtet man die Beschäftigung der ‚ausländischen Arbeitskräfte‘ in Branchen, die von üblicherweise ‚männlich‘ besetzten abweichen, kann davon ausgegangen werden, dass die in der Textilindustrie, im Gastgewerbe oder in der Körperpflege arbeitenden ‚Gastarbeiter*innen‘ hauptsächlich ‚weiblich‘ waren. Dies ergibt sich aus der im Analysezeitraum vorherrschenden binären, geschlechterstereotypen Arbeitsteilung und den Vorstellungen, dass in diesen Branchen vorwiegend ‚weiblich‘ konnotierte Fähigkeiten benötigt wurden. So wurden ‚weibliche‘ Arbeitskräfte oft in die soziale Rolle der Ehefrau und Mutter gedrängt und ihnen dadurch die Fähigkeit zum Arbeiten abgesprochen: „Hier sollte man nicht blindlings von der Arbeitsqualität des Mannes auf die der Frau schließen: Es ist hier oft sinnvoller, wenn der Betrieb der Frau eines Gastarbeiters eine passende Beschäftigung (etwa in Dienstleistungstätigkeiten) außerhalb des Betriebes zu finden hilft“ (ebd.: 34). ‚Frauen‘ waren demnach nicht im gleichen Maße für betriebliche, produktive Arbeit geeignet, sondern sollten sich eher mit außerunternehmerischen Dienstleistungen wie beispielsweise ‚Care‘-Arbeit widmen, welche ihrer ‚weiblichen‘ Rolle entsprach und als ‚natürlich‘ für Frauen galt.

Dennoch kam es – wenn auch in geringerem Ausmaß – auch zur gezielten Anwerbung von ‚weiblichen‘ ‚Gastarbeiter*innen‘, die ebenso wie die ‚männlichen‘ in Niedriglohnssektoren beschäftigt waren und dort als ‚unqualifizierte‘ Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Bereits hier wurden die ‚fremden Frauen‘, welche meist mit einem traditionellen, ‚rückständigen‘ Rollenverständnis in Verbindung gebracht wurden, den ‚einheimischen‘ Frauen und deren beginnender ‚Emanzipation‘ gegenübergestellt (vgl. ebd.: 35). Interessant ist hierbei, dass diese Entwicklungen der ‚deutschen Frauen‘ mit der Anwerbung der ‚nicht-deutschen‘ und deren Tätigkeiten einhergingen, da deren neue berufliche Aufstiegschancen nicht auf eine Verschiebung der herrschenden Geschlechterverhältnisse, sondern auf eine neue ‚ethnische Hierarchie‘ (ebd.: 35) zurückzuführen waren.

4.2.2. Vom wirtschaftlichen Nutzen zum Anwerbestopp

In Bezug auf die 1960er Jahre kann demnach festgestellt werden, dass migrationspolitische Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ vorrangig auf Kategorien des Alters, Körpers, sozialen Geschlechts und der Nationalität aufbauten. Diese beziehen sich auf das ‚deutsche‘ Idealbild junger, gesunder, kräftiger ‚Männer‘, welche vorrangig schwere physische Arbeit verrichten

sollten. Wie bereits erwähnt, waren es in Deutschland zunächst vorrangig ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aus Italien, welche nach diesen Vorstellungen konstruiert wurden; im Laufe der Zeit wurden diese Zuschreibungen auch an andere Menschen aus ‚Südeuropa‘ vorgenommen.

Migrationspolitisch wurde die Anwerbung der ‚Fremden‘ zunächst mit dem Topos des ‚wirtschaftlichen Nutzens‘ begründet, den die ‚Ausländer*innen‘ für die ‚deutsche‘ Wirtschaft generierten. Mit dem Einsetzen der Rezession 1966/67 begann jedoch eine politische Diskussion über mögliche ‚negative‘ Auswirkungen der ‚fremden‘ Arbeitenden auf die ‚heimische‘ Wirtschaft.

Die „Berechnungen vom wirtschaftlichen Nutzen“ (Herbert 2001: 218) kamen an dieser Stelle zu der Erkenntnis, dass sich die ursprünglich anvisierte Anwerbspolitik mit den geplant temporären Aufenthalten und dem Rotationsprinzip in der Praxis als nicht umsetzbar erwies. Vor allem seitens ‚deutscher‘ Arbeitgeber*innen kam es zu Kritik hinsichtlich der Fluktuation der Arbeitsmigration, welche sich als ‚unwirtschaftlich‘ herausstellte: Einerseits stieg dadurch die Tendenz zu längerfristigen Aufenthalten der ‚Gäste‘, andererseits mussten für die ‚Fremden‘ öffentliche Investitionen getätigt werden, welche nicht durch entsprechende Produktivitätssteigerungen seitens der ‚ausländischen‘ Arbeitenden ausgeglichen wurden.

Auch die ‚deutschen‘ Arbeitnehmer*innen, welche sich angesichts der Rezession mit steigender Arbeitslosigkeit konfrontiert sahen, empfanden die ‚Gastarbeiter*innen‘ als Konkurrenz am Arbeitsmarkt und damit zunehmend als ‚Problem‘. Weiters kritisierten sie die ‚Bevorzugung‘ der ‚Fremden‘ ihnen gegenüber, was die Forderung eines unbedingten Vorranges ‚deutscher‘ vor ‚ausländischer‘ Arbeitender sowie polemische Angriffe gegen die vermeintlichen Präferenzen zufolge hatte.

Zudem entwickelte sich aufgrund der steigenden Zahl der ‚Gastarbeiter*innen‘ aus politischer Sicht eine Diskussion über deren ‚Eingliederungspotential‘ in die ‚deutsche‘ Gesellschaft (vgl. Böke 2000b: 168). Gemeinsam mit der steigenden Angst der ‚deutschen‘ Bevölkerung vor einer „Überfremdung [H.i.O.]“ (ebd.: 168) der Gesellschaft durch Familiennachzüge beziehungsweise –zusammenführungen, entwickelten sich die Ressentiments, die in der ‚deutschen‘ Gesellschaft gegenüber ‚ausländischen‘ Arbeitenden entstanden, ab Mitte der 1960er Jahre in Deutschland zu einer allgemein kritischen Stimmung. Die vermeintlichen „Anpassungs- und Eingliederungsschwierigkeiten [H.i.O.]“ (ebd.: 168) der ‚Fremden‘, wurden dabei häufig auf ‚kulturelle‘ Differenzen zurückgeführt und waren Ursache für die Implementierung als ‚notwendig‘ empfundener sozialpolitischer (,Integrations-‘)Maßnahmen.

Auch medial ließen sich laut einer Untersuchung aus 1966 Tendenzen Richtung ‚negativer‘ Berichterstattungen über ‚Gastarbeiter*innen‘ feststellen, wobei ein Drittel dieser Nachrichten „kriminell[e] oder sexuell[e] Sensationen“ (Herbert 2001: 221) beinhaltete. Konstruktionen ‚fremder‘ Männlichkeit, welche sich auf Kriminalität und Sexualität beziehen, wurden in den 1970er Jahren zum vorherrschenden medialen und ‚Migrationsdispositiv‘.

Entgegen der Angst vor ‚nicht-deutscher‘ Konkurrenz am Arbeitsmarkt und den sich verdichtenden Vorurteilen über das Sozialverhalten der ‚Gastarbeiter*innen‘ wurden zu diesem Zeitpunkt jedoch noch keine Forderungen über einen „gänzlichen Verzicht auf Ausländerbeschäftigung“ (ebd.: 222) laut. Im Gegensatz zur ‚ausländerfeindlichen‘ Stimmung der 1970er Jahre, herrschte in der Rezession eine ‚ausländerkritische‘, welche vor allem auf das öffentliche Bewusstsein des *temporären* Aufenthaltes der ‚Gäste‘ zurückzuführen war. Auch medial wurde bis Anfang der siebziger Jahre von einer „Aversion gegenüber den Ausländern“ (SPIEGEL 43/1970: 52) gesprochen, welche jedoch ‚geduldet‘ und ‚akzeptiert‘ wurden.

Obwohl sich durch vermehrte Familiennachzüge bereits Tendenzen zum Daueraufenthalt abzeichneten, bestimmte eine mögliche dauerhafte Niederlassung der ‚Fremden‘ noch nicht die öffentliche Diskussion (ebd.: 222). Zudem war die Rezession im Vergleich zu späteren Konjunkturreinbrüchen der 1970er Jahre relativ schnell überwunden, sodass 1968 wieder positive Wachstumsraten erreicht wurden (vgl. ebd.: 223).

In diesem Jahr hatte sich jedoch bereits ein Wandel in der Zusammensetzung der ‚ausländischen‘ Bevölkerung vollzogen, da nun statt einzelner Arbeiter*innen immer mehr ‚nicht-deutsche‘ Familienmitglieder in der Bundesrepublik wohnten. Diese traten zwar nicht am Arbeitsmarkt, jedoch in der Nachfrage nach Wohnungen, Kindergartenplätzen und sozialstaatlichen Leistungen in ein direktes (Konkurrenz-)Verhältnis mit den ‚Deutschen‘. Aufgrund dessen wurden 1968 im Rahmen der „ersten Infrastrukturdebatte“ (Karakayali 2008b: 153) die verlängerte Aufenthaltsdauer und der ‚Nachzug‘ von Familien als ein an „Verteilungskämpfe“ (ebd.: 153) gekoppeltes ‚Problem‘ dargestellt.

Bereits im Jahre 1962 wohnten ungefähr zwei Drittel der angeworbenen ‚fremden‘ Arbeitenden in Gemeinschaftsunterkünften, welche von ‚deutschen‘ Betrieben, städtischen Behörden, Wohlfahrtsverbänden oder Privatpersonen zur Verfügung gestellt wurden. Obwohl sich die Situation erst Anfang der 1970er Jahre zuspitzte, als die ‚Fremden‘ sich mittels Protesten weigerten, weiter in unverhältnismäßigen Behausungen zu leben, wurde die Wohnsituation bereits in der ersten Hälfte der 1960er Jahre thematisiert: „Es waren Zeitungsberichte über die Wohnsituation, nicht über die Arbeitsbedingungen und die Rechtslage der Ausländer, die in der bundesdeutschen Öffentlichkeit ein gewisses Interesse für die Gastarbeiter hervorriefen“

(Herbert 2001: 214). Seitens der Bundesregierung wurde mit Darlehen und Zuschüssen versucht, den Bau von „Ausländerwohnungen“ (ebd.: 216) zu fördern, wodurch es im Laufe der 60er Jahre zwar zu einer Verbesserung der Unterkünfte kam, deren Standards jedoch nicht an jene der ‚deutschen‘ Wohnsituationen heranreichten.

Die Migrationspolitik des „Gastarbeitsregimes“ (Karakayali 2008: 153) bewegte sich Ende der 1960er demnach zwischen ambivalenten Widersprüchen von ‚Integration‘ und ‚Rotation‘, wobei Argumente des ‚ökonomischen Nutzens‘ und des Bedarfs nach flexiblen Arbeitskräften jenen der ‚Infrastrukturkosten‘ für ‚nicht-deutsche‘ Familien gegenüberstanden.

Das Rotationsprinzip der 1960er Jahre erwies sich in diesem Zusammenhang als ‚unwirtschaftlich‘, da es für ‚deutsche‘ Unternehmen nicht rentabel war, eingearbeitete und bewährte Arbeitskräfte gegen neue, ungelernte ‚eintauschen‘ zu müssen.

Die Kombination aus der fehlenden Fluktuation der ‚ausländischen‘ Arbeitenden, deren steigender Aufenthaltsdauer und dem ‚Nachzug‘ von Familienangehörigen führte aus (migrations-) politischer und ökonomischer Sicht zu jenem Wendepunkt, an welchem die ‚Nachteile‘ die ‚Vorteile‘ überwogen, sodass „die Gastarbeiterbeschäftigung ein Minusgeschäft zu werden begann“ (ebd.: 228). Dies resultierte einerseits aus der Tatsache, dass die ‚ausländischen‘ Arbeitenden – wie auch aus dem SPIEGEL-Artikel 1964 hervorgeht – ursprünglich als ‚Reservearmee‘ für Berufe dienen sollten, welche ‚Deutsche‘ nicht ausüben wollten oder konnten. Die ‚Fremden‘ waren demnach ‚erwünscht‘, solange sie nicht in Konkurrenz zu ‚deutschen‘ Beschäftigten standen, ihnen sozial wie wirtschaftlich untergeordnet waren und im Falle konjunktureller Einbrüche wieder ‚nach Hause‘ gingen (vgl. Herbert 2001: 223). Angesichts der steigenden Arbeitslosenzahlen in Deutschland wurde die Beschäftigung ‚ausländischer‘ Arbeitnehmer*innen als verstärkender Faktor dieses Problems gesehen (vgl. Wengeler 2000: 142).

Hinzu kam der Widerstand der ‚Gastarbeiter*innen‘, welche sich weigerten, mit ihren Familien in den prekären Lebensverhältnissen der Arbeiter*innen-Wohnheime zu leben. Diese fanden Anfang der 1970er Jahre Ausdruck in Protesten gegen ethnische Segmentierung: „Die Vorstellung, man könne mit Rotation und sozialräumlicher Separierung (in Gastarbeiter-Wohnheimen) ein fügsames Subproletariat erschaffen, wurde spätestens durch den berühmten Streik bei Ford im Sommer 1973 begraben“ (ebd.: 154).

Der Ford-Streik 1973 in Köln galt als prominentestes Beispiel der ‚Gastarbeiter*innen‘-Proteste und repräsentierte zugleich den Höhepunkt als auch den Abschluss einer in ganz

Europa stattfindenden Streikwelle, welche dazu beitrug, „das Migrationsregime der Gastarbeit zu beenden“ (Karakayali 2008b: 156).

Noch im gleichen Jahr kam es in Deutschland zum „Anwerbestopp“ (ebd.: 2008: 157) ‚fremder‘ Arbeitskräfte, welcher einen Wendepunkt in dessen ‚Ausländer*innen‘-Politik sowie den Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ bildete.

Vor diesen historischen migrationspolitischen Hintergründen werden im Folgenden die ‚Fremdenkonstruktionen‘ mit Fokus auf den 1960er Jahren analysiert. Wie bereits erwähnt, werden die Darstellungen ‚fremder Männer‘ anhand des SPIEGEL-Leitartikels „Per-Moneta“ (SPIEGEL 41/1964) untersucht, welcher in den Zeitraum der höchsten medialen Präsenz der ‚Gastarbeiter(*innen)-Bewegung‘ fällt.

5. ARTIKELANALYSE ‚PER MONETA‘: ‚GASTARBEITER*INNEN‘ IM SPIEGEL

Das Titelblatt der SPIEGEL-Ausgabe, in welcher der Artikel veröffentlicht wurde, zeigt eine Szene mit insgesamt acht Personen, welche in Richtung des Betrachtenden blicken (s. Abb. 6). Der Titel, welcher sich über den unteren Teil des Bildes zieht, benennt die Abgebildeten als „Gastarbeiter in Deutschland“ (SPIEGEL 41/1964), wodurch sie seitens der Leser*innen umgehend einer ‚anderen‘ Gruppe zugeordnet werden (können), welche sich von der ‚eigenen‘ unterscheidet (vgl. Thiele 2015: 25). Die szenische Darstellung mehrerer Personen stellt eine Mitte der 1960er Jahre stärker werdende gegenläufige Tendenz zu den SPIEGEL-typischen Titelbildern dar, welche vorrangig ‚männliche‘ Portraits zeigen (vgl. Just 1967: 99).

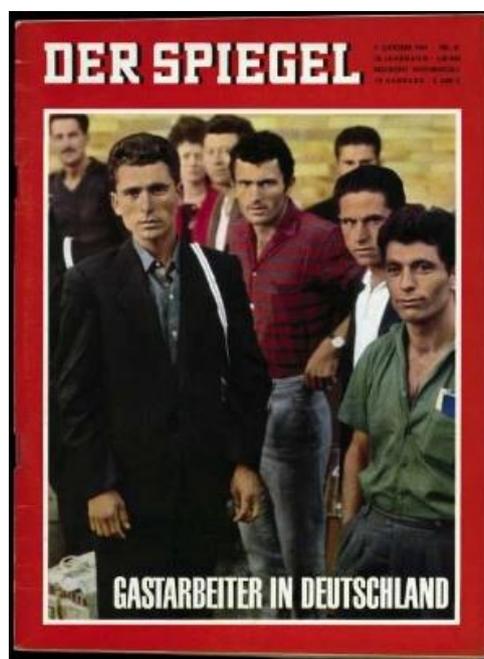


Abbildung 6: Titelbild des SPIEGEL 41/1964

Während die vier Abgebildeten im Vordergrund vergleichsweise scharf zu sehen sind, verschwimmen die Gesichter im Hintergrund, sodass sie nicht mehr klar auszumachen sind. Erkennbar sind jedoch die sich ähnelnden phänotypischen Merkmale der Personen, welche sich durch dunkle Haar- und Augenfarbe sowie einen eher dunkleren Teint auszeichnen. Dieser Ersteindruck einer gemeinsamen Gruppenzugehörigkeit wird verstärkt, indem suggeriert wird, dass die Abgebildeten auch ohne genaueres Hinsehen der Kategorie ‚Gastarbeiter(*in)‘ zugeordnet werden können. Sie sind somit Teil einer – durch den Hintergrund angedeuteten – verschwimmenden Masse, welche in Deutschland ‚zu Gast‘, jedoch eindeutig nicht Teil der Bevölkerung ist (vgl. Böke 2000: 168). Der Aufenthaltsstatus der Abgebildeten wird auch bildlich verdeutlicht: Durch Dokumente, die einer der Gastarbeiter in der Tasche trägt, sowie durch Taschen und Päckchen wird eine gewisse Mobilität der Abgebildeten impliziert. Dadurch

wird die ‚fremde‘ Gruppe von Gastarbeiter(*innen) von den ‚eigenen‘, langfristig in Deutschland lebenden Staatsbürger*innen abgegrenzt. Dies geschieht nicht nur sprachlich durch die Betonung des temporären Status der ‚Gäste‘, sondern auch symbolisch durch die Unterscheidung zwischen der vermeintlich homogenen Gruppe von Gastarbeiter(*innen) und ‚Deutschen‘. Die auf dem Titelbild gezeigten Personen repräsentieren einen imaginierten „generalisierten Anderen“ (Mead zit. nach Busse 1997: 24), der sich durch einen kollektiven, ungleichwertigen Status sowie bestimmte phänotypische Merkmale auszeichnet.

Da der Aufenthaltsstatus und die soziale Position der Abgebildeten keine visuell auszumachenden Unterscheidungskriterien sind, wird die (graphische) Darstellung des ‚Anderen‘ umso wichtiger für die Abgrenzung zum ‚Eigenen‘. Durch die Konnotation äußerer – vermeintlich ‚natürlicher‘ – Merkmale wie Haar- oder Hautfarbe der Gastarbeiter*innen werden Vorstellungen über die ‚Fremden‘ verfestigt und die Abgrenzung zum ‚Selbst‘ nicht nur ermöglicht, sondern auch legitimiert (vgl. Dietze 2005: 304). Berücksichtigt man die migrationspolitische Situation Deutschlands in den 1960er Jahren, kann angenommen werden, dass die Abgebildeten als Kollektivsymbol für die damals meistrepräsentierten Menschen aus Südeuropa – die „Südländer“ (Jung 2000: 74) – stehen.

Der zugehörige Artikel findet sich in der Ausgabe unter dem Ressort ‚Deutschland‘ sowie den Unterrubriken ‚Gesellschaft‘ beziehungsweise ‚Gastarbeiter‘ wieder und umfasst insgesamt zehn Seiten.

Betrachtet man den Bericht, fällt zunächst das für diese Zeit typische Layout der ‚Story‘ ins Auge, welches den Beitrag in SPIEGEL-eigener Manier in drei einspaltige Einheiten gliedert. Die Schrift(-art) des Fließtextes ist dabei – mit Ausnahme des ersten Buchstabens zu Absatzbeginn – ebenso uniform wie die graphische Unterteilung und weist keine Abweichungen beziehungsweise Hervorhebungen auf (s. Abb. 7). Nur die Artikelüberschriften sowie Bildunterschriften sind durch einen anderen Schriftstil gekennzeichnet und setzen sich somit vom Rest des Artikels ab. Zudem findet sich gegen Ende des Artikels die für den SPIEGEL damals typische Hervorhebung wichtiger Zusatzinformationen mittels Dreiecken beziehungsweise kleiner, nach rechts deutender Pfeile (vgl. Just 1967: 117; SPIEGEL 41/1964: 55).

GESELLSCHAFT

GASTARBEITER

Per Moneta

(siehe Titelbild)

Der lange Zug glitt in die Bahnhofshalle zu Köln-Deutz. Aus dem Lautsprecher dröhnte die Aufforderung, der Zimmermann Armando Sá Rodrigues aus dem nordportugiesischen Dorf Vale de Madeiros möge sich melden.

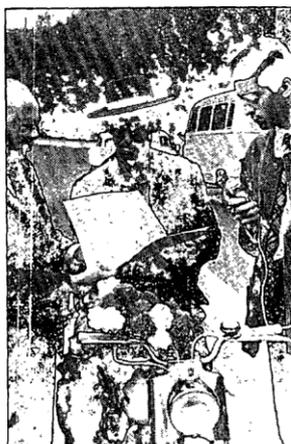
Als der Gesuchte nach mehrmaligem Aufruf verschüchtert aus der Menge seiner 1200 schwadronierenden, mit Pappkoffern und Schachteln bewehrten Landsleute hervortrat, schmetterte eine Blechkapelle „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ und „Alte Kameraden“ unter das rufige Bahnhofsdach.

Rundfunk-Mikrophone streckten sich dem Neuankömmling wie einem lang ersehnten Staatsbesucher entgegen, Kameras von Fernsehen und Wochenschau hielten das Bild für die Geschichte fest: Deutschland hatte seinen millionsten Gastarbeiter.

Ein Herr im dunklen Arbeitgeber-Päckchen gebot Ruhe. Die Leistungen der westdeutschen Wirtschaft seien, so rief der Kölner Fabrikant Dr. Manfred Dunkel, den die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeber-Verbände zum Willkomm aufgeboten hatte, ohne die Mithilfe der Gastarbeiter nicht möglich gewesen.

Der Festredner stattete sodann dem verdutzten Armando Sá Rodrigues, der seinen Sombrero verlegen in den Händen drehte und dem ein Priester der Dunkel-Rede Sinn übersetzte, den Dank der Deutschen ab: ein blitzendes Moped, Urkunde und Blumen. Die Kapelle intonierte Portugals Hymne.

Die Völkerwanderung zu Westdeutschlands Lohntüten hat in diesem Jahr ihren Höhepunkt erreicht. Bereits 1963 waren mehr als 600 000 Gastarbeiter in der



Millionster Gastarbeiter Rodrigues
Aus Europas Armenhäusern ...

Bundesrepublik beschäftigt. Rund drei Viertel von ihnen stammen von der Iberischen Halbinsel, aus Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei (siehe Graphik Seite 47), aber trotz des Masseneinsatzes sind — wie auch im vergangenen Jahr — immer noch über 600 000 bundesdeutsche Arbeitsplätze unbesetzt.

Werbekolonnen westdeutscher Arbeitgeber schwärmten über den Kontinent aus, um dem ausgedorrten Arbeitsmarkt frisches Blut zuzuführen. Von den Gastgebern würden sie erwartet wie Verkünder einer neuen Heilslehre. Eine Wiesbadener Werbegruppe, die nach Mazedonien fuhr, wurde von den griechischen Dörflern überschwänglich be-

grüßt. Noch ehe der VW mit der Wiesbadener Nummer das Haus des Bürgermeisters von Vegora erreicht hatte, mußten die Männer ihr Auto verlassen und sich zu Fuß vorankämpfen.

„Unsere Griechen müssen die wahren Wunderdinge nach Hause berichtet haben“, notierte später Franz Schmitt für seine Firma, die Chemische Werke Albert AG. „Frauen, Männer und Großväter und Mädchen, alle wollen bei uns in Deutschland arbeiten.“

Seit einigen Jahren beschäftigt das Wiesbadener Unternehmen Griechen aus der Gegend von Vegora, und Franz Schmitts Trupp war gekommen, Nachschub zu holen. Ganze Sippen pilgerten zu den Bürgermeister-Häusern, sahen den Westdeutschen durch die offenen Fenster bei der Arbeit zu und warteten geduldig, ob einer der Ihren für tauglich befunden werde.

Lehnten die Deutschen einen Bewerber ab, weil er zu jung, zu alt oder nicht kräftig genug war, dann brach sein Clan in Wehklagen aus. Die erfolgreichen Kandidaten wurden von ihren Familien im Triumphzug nach Hause geleitet.

Der Slogan „Germania gut“, den die Werber in Vegora auf Schritt und Tritt hörten, hat in allen unterentwickelten Gebieten Südeuropas und Kleinasien gezündet.

Auf dem Kölner Hauptbahnhof rollen mehrmals in der Woche Menschentransporte aus Spanien und Portugal an. Am Bahnsteig 11 des Münchner Hauptbahnhofs setzen die Sonderzüge aus Italien, Griechenland und der Türkei ihre Fracht ab.

Für 96 000 Kunden bereitete die Weiterleitungsstelle im Bahnhof München vergangenes Jahr das erste deutsche Essen, und die Caritas-Vertretung hält für die neu eintreffenden Türken, die als Mohammedaner kein Schweinefleisch essen dürfen, stets Spezialwurst auf Lager.

Die Arbeitswilligen kommen auf vielerlei Wegen. Etwa die Hälfte läßt

Abbildung 7: Layout des SPIEGEL-Artikels 41/1964

Anders als bei späteren SPIEGEL-„Stories“ wird in diesem Beitrag die Rubrik ‚Gastarbeiter‘ zusätzlich als unterstrichene Zwischenüberschrift verwendet, welche die Übertitrierung ‚Deutschland‘ sowie die Untertitrierung ‚Gesellschaft‘ optisch von dem Thema der Gastarbeit und dem Titel ‚Per Moneta‘ trennt (vgl. Just 1967: 117). Auch sprachlich sticht die italienische Überschrift des Leitartikels hervor, da sie – in SPIEGEL-typischer Manier – assoziativ auf die ‚südeuropäischen‘ Hauptakteur*innen des Beitrages sowie inhaltlich (dt.: wegen des Geldes) auf dessen Thematik anspielt (vgl. Just 1967: 118).

Der Bericht beginnt mit der Ankunft des einmillionsten Gastarbeiters, Armando Sá Rodrigues, in Deutschland, welcher als individueller Vertreter des vermeintlich homogenen ‚Fremden‘-Kollektivs präsentiert wird (s. Abb. 6). Die Aufmachung rund um den „Aufhänger-Helden“ (Just 1967: 136) stellt ein SPIEGEL-typisches journalistisches Stilmittel dar, welches der Steigerung des Leseinteresses und der Veranschaulichung dient. Aufgrund der ‚Zugehörigkeit‘ des ‚Aufhänger-Helden‘ zur Gruppe der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ können verschiedene Merkmale kollektiviert und als ‚Gegensatz‘ zur Gruppe der ‚Deutschen‘ konstruiert werden. Zudem stellt die Ankunft des einmillionsten ‚Zuwandernden‘ ein diskursives Ereignis dar (Jäger 2012: 61). Wie bereits erwähnt, sind derartige Ereignisse besonders medial präsent und stellen historische,

politische oder gesellschaftliche Bezüge her, die von Politik und Medien (wie hier dem SPIEGEL) aufgegriffen werden (vgl. ebd.: 62).

Die Kategorien und Prozesse, welche diese Bilder von ‚Deutschen‘ und ‚Anderen‘ (re-) produzieren, können in drei übergeordnete Kontexte eingebettet werden. Zunächst werden die Selbst- und Fremdbilder der ‚(Nicht-)Deutschen‘ untersucht, welche in enger Verbindung mit Vorstellungen von ‚Nationalität‘ stehen. Anschließend wird näher auf die Situation und Rolle der ‚ausländischen‘ Arbeitenden am ‚deutschen‘ Arbeitsmarkt sowie die Beziehungen zu ihren ‚deutschen‘ Kolleg*innen eingegangen. Der letzte Themenbereich umfasst die ‚Integration‘ der ‚Gastarbeiter*innen‘ in die ‚deutsche‘ Gesellschaft und die ‚Probleme‘, welche im Zuge der ‚Eingliederung‘ konstruiert wurden.

5.1. Selbst- und Fremdbilder

Um Fremdbilder von ‚nicht-deutschen Gastarbeiter(*innen)‘ beschreiben zu können, muss zunächst das Selbstbild der ‚Deutschen‘, welches diesem gegenübergestellt wird, näher betrachtet werden. Denn Stereotype entstehen durch kollektive Zuschreibung an ‚Andere‘, die im Wechselverhältnis zum ‚Selbst‘ stehen und über verschiedene Inklusions- beziehungsweise Exklusionsprozesse von diesem abgegrenzt werden (vgl. Thiele 2015: 48f.). Um diese Prozesse zu analysieren, wird der ‚methodologische Nationalismus‘ berücksichtigt, welcher die Gleichsetzung von Gesellschaft und Nationalstaat untersucht und in Eigen- beziehungsweise Fremdkonstruktionen einfließt. Differenzen werden durch die Annahme konstruiert, dass ‚andere‘ Nationen grundsätzlich verschieden von der ‚eigenen‘ und beide ‚Gruppen‘ in sich homogen seien (vgl. Nieswand/Drotbohm 2014: 5).

5.1.1. Deutschland und die ‚(Nicht-)Deutschen‘

Im SPIEGEL-Artikel finden sich sowohl implizite als auch explizite Darstellungen des ‚deutschen‘ Selbstbildes, welches sich stark über nationale Zugehörigkeit definiert und im Laufe des Artikels in verschiedenen Kontexten dargestellt wird.

Besonders präsent ist die Imagination beziehungsweise Metapher Deutschlands als ‚*Wirtschaftswunderland*‘ (Böke 1997: 174), welche eng an die (Bedeutungs-)Geschichte der Republik gebunden ist. Angelehnt an das Schlagwort des ‚deutschen Wirtschaftswunders‘, welches sich in den 1950er Jahren angesichts des wirtschaftlichen Aufschwungs Deutschlands als positive Selbstbezeichnung etablierte, spielt die Bezeichnung ‚Wirtschaftswunderland‘ auf die materielle Orientierung der ‚deutschen‘ Gesellschaft an (vgl. ebd.: 174). Dies führt zu Annahmen über die wirtschaftliche Überlegenheit der ‚Deutschen‘ gegenüber den

‚Gastarbeiter*innen‘, welche aus ‚nicht-deutschen‘, ‚nicht-wohlhabenden‘ Gebieten stammen und Deutschland demnach als ‚Wohlstandsparadies‘ (ebd.: 175) empfinden müssten. Tatsächlich führt dieses Selbstbild zur Entstehung eines umfangreichen Bereichs an Metaphern, welche Deutschland als ‚Bessere [sic!] Welt‘ (ebd.: 175) konstruieren und sich über Parolen wie ‚Germania Gut‘ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 90) auch außerhalb Deutschlands verbreiteten. Zudem ist in derartigen Konstruktionen deutlich der in den 1960er Jahren in der Bundesrepublik vorherrschende ‚*Topos vom ‚wirtschaftlichen Nutzen‘ [H.i.O.]*‘ (Bonfadelli 2007: 101) herauszulesen, welcher ‚Migrierende‘ als unentbehrliche Arbeitskräfte sieht und sich stark von späteren Jahren, in welchen ‚Ausländer*innen‘ als ‚Belastung‘ oder gar ‚Gefahr‘ gesehen werden, unterscheidet (vgl. ebd.: 102). Diese Anerkennung des Beitrags der ‚armen Fremden‘ zum ‚wohlhabenden Deutschland‘ birgt auf den ersten Blick das Potential, Abgrenzungen und Unter- bzw. Überordnungen beider Gruppen zu dekonstruieren, da beide als Teil der gleichen ökonomischen Leistungen gesehen werden. Die Vielzahl an ‚Zuwandernden‘ sollte dem metaphorisch als Körper dargestellten ‚ausgedörrten Arbeitsmarkt frisches Blut‘ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 54-55) zuführen. Dadurch wird auf die Bedeutung der ‚Migrierenden‘ für Deutschlands Ökonomie angespielt, da sie die Rolle des Blutes übernehmen, welches den Körper zusammen mit anderen Organen am Leben erhält.

Dass die ‚Gäste‘ eine derart wichtige Funktion für die ‚deutsche‘ Wirtschaft einnehmen, könnte auf den ersten Blick ein Hinweis auf die Anerkennung ihrer ökonomisch wichtigen Rolle sein. Bei genauerer Betrachtung werden die ‚Fremden‘ jedoch den ‚Deutschen‘ untergeordnet. Den ‚bundesdeutsche[n] Arbeitsplätzen‘ (ebd.: 44, Z. 50), welche durch die ‚Fremden‘ besetzt werden sollen, wird beispielsweise ein nationalstaatlich konnotiertes Attribut zugeordnet, wodurch zusätzlich betont wird, dass die ‚Angeworbenen‘ temporär Positionen besetzen, welche eigentlich den ‚Deutschen‘ gehören. Um die Quantität der ‚nicht-deutschen‘ Arbeitenden zu betonen, wird in diesem Zusammenhang von einem ‚Masseneinsatz‘ der ‚ausländischen‘ Arbeitenden gesprochen (vgl. SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 48).

Die Verwendung eines militärisch gefärbten Begriffes konstruiert die ‚Nicht-Deutschen‘ kollektiv als ‚austauschbare Masse ohne individuelle Züge‘ (Böke 1997: 188). Der Terminus ‚Einsatz‘ erinnert an nationalsozialistische Ideologien und Praxen des ‚Arbeitseinsatzes‘ (Herbert 2001: 131) von ‚Fremdarbeiter(*innen)‘. Diese sollten hohe Leistungen für niedrige Löhne erbringen, flexibel einsetzbar sein und vor allem ‚von der deutschen Bevölkerung möglichst abgetrennt werden‘ (ebd.: 133), um das Postulat ihrer ‚rassischen Unterlegenheit‘ (ebd.: 133) auszudrücken.

Um die ‚Fremdarbeiter(*innen)‘ und andere ‚Fremde‘ explizit von den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ abzugrenzen und von ‚rassischen‘ Hierarchisierungsprozessen Abstand zu nehmen, wird im SPIEGEL-Artikel auf die Migrationsgeschichte eingegangen.

Das Nachrichtenmagazin beschreibt die „gegenwärtige Gastarbeiterschwemme“ (SPIEGEL 41/1964: 47, Z. 97) als die bereits dritte der jüngeren ‚deutschen‘ Geschichte und geht im Folgenden näher auf die Migrationsbewegungen seit 1910 ein. In diesem Jahr waren ungefähr 1,3 Millionen ‚Ausländer‘ aus Österreich-Ungarn sowie 3 Millionen Deutsche polnischer Herkunft ‚eingewandert‘. Anschließend werden die Kriegsgefangenen und ‚Fremdarbeiter(*innen)‘ aus 1943 erwähnt und beide Bewegungen mit der ‚dritten‘, ‚aktuellen‘ „Welle“ (ebd.: 48, Z. 5) verglichen.

Das erste wichtige Charakteristikum von Fremdenkonstruktionen stellen jene Textstellen dar, welche Migrationsbewegungen mit Metaphern aus dem Bereich ‚Wasser‘ in Verbindung bringen: „Von allen Herkunftsbereichen, die den Zielbereich ‚Zuwanderung‘ in der Berichterstattung des SPIEGEL metaphorisch strukturieren, ist der Bereich ‚Wasser‘ mit Abstand der am häufigsten vorkommende und am komplexesten ausgestaltete“ (Böke 1997: 176). Gefolgt wird dieser von Sinnbildern aus den bereits beschriebenen Bereichen Krieg, Militär beziehungsweise Kampf und Waren(-handel).

Der migrationsgeschichtliche Absatz des SPIEGEL-Artikels bezieht sich auf Metaphern, welche Zuwanderungsbewegungen von Migrierenden in die Bundesrepublik ‚hinein‘ darstellen. Demnach ‚schwemmt‘ es die ‚Gastarbeiter*innen‘ nach Deutschland, wodurch eine fließende, aber auch schwer aufzuhaltende Bewegung von Wasser(-massen) symbolisiert wird. Im Vergleich zu späteren Artikeln, in denen sich Wortkombinationen von ‚schwimmen‘ meist mit dem Präfix ‚über-‘ finden und negativ konnotiert sind, wird die Metapher ohne einen (expliziten) ‚Problemgedanken‘ formuliert. Ebenso verhält es sich mit dem Begriff der ‚Welle‘, welche hier (noch) nicht als Teil der später aufkommenden Assoziationen mit bedrohlichen ‚Naturkatastrophen‘ gesehen werden kann, sondern eher das quantitative Ausmaß der Migrationsbewegungen beschreiben soll (vgl. ebd.: 178). Neben diesen sinnbildlichen Bedeutungen stellt die Wortkreation ‚Gastarbeiterschwemme‘ auch ein für den SPIEGEL typisches Substantivkompositum dar, ist jedoch nicht wie sonst üblich durch einen Bindestrich getrennt (vgl. Carstensen 1971: 105). Dies resultiert aus der Tatsache, dass durch diesen meist Nomen zusammengeführt werden, welche „normalerweise nicht zusammengehören“ (ebd.: 105). Der Begriff ‚Gastarbeiterschwemme‘ ist als Substantivkombination jedoch Teil eines sich zu dieser Zeit festschreibenden Diskurses, innerhalb dessen die Zusammenführung von ‚Wasser‘-Metaphern und verschiedenen Begriffen für ‚Fremde‘ keine außergewöhnliche ist:

„Als kreative Erweiterung zur Verbildlichung eines temporären Anstiegs der Zuwanderungszahlen wird [...] in allen Teildiskursen *Welle* [H.iO.] gebraucht“ (Böke 1997: 178).

Auf eben diese Anstiege der Zuwanderungszahlen wird im Artikel durch die Beschreibung der Migrationsgeschichte Deutschlands Bezug genommen. Betrachtet man den Ursprung des Forschungsinteresses dieser Arbeit, erweist sich dieser zeitgeschichtliche Rückblick des SPIEGEL als sehr interessant. Die „Flüchtlingskrise“ 2015 (SPIEGEL 53/2015) wurde medial skandalisiert und häufig als ‚neues‘ Phänomen dargestellt, wodurch ähnliche ‚Migrationsbewegungen‘ der Vergangenheit negiert wurden: „Und dann kommt so ein Jahr, und alles ist anders [...] All diese neuen Menschen in einem Land, das von sich behauptete, kein Einwanderungsland zu sein“ (ebd.: 10, Z. 8-9; 21-24). Im Gegensatz zu dieser Darstellung von Zuwanderung als ‚neue Massenmigration‘ weist der SPIEGEL in dem Artikel aus 1964 darauf hin, dass derartige ‚Bewegungen‘ in verschiedenen zeitlichen Phasen wiederkehren. Im Bericht wird zudem zwischen mehreren ‚Arten‘ von ‚Migration‘ unterschieden, indem die ‚Migrierenden‘ der dritten ‚Welle‘ charakterisiert und von anderen abgegrenzt werden: „Nicht als ausgebeutete Menschen zweiter Klasse kommen die Fremden, sondern als gut bezahlte, umworbene Helfer“ (SPIEGEL 41/1964: 48, Z. 6-9).

Die Unterscheidung des SPIEGEL zwischen Kriegsgefangenen beziehungsweise ‚Fremdarbeiter(*innen)‘ und den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ bezieht sich demnach auf zeitgeschichtliche Kontexte und dient dazu, die ersten beiden Begriffe, welche mit Assoziationen an die Zwangsarbeit des NS-Regimes belastet sind, von jenem der ‚gleichgestellten Gäste‘ abzugrenzen (vgl. Jung/Niehr 2000: 54).

Die ‚Gäste‘ „von der Iberischen Halbinsel, aus Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 45-46) werden demnach von ‚Deutschen‘ sowie anderen (Zwangs-) Arbeitenden unterschieden. Dabei fungiert ‚Nationalität‘ als hierarchisierende Kategorie von Selbst- und Fremdbildern, welche zwischen ‚Deutschen‘ und ‚Nicht-Deutschen‘ differenziert.

5.1.2. Nationalität

Bereits im ‚Lead‘ des Artikels kommt ‚Nationalität‘ als Differenzierungsmerkmal zu tragen, indem der ein millionste ‚Gastarbeiter‘ Armando Sá Rodrigues als ‚Stellvertreter‘ für die in den 1960er Jahren meistrepräsentierte und kollektivierte ‚Gruppe‘ der „Südländer“ (Jung 2000: 74) steht. ‚Nationalität‘ ist somit ein Unterscheidungsmerkmal, welches ‚Gastarbeiter*innen‘ aus

dem ‚Süden‘ von den ‚Deutschen‘ abgrenzt und diesen über verschiedene Differenzierungsprozesse unterordnet.

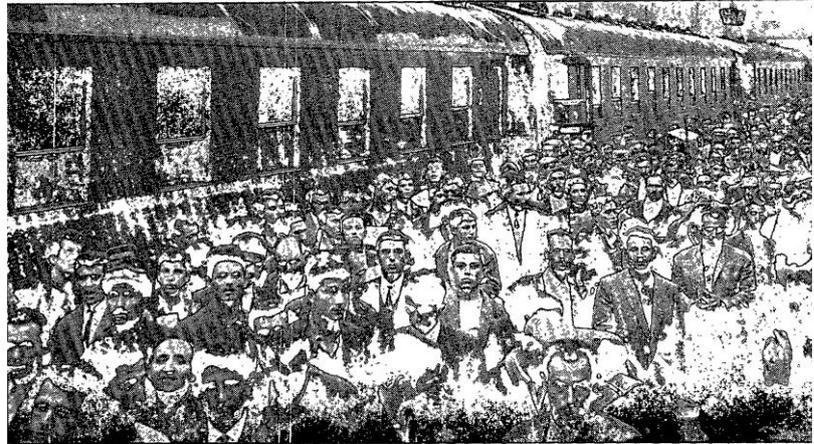
So wird auch der ‚Repräsentant‘ der ‚Südländer(*innen)‘ neben seinem Beruf vor allem über seinen Namen und seine Herkunft definiert: „Zimmermann Armando Sá Rodrigues aus dem nordportugiesischen Dorf Vale de Madeiros“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 4-6). Diese Benennungen dienen als Indikatoren für die Zugehörigkeit des ‚Gastarbeiters‘ zu seinen „1200 schwadronierenden, mit Pappkoffern und Schachteln bewehrten Landsleuten“ (ebd.: 44, Z. 9-11). Durch die Beschreibung der in Deutschland ‚Ankommenden‘ wird stilistisch mithilfe der Militär-Metapher des ‚Schwadronierens‘ auf die große Zahl der ‚Fremden‘ hingewiesen, welche mit ihren Habseligkeiten ‚bewehrt‘ sind. Beide Begriffe entspringen dem Militärvokabular und bezeichnen in wortwörtlicher Bedeutung eine bewaffnete militärische Teileinheit. Die migrierenden Menschen werden demnach sowohl sprachlich als auch bildlich als ‚Armee‘ – also entindividualisierte Masse – von Besitzlosen dargestellt, die mit ärmlich wirkenden Gepäcksstücken in Deutschland einmarschiert (vgl. Böke 2000: 166) (s. Abb. 8). Derartige Metaphern aus dem Bereich des Militärs stellen ein besonderes Charakteristikum des SPIEGEL dar, welches nicht nur vereinzelt vorkommt, sondern ganze Stränge an militärischen Assoziationen und Vokabular bildet (vgl. Böke 1997: 182). Anders als in späteren Berichterstattungen der 1970er Jahre werden diese Sinn- und Sprachbilder im Artikel von 1964 (noch) nicht in bedrohlichem, sondern eher in Mitleid erregendem Kontext genutzt (vgl. ebd.: 184). Dies wird anhand der ‚Ausrüstung‘ der ‚Angeworbenen‘ verdeutlicht: Da diese lediglich aus Papierkoffern und Schachteln besteht, wirkt die Ankunft der Menschen nicht bedrohlich, sondern durch die Assoziation mit wenig Besitz eher bemitleidenswert. Die Betonung der Gepäcksstücke macht auf die ärmliche Herkunft der Menschen aufmerksam, welche im Gegensatz zum ‚wohlhabenden Deutschland‘ steht.

Die zweiteilige Bildunterschrift „Aus Europas Armenhäusern [...] eine Völkerwanderung zu deutschen Lohntüten“ (SPIEGEL 41/1964: 44) deklariert die im Text suggerierte Armut schließlich explizit. Wie bereits erwähnt, stellen Beschreibungen von Abbildungen in Kombination mit den Illustrationen ein wichtiges Element der ‚Story‘-Aufmachung, indem sie den Rezipient*innen einen Leseanreiz bieten. Die beiden Fotos sind im Verhältnis zum Text beinahe überpräsent, da sie sich im Zentrum der Seite befinden und das größere (Abb. 9) fast die gesamte untere Hälfte einnimmt. Diese graphische Gestaltung geht einher mit der Wirkungsabsicht des Bildes, die darunter betitelte ‚massenhafte Völkerwanderung‘ in ihrem gesamten Ausmaß darzustellen.



Millionster Gastarbeiter Rodrigues
Aus Europas Armenhäusern...

Abbildung 8: Armando Sá Rodrigues
mit Urkunde und Motorrad



... eine Völkerwanderung zu deutschen Lohntüten: Gastarbeiter-Ankunft in München

Abbildung 9: "Gastarbeiter-Ankunft in München"

Die Untertitel der Graphiken beinhalten durch die Bezeichnung ‚Europas Armenhäuser‘ zudem eine Gebäude-Metapher, welche sich in Migrationsdiskursen meist auf die Herkunftsländer der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ bezieht und dazu dient, (lebens-)qualitative Gegensätze zwischen Herkunfts- und Zielländern zu illustrieren (vgl. Böke 1997: 173). Der aus einem Dorf stammende, ‚nicht-deutsche‘ Zimmermann und seine ‚Landsleute‘ werden den ‚Deutschen‘ durch Zuschreibungen von Simplizität und wenig Besitz untergeordnet. Symbolisiert wird der vermeintlich überlegene Status der ‚Deutschen‘ auch durch ‚Prestigegegenstände‘ wie ein „blitzende[s] Moped“ (SPIEGEL 41/964: 44, Z. 36), welches Rodrigues zusammen mit einer Urkunde und Blumen als Willkommensgeschenk überreicht wird. Der ‚Gastarbeiter‘ hingegen dreht verlegen seinen Sombrero in den Händen, welcher als stereotypes Symbol für das nationalstaatliche Kollektiv des ‚ländlichen Südens‘ herangezogen wird (vgl. ebd.: 44, Z. 31-32).

Auch im nächsten Absatz werden Wohlstandsunterschiede zwischen ‚nicht-Deutschen‘ und ‚Deutschen‘ thematisiert: „Die Völkerwanderung zu Westdeutschlands Lohntüten hat in diesem Jahr ihren Höhepunkt erreicht“ (ebd.: 44, Z. 39-41). Der Begriff ‚Völkerwanderung‘ wird dabei im Kontext des Bildes und Artikels aus einem Vokabular entlehnt, welches mit Vorstellungen einer großen, bewegten ‚Masse‘ an Menschen assoziiert ist. Im biblischen Kontext bezieht sich der Terminus auf das Land Kanaan, welches Gott im Alten Testament dem ‚Volk‘ der Israeliten zusprach, wodurch er als Metapher dem Bereich der Religion zugeordnet werden kann. Anschließend an die Darstellung Deutschlands als „Wirtschaftswunderland“ (ebd. 53: Z. 62,

Böke 1997: 174, Herbert 2001: 212) wird es in Anlehnung an religiöse Sinnbilder als „Wohlstandsparadies [H.d.A.]“ (SPIEGEL 41/1964: 53, Z. 44-45) oder „gelobtes Land“ (Böke 1997: 175) imaginiert, welches das Ziel der ‚Völkerwanderung‘ darstellt.

Zudem wird im SPIEGEL-Artikel beschrieben, dass die ‚deutschen‘ Anwerbenden in den ‚Herkunftsländern‘ – abermals von ‚Menschenmassen‘ – „wie Verkünder einer neuen Heilslehre“ (ebd. 41/1964: 44, Z. 56-57) erwartet wurden. Der Begriff ‚Heilslehre‘ kann einerseits im Sinne einer biblischen Botschaft ebenfalls als religiös gesehen werden; betrachtet man jedoch den historischen Kontext des Artikels und den zynisch-ironischen Stil des SPIEGEL, kann er auch im wörtlichen Sinn als Anspielung auf die nicht allzu weit zurückliegende Ideologie des Nationalsozialismus aufgefasst werden, welche aufgrund ihrer großen Anhänger*innenschaft aus kritischer Retroperspektive ebenfalls eine Art ‚(Pseudo-) Religion‘ darstellt.

Weiters wird berichtet, dass nicht nur für die Anwerbung infrage kommende Männer nach Deutschland wollen, sondern auch Frauen, Großväter und Mädchen – schlichtweg „alle“ (ebd.: 44, Z. 71). Verstärkt wird dieser Eindruck durch die Formulierung, „ganze Sippen pilgerten“ (ebd.: 44, Z. 76) zu den ‚deutschen‘ Anwerbern. Derartig religiös konnotierte Metaphern, welche vom ‚gelobten Land‘ und ‚Pilgernden‘ berichten, sind Teil eines der Religion übergeordneten Bereiches an Metaphern, welche sich auf allgemeine Vorstellungen einer „Besseren [sic!] Welt“ (Böke 1997: 174) beziehen.

Im Artikel werden diese Imaginationen durch das konkrete Ziel dieser Bewegung, nämlich die ‚Lohntüten‘, welche symbolisch für Konsum und den ‚überlegenen‘ ökonomischen Status der Bundesrepublik gegenüber den Herkunftsländern der ‚Gastarbeiter*innen‘ stehen, verdeutlicht. Der SPIEGEL setzt das Sinnbild einerseits ein, um die ‚Migrationsmotive‘ der ‚Zuwandernden‘ als „illusionären Wunschtraum“ (Böke 1997: 174) von einer ‚besseren Welt‘ mit materiellem Überfluss darzustellen; andererseits, um die Unterschiede zwischen den ‚Arbeitgeberländern‘ und den ‚Herkunftsländern‘ zu verdeutlichen. Diese dichotomen Differenzen zwischen dem ‚deutschen Selbst‘ und dem ‚fremden Anderen‘ beziehen sich wiederum auf ökonomische beziehungsweise Wohlstandsunterschiede, welche auf verschiedene ‚Entwicklungsstadien‘ zurückzuführen seien und somit kolonialistische Ideen ‚weißer‘ Überlegenheit enthalten (vgl. Dietze 2005: 304f.).

Verdeutlicht wird die auf Nationalität gründende Unterscheidung zwischen Südeuropa und Deutschland zugehörigen Menschen auch mit der Aussage eines deutschen Anwerbenden: „Unsere Griechen müssen die wahrsten Wunderdinge nach Hause berichtet haben“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 66-68). Hier lässt sich erkennen, dass Vorstellungen über Deutschland als Ort,

an dem ‚Wunderdinge‘ geschehen, nicht nur medial (re-)produziert werden, sondern sich Vorstellungen von Deutschland als ‚Wunderland‘ auch als Teil der deutschen (Bedeutungs-) Geschichte manifestiert haben (vgl. Böke 1997: 174). Derartige Begriffe stellen Ableitungen aus dem Schlagwort „(deutsches) Wirtschaftswunder [H.i.O]“ (ebd.: 174) dar, welches sich in den 1950er Jahren als positive Selbstbezeichnung fest schrieb und seitdem als Unterscheidungsmechanismus dient, um die ‚fortschrittlichen Deutschen‘ von ‚(rückständigen) Anderen‘ abgrenzen zu können. Angesichts dieser prinzipiell dichotomen Differenzierungsmuster ist die Bezeichnung ‚Unsere Griechen‘ sehr interessant: Zuordnungen von ‚Wir‘ bzw. ‚Unsere‘ und ‚Ihr‘ bzw. ‚Eure‘ dienen der Konstruktion eines kollektiven ‚Eigenen‘, welches einem kollektiven ‚Anderen‘ gegenübergestellt wird (vgl. Busse 1997: 27). Im Artikel finden sich derartige Abgrenzungen wiederholt über verschiedene Begrifflichkeiten zwischen den ‚Deutschen‘ und den ‚Gastarbeiter(*innen)‘. Durch die Bezeichnung ‚Unsere Griechen‘ wird jedoch ausgedrückt, dass nicht nur zwischen dem ‚Eigenen‘ und dem ‚Anderen‘ unterschieden wird, sondern auch Differenzierungen innerhalb dieser konstruierten Gruppierungen vorgenommen werden. So gibt es aus Sicht der ‚deutschen‘ Unternehmen nicht nur die ‚Griechen‘, die sich (noch) in ihrem Heimatland befinden, sondern auch ‚unsere Griechen‘, die bereits in Deutschland arbeiten und Teil dessen Ökonomie sind. Diese sogar als „Neu-Deutsch[e]“ (SPIEGEL 41/1964: 50, Z. 83) bezeichneten ‚Südländer(*innen)‘ unterscheiden sich demnach von jenen „griechischen Dörfler[n]“ (ebd.: 44, Z. 59-60), welche noch in ‚rückständigen‘ ruralen Gebieten darauf hoffen, ebenfalls in der Bundesrepublik arbeiten zu ‚dürfen‘. Dies zeigt, dass Konstruktionen des ‚Selbst‘ und des ‚Anderen‘ dynamisch sind und sich in verschiedenen Kontexten und Konstellationen unterschiedlich gestalten können. Während bisher vorrangig ‚Nationalität‘ als Ein- beziehungsweise Ausgrenzungsmerkmal herangezogen wurde, ist es jetzt der aufgrund der Beschäftigung beziehungsweise des Beschäftigungsortes gestiegene ‚soziale Status‘, welcher innerhalb der zuvor als homogen wahrgenommenen Gruppe der ‚Griechen‘ differenziert.

Auch stellt die Tatsache, dass die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ in das Land der ‚grenzenlosen‘ Möglichkeiten ‚pilgern‘ wollen, ein gewisses Streben nach ‚Profit‘ dar, welches den ‚Deutschen‘ ebenfalls zugesprochen wird. Wie aus dem Titel ‚Per Moneta‘ hervorgeht, ist die Motivation der ‚Zuwandernden‘ relativ deutlich zu sehen: „Ihr Ziel war es, in erster Linie, ‚möglichst rasch möglichst viel Geld‘ zu verdienen, um bald nach Hause zurückkehren zu können“ (Herbert 2001: 214). Dem Bericht zufolge kommen die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aufgrund des Geldes beziehungsweise ‚(Chancen-)Reichtums‘ nach Deutschland; jedoch glich für sie die Bundesrepublik in der Realität wohl kaum einem ‚Wunderland‘. Denn aufgrund des

prekären sozialen und rechtlichen Status der ‚Migrierenden‘ nahmen sie angesichts der jederzeit drohenden Aberkennung ihrer Aufenthaltserlaubnis „schmutzige als auch besonders schwere Arbeit“ (ebd.: 212) an, machten erheblich mehr Überstunden und verzichteten häufig bewusst auf einen ihrem Lohn entsprechenden Lebensstandard und Konsum. Diese Arbeitsbeziehungsweise Lebensverhältnisse der ‚Fremden‘ zeigen die Kluft zwischen dem imaginierten (Selbst-)Bild Deutschlands als ‚Paradies‘, welches den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ bei der Anwerbung vermittelt wurde, und der Realität, welche sie schlussendlich dort erwartete, auf.

Obwohl die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ über Bezeichnungen wie ‚unsere Griechen‘ oder Attribuierungen wie dem ‚deutschen‘ Profitstreben fallweise nicht völlig konträr zu den ‚Deutschen‘ abgebildet werden, wird das stereotype Bild der ‚rückständigen ausländischen‘ Arbeitenden im SPIEGEL-Artikel kontinuierlich (re-)produziert. Als kollektives Merkmal wird deren ‚gemeinsame‘ Herkunft aus „unterentwickelten Gebieten Südeuropas und Kleinasiens“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 92-94) konstruiert, was die Bedeutung der ‚Nationalität‘ als Differenzierungskategorie aufzeigt.

5.2. ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als Ware

Ausgehend von der ‚grundlegenden‘ Unterscheidung auf Basis der Nationalität, wurden die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ mithilfe weiterer Kategorien näher spezifiziert und von der Gruppe der ‚Deutschen‘ abgegrenzt.

Sowohl aus dem Titelbild als auch aus dem Bericht geht hervor, dass sich der ‚Gastarbeiter‘-Begriff sprachlich und bildlich auf Personen bezieht, welche dem ‚männlichen‘ sozialen Geschlecht zugeordnet werden können. Diese Zuschreibung basiert auf eben jenen physischen Attributen und Anforderungen, aufgrund derer die ‚fremden Männer‘ überhaupt angeworben wurden: „der ideale Gastarbeiter [war] jung, gesund und männlich“ (Scheibelhofer 2012: 67). Neben ‚Nationalität‘ fließen demnach weitere Kategorien wie ‚Alter‘, ‚körperliche Verfassung‘ wie Gesundheit und die Eignung zur Verrichtung schwerer Arbeit und ‚Gender‘, in die ‚Fremdbilder‘ der 1960er Jahre ein.

5.2.1. Jung und gesund

Auf dem Titelbild werden diese Aspekte der Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ vertreten: Obwohl der Gesundheitszustand anhand der Abbildung nicht eindeutig beurteilbar ist, kann dieser ähnlich wie das Alter der gezeigten Personen geschätzt werden. Diese scheinen demnach in die damalige Alterskategorie der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ zwischen ungefähr zwanzig und

vierzig Jahren zu fallen und weisen zumindest keine offensichtlichen körperlichen Gebrechen auf, welche ein Arbeitshindernis darstellen würden (vgl. Herbert 2001: 212).

Physische Attribute wie die Gesundheit und Kraft galten in den 1960er Jahren als zwingendes Kriterium für ‚Gastarbeiter‘ und wurden im Zuge des Anwerbeprozesses genauestens überprüft: „Lehnten die Deutschen einen Bewerber ab, weil er zu jung, zu alt oder nicht kräftig genug war, dann brach sein Clan in Wehklagen aus“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 84-86). Die Bezeichnung der Menschen als ‚Clan‘ weist an dieser Stelle auf die zugeschriebene Homogenität der Gruppenmitglieder und ihr kollektives Verlangen hin, in Deutschland arbeiten zu dürfen. Zudem wird der strenge Selektionsprozess angesprochen, welcher in den sogenannten „Anwerbeposten“ (Scheibelhofer 2012: 68) durchgeführt wurde und unter anderem Untersuchungen der Zähne, Blut und Stuhl sowie Röntgenaufnahmen umfasste.

Auch während ihres Aufenthaltes in Deutschland hatten sich die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ gesundheitlichen Untersuchungen zu unterziehen. Laut SPIEGEL könnten für sie Untersuchungen seitens ‚deutscher‘ Unternehmen zwingend angeordnet werden, deren Kosten sie selbst tragen müssten (vgl. SPIEGEL 41/1964: 51, Z. 6-16). Immerhin wurde den Arbeitenden – nachdem sich diese an die Gewerkschaft gewandt hatten – die Wahl ihrer Ärzt*innen überlassen. Besonders interessant ist hierbei die Umschreibung des SPIEGEL hinsichtlich dieser Untersuchungsanordnungen: „Der Patienten-Rekrutierung verlieh der drohende Hinweis Nachdruck: „Sollten Sie ohne Entschuldigung diesem Termin fernbleiben, sehe ich mich gezwungen, der Amtsverwaltung ... Mitteilung zu machen. Eine Aufenthaltserlaubnis kann Ihnen dann nicht erteilt werden“ (ebd.: 51, Z. 16-24). Dies spiegelt nicht nur die Tatsache wider, dass es Usus war, die „gesundheitliche Auslese“ (Delgado 1972: 47) der ‚Angeworbenen‘ durch ‚deutsches‘ ärztliches Personal durchführen zu lassen, sondern beinhaltet auch wesentliche Aussagen über die ‚Qualität‘ dieser Untersuchungen, welche mit einer ‚Rekrutierung‘ gleichgesetzt werden. Hier finden sich abermals Metaphern des Militärs wieder, welche die strikte Vorgehensweise bei den gesundheitlichen Untersuchungen an ‚Fremden‘ zeigen. Diese Ausführung seitens des SPIEGEL zeigt einerseits die Konstruktion der ‚ausländischen‘ Arbeitenden als potentielle ‚Betrüger*innen‘ auf; andererseits steht sie auch in enger Verbindung mit den damals medial und migrationspolitisch verbreiteten Darstellungen ebendieser als „gefährdeten und gefährdenden Gastarbeiter“ (ebd.: 47). Die ‚Gesundheitsprobleme‘ der ‚Nicht-Deutschen‘ werden dabei einerseits auf die allgemein angenommene ‚Rückständigkeit‘ ihrer Heimatländer sowie auf ihre vermeintlich mangelnde Hygiene zurückgeführt (vgl. Scheibelhofer 2012: 68). Durch diese „Hygienediskussion“ (ebd.: 69) wurden die dringlicheren Gesundheitsprobleme der Angeworbenen vernachlässigt.

Entgegen dem medial und politisch verbreiteten Bild, dass deren ‚klassische‘ Leiden ‚exotische‘ beziehungsweise im ‚modernen‘ Deutschland nicht mehr übliche Krankheiten wie Tuberkulose, Lepra, Malaria oder Typhus seien, litten die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ vor allem unter Symptomen, die durch Stress verursacht werden. Nicht nur die Krankheitsbilder selbst, sondern auch deren Ursachen seien auf die Arbeits- und Lebenssituation in Deutschland zurückzuführen und demnach kein ‚kollektives Wesensmerkmal‘ der ‚Fremden‘: „die depressiven Reaktionen, die Trennung von der Familie, die Wohnungsfrage, die ungewohnte Ernährung, die klimatischen Verhältnisse und de[r] Arbeitsrhythmus der Industriearbeit“ (Delgado 1972: 49).

Dennoch meldeten sich im Vergleich zu den ‚deutschen‘ Arbeitnehmer*innen die ‚ausländischen‘ tendenziell weniger krank, was vermutlich auf den Druck, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen, zurückzuführen war. Angesichts dieser Tatsache lässt sich vermuten, dass der Grund für etwaige ‚Tricks‘ beziehungsweise für das Fernbleiben von den angeordneten Untersuchungen war, trotz eventueller gesundheitlicher Komplikationen arbeiten zu können: „Deshalb bemühten sie sich sogar, vor dem Arzt Schmerzen zu verbergen, um selbst einer höchst dringlichen Blinddarmoperation zu entfliehen“ (ebd.: 50).

Entgegen diesen Umständen wurden teilweise völlig konträre Bilder über die ‚ausländischen‘ Arbeitenden verbreitet: Oft wurde den Angeworbenen unterstellt, sich durch verschiedene Tricks den ärztlichen Untersuchungen entzogen zu haben oder nur deshalb nach Deutschland zu kommen, um dort von ihren Krankheiten geheilt zu werden (vgl. ebd.: 48).

Derartige Darstellungen der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als Gesundheitsrisiko wurden als Legitimierung für einen besonders strengen Umgang mit ebendiesen im Zuge des Anwerbeprozesses herangezogen. Besaßen die Angeworbenen zusätzlich zu den körperlichen Anforderungen keine Vorstrafen, war für sie der „Transport“ (Scheibelhofer 2012: 68) nach Deutschland freigegeben. Die Vorgehensweisen und das Vokabular, welches in den 1960er Jahren sowohl in der Anwerbep Praxis als auch in Medien wie dem SPIEGEL in Bezug auf die ‚Fremden‘ verwendet wurde, führt zur ‚Entmenschlichung‘ beziehungsweise Kommodifizierung der ‚ausländischen‘ Arbeitenden. So wurde im Zuge der ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Anwerbung von „getesteten Personen in ‚Stück‘ [...], für die dann ‚Lieferscheine‘ und ‚Transportbescheinigungen‘ ausgestellt wurden“ (ebd.: 68) gesprochen. Auch im SPIEGEL wird über diese „Menschentransporte“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 96-97) berichtet, die ihre „Fracht“ (ebd.: 44, Z. 101) absetzen. Die besondere mediale Präsenz der Waren-Metaphern dieser Zeit resultiert aus ihrer Nähe zum in der Praxis herrschenden Wirtschaftsjargon, wonach Arbeitende unter dem Aspekt des Warenwertes ihrer Arbeitskraft

betrachtet wurden (vgl. Böke 1997: 188). Ähnlich wie die Bezeichnung der ‚Migrierenden‘ als ‚Fracht‘ bedient sich demnach auch die Bezeichnung ‚türkischer Gastarbeiter‘ als „neue eintreffende Türken“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 106) des Sinnbildes von Gütern.

Derartige Begriffsübernahmen führen jedoch dazu, dass mit ‚Fremden‘ nicht nur im (Arbeits-) Alltag, sondern auch in den Medien unreflektiert wie mit Objekten umgegangen wurde. So lässt die Waren-Metaphorik im SPIEGEL, welche sich gleichermaßen auf Personen, Gruppen und Handlungen bezieht, in den 1960er Jahren (noch) keine immanente Kritik am Umgang mit ‚ausländischen‘ Arbeitenden vermuten.

Die Bezeichnung der Anreise der ‚Angeworbenen‘ als ‚Menschentransport‘ im SPIEGEL geht aus der Retroperspektive sogar noch einen Schritt weiter, indem sie nicht nur an den Warengedanken, sondern angesichts des zeitgeschichtlichen Kontextes an die Transporte jüdischer Menschen und ‚ausländischer‘ Zwangsarbeiter*innen während des NS-Regimes erinnert. Derartige Darstellungen deuten demnach nicht nur die große Zahl der anreisenden Arbeitenden an, sondern auch deren Repräsentation als entindividualisierte beziehungsweise entmenschlichte Masse.

Neben derartigen Waren-Metaphern wurden in Bezug auf Anwerbeprozesse auch wiederholt Sinnbilder aus dem militärischen Bereich entlehnt, wie in weiterer Folge des Artikels beschrieben wird: „Andere werden von fliegenden Rekrutierungskolonnen der Industrie angemustert“ (SPIEGEL 41/1964: 47, Z. 9-11). Die ‚Angeworbenen‘ werden demnach nicht nur wie Waren auf bestimmte ‚Qualitätsmerkmale‘ überprüft, sondern auch wie bei ‚Musterungen‘ von Armeen auf ihre Eignung für bestimmte Berufe gesichtet. Dieses Sinnbild wird nicht metaphorisch im Text, sondern in einer Bildunterschrift auch sprachlich explizit (re-)produziert: „Gastarbeiter-Musterung in Neapel. Fünf Worte, ein Vertrag“ (ebd.: 47).

Der im angeführten Zitat enthaltene Gedanke der ‚Rekrutierung‘ geht wiederum einher mit der zu Beginn analysierten Vorstellung von den Anreisenden als „Ausländerarmee“ (ebd.: 47, Z. 51) und beschreibt eine Masse an Menschen, welche für gezielte Zwecke eingesetzt werden sollen.

5.2.2. ‚Männlich‘

Der Fokus auf den ‚Genderaspekt‘ der ‚jungen, gesunden, männlichen Gastarbeiter‘ findet sich bereits zu Beginn des Artikels durch die repräsentative Darstellung von Armado Sá Rodrigues wieder. Dieser steht stellvertretend für eine „ganze Gruppe von männlichen ‚Gastarbeitern‘, die glücklich darüber waren, in Deutschland arbeiten zu können und dafür auch noch belohnt zu werden“ (Koch 2013: 38). Das Bild des „Zuwanderer[s]“ (SPIEGEL 41/1964: 47, Z. 76) wurde

zu einem der populärsten Bilder von ‚Gastarbeiter(*innen)‘ und wirkte über die Grenzen Deutschland hinaus. Seine „wahre Geschichte“ (Koch 2013: 38) war jedoch weder bekannt noch von großem Interesse für die Öffentlichkeit. Durch diese mediale Inszenierung der Figur des millionsten Gastarbeiters wurde ein rein ‚männliches‘ Bild konstruiert, welches ‚Frauen‘ exkludiert und über politische Erinnerungsprozesse in das ‚deutsche‘ kollektive Gedächtnis aufgenommen wurde (vgl. ebd.: 39).

‚Weibliche‘ Arbeiter*innen werden im Artikel hingegen nur in einem kurzen Abschnitt separat behandelt und finden sonst nur implizit oder ergänzend Erwähnung. Ihre Tätigkeiten werden – wie für den zeitgeschichtlichen Kontext des Artikels üblich – den „typischen Frauenberufen wie zum Beispiel [...] der Zellwoll- und Kunstseidenproduktion oder der Herstellung von Obst- und Gemüsekonserven“ (SPIEGEL 41/1964: 47, Z. 81) zugeordnet und beinhalten nicht die gleichen (physischen) Anforderungen wie die Beschäftigungen der ‚Männer‘. Diese Unterscheidung stellt ein Differenzierungskriterium dar, über welches ‚Gender‘-Ungleichheiten in Konstruktionen der ‚Anderen‘ einfließen (vgl. Dietze 2005: 306).

Neben dieser geschlechtshierarchisierenden Arbeitsteilung innerhalb der Gruppe der ‚Migrierenden‘ muss an dieser Stelle auch die „ethnisierende“ (Buckel 2012: 87) thematisiert werden. Die Arbeit der ‚Fremden‘ ermöglichte den ‚deutschen‘ Angestellten den Aufstieg in qualifiziertere oder beliebtere Positionen, da die ‚Ausländer‘ jene Plätze besetzten, für welche ‚Einheimische‘ nicht oder nur gegen erhebliche Lohnzugeständnisse eingesetzt werden wollten beziehungsweise konnten (vgl. Herbert 2001: 213). Innerhalb der Gruppe der ‚weiblichen‘ Arbeitnehmer*innen führte dies zu einer Verschiebung der ‚ethnischen‘ Geschlechterverhältnisse, da ‚ausländische‘ Frauen zusätzlich zu den niedrig qualifizierten Arbeiten oft auch Fürsorgetätigkeiten übernahmen, sodass immer mehr ‚deutsche‘ Frauen den Weg ins Erwerbsleben fanden oder in höhere Positionen aufstiegen (vgl. Saringer et al. 2013: 35).

Rückblickend betrachtet kann diese Erwähnung der berufstätigen „Ausländerinnen“ im SPIEGEL (41/1964: 47, Z. 86) trotz des geringen Anteils am Gesamtartikel als ‚investigativer‘ Beitrag gesehen werden, da ‚fremde Frauen‘ lange Zeit die „unsichtbare Hälfte“ (Schöffmann 2013: 12) der Migration waren. Obwohl in den 1960er Jahren bereits 47% aller ‚Zuwandernden‘ Frauen waren, wurden diese aufgrund ihres oft unterschätzten Beitrags zur Wirtschaft sowohl von migrationspolitischen und medialen Diskursen als auch von der (Migrations-)Forschung häufig vernachlässigt (vgl. ebd.: 15). Der SPIEGEL thematisiert deren Leistungen an dieser Stelle zwar ebenfalls nicht ausführlich, spricht aber zumindest an, dass bereits weit über zehn Prozent aller Beschäftigten ‚Gastarbeiterinnen‘ sind und bietet somit eine ergänzende Perspektive zum damals vorherrschenden, rein ‚männlichen‘ Bild ‚fremder‘ Arbeitender.

Dennoch setzte sich medialen sowie migrationspolitischen Diskursen das (re-)produzierte, Bild der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als ‚männlich‘ durch.

5.3. ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als temporäre Gäste

Die ‚fremden‘ Arbeitenden, welche im Zuge ihrer Anwerbung entsprechend diesen Kriterien ‚ausgewählt‘ wurden, fanden in Deutschland je nach Qualifikation unterschiedlichen ‚Einsatz‘. Die Verteilung der ‚Zuwandernden‘ auf verschiedene Branchen wird im Artikel des SPIEGEL mithilfe eines Schaubildes, welches mit „Gäste aus dem Süden“ (SPIEGEL 41/1964: 47) betitelt ist und einen Großteil der Seite einnimmt, erläutert (s. Abb. 10).

Die verschiedenen Nationen, aus welchen die Arbeitenden stammen, werden mithilfe der jeweiligen Flaggen symbolisch dargestellt. Darunter beginnt die eigentliche Graphik, welche sich sowohl optisch als auch inhaltlich nahtlos an den entsprechenden Seiteninhalt gliedert: Der im Fließtext beschriebene Anwerbeprozess, bei welchem die ‚Migrierenden‘ zunächst bestimmte Stellen durchlaufen müssen, um schließlich in Deutschland arbeiten zu können, wird bildlich reproduziert. Dabei folgt der Blick ausgehend von der Überschrift einer Art Säulendiagramm in Form länglicher Häuser, welche an Lagerhallen erinnern und durch ihre Maße den auf eine Million ‚ausländische Arbeitskräfte‘ umgerechneten Anteil der verschiedenen Nationen repräsentieren. Angesichts der ‚Musterungen‘, bei welchen Menschen häufig wie Waren behandelt wurden, erscheint das Sinnbild der Anwerbestellen als Lagerhäuser, in denen sie auf ihren ‚Transport‘ warten, als ein sehr treffendes ikonologisches Stilmittel. Auch die unter den ‚Säulen‘ befindlichen Informationskästchen greifen die Thematik der Anreise auf, wie sie im Artikel dargestellt wird. Die Zahlen, welche die Nationalitäten der ‚ausländischen Arbeitskräfte‘ in der Bundesrepublik zwischen 1957 und 1964 angeben, werden mithilfe von Waggons dargestellt und spiegeln somit die zuvor beschriebenen ‚Menschentransporte‘ und die Reise beziehungsweise Ankunft der Angeworbenen wider (vgl. ebd.: 44).

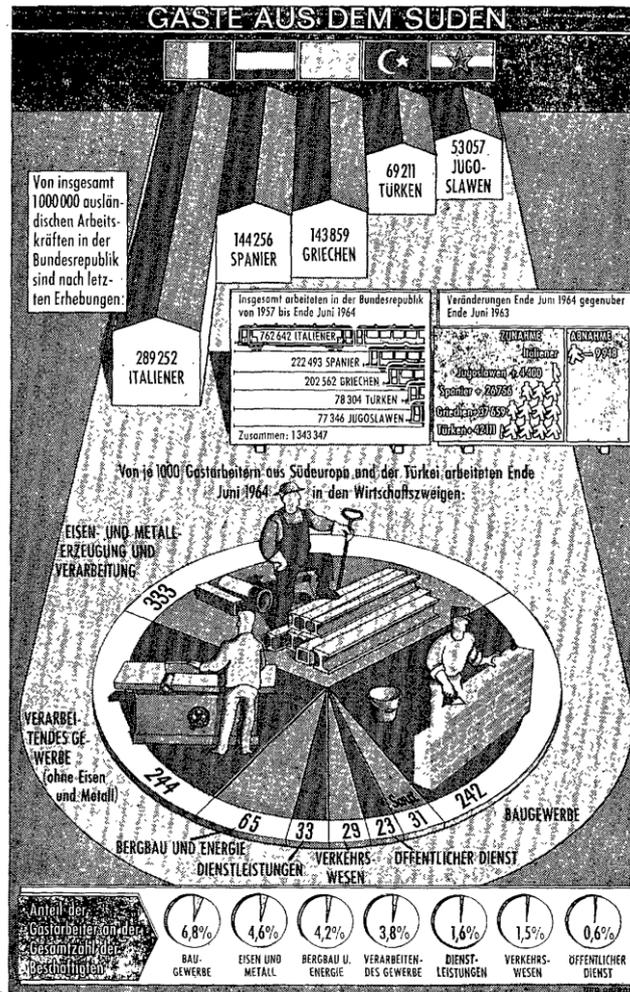


Abbildung 10: 'Gastarbeiter*innen'-Schaubild

Aus den Infographiken lässt sich zudem ablesen, dass die Gruppe der ‚italienischen‘ Arbeitenden verhältnismäßig zwar am meisten repräsentiert ist, im Vergleich zu den anderen jedoch die einzige darstellt, die einen Rückgang hinsichtlich der Zuwanderung aufweist.

In der unteren Hälfte des Bildes ist schließlich die auf 1000 ‚ausländische Arbeitskräfte‘ umgerechnete Aufteilung der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ auf verschiedene Branchen in einem Kreisdiagramm abgebildet. Diese Darstellung ist aus graphischer Perspektive interessant, da die Repräsentation der Bereiche als Kreis – also als ein in sich geschlossenes System – und Metapher für die ‚deutsche‘ Wirtschaft gezeigt wird. Weiters steht sie zeichnerisch im Zentrum einer Art Lichtkegel und kann damit als Ziel des symbolisch ‚hell erleuchteten‘ Anwerbeprozesses betrachtet werden.

Die aus Südeuropa ‚Zugewanderten‘ sind zu einem Großteil in industriellen Branchen wie der Eisen- und Metall-Erzeugung beziehungsweise -Verarbeitung sowie in anderen verarbeitenden Gewerben und im Bauwesen angestellt. Die restlichen Anteile entfallen ungefähr gleich verteilt auf Bereiche wie Bergbau und Energie, Dienstleistungen, Verkehrswesen und den öffentlichen

Dienst (s. Abb. 9) Diese Zahlen decken sich mit den kleineren Tortendiagrammen am unteren Rand des Bildes, welche zeigen, dass der Anteil der ‚fremden‘ Arbeitenden an den Gesamtbeschäftigten in Industriebranchen am höchsten ist.

Wie bereits erwähnt, stellen die Berufe, in welchen die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ am häufigsten vertreten sind, jene dar, die schwere körperliche Arbeit erfordern und von den ‚Deutschen‘ als ‚niedrig qualifiziert‘ und schlecht bezahlt angesehen werden. Wie auch im Artikel des SPIEGEL ersichtlich, wurden die Fähigkeiten der ‚ausländischen‘ Arbeitnehmer*innen meist als sehr niedrig eingeschätzt und Qualifikationen auch bei Vorlage von Zeugnissen oft nicht anerkannt (vgl. Delgado 1972: 45). Eine derartige Abwertung der Berufseignung bringt zweierlei Komplikationen mit sich: Einerseits legitimiert sie die vermeintliche ‚Überlegenheit‘ der ‚deutschen‘ gegenüber den ‚nicht-deutschen‘ Arbeitenden; andererseits wird dadurch ausgeblendet, dass die ‚Fremden‘ oft explizit als „ungelernte Hilfsarbeiter“ (ebd.: 45) angeworben wurden, aber tatsächlich fachausgebildete Arbeitskräfte waren, welche in einer berufsfremden Branche tätig sein mussten. Dies diente einerseits dazu, sie in hierarchisierten Arbeitsverhältnissen in ‚niedrigere‘ Positionen einzuordnen und die vermeintliche Superiorität der ‚deutschen‘ Arbeitenden zu legitimieren und aufrecht zu erhalten. Andererseits konnten die ‚Ausländer*innen‘ dadurch in Berufe gedrängt werden, welche die ‚Einheimischen‘ aufgrund geringen sozialen Prestiges und/oder geringer Entlohnung nicht ausüben wollten.

Auch der Artikel bestätigt die vergleichsweise niedrigen Anforderungen, welche aufgrund dieser Vorstellungen an die ‚Zuwandernden‘ gestellt werden: „Wir verlangen keine Fertigkeiten, sondern suchen nur gesunde Leute, die etwas erlernen können“ (SPIEGEL 41/1964: 47, Z. 56-58). Sogar bei ‚Unterschreitung‘ dieser Mindestanforderungen gebe es für die Angeworbenen noch Arbeit: „Unter den türkischen Hilfsarbeitern [...] finden sich unter anderem ein Kirchendiener, ein Offizier, ein Militärpolizist, ein Gefängniswärter. [sic!] ein Priester und zwei Religionslehrer“ (ebd.: 47, Z. 42-47). Die Tatsache, dass die ‚Fremden‘ nicht in Berufen ‚eingesetzt‘ wurden, die ihrer Branche und Qualifikation entsprachen, zeigt wiederum deren gesellschaftliche und berufliche Einordnung in eine ‚untergeordnete‘ Position durch die ‚Deutschen‘. Zudem wird deutlich, dass Qualifikationen der ‚ausländischen‘ Arbeitenden, welche von den ‚deutschen‘ Forderungen (jung, männlich und gesund) abwichen, erst gar nicht als relevant wahrgenommen beziehungsweise schlichtweg negiert wurden.

Angesichts dieser Darstellungen lassen sich klare Überschneidungen zwischen migrationspolitischen und medialen Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ erkennen: ‚Männliche Gastarbeiter‘ werden in beiden Diskursen als körperlich gesunde und kräftige Menschen beschrieben, welche meist industrielle, schwere körperliche Arbeit verrichten oder

Berufe ergreifen, welche „geringes Sozialprestige“ (ebd.: 47, Z. 70-71) aufweisen. Laut Bericht seien ‚sogar‘ im Steinkohlenbergbau – einer Beschäftigung, welche Grundkenntnisse in der deutschen Sprache verlange – neun Prozent der Belegschaft Gastarbeiter. Ob diese die Anforderungen erfüllen oder den Beruf trotz fehlender sprachlicher Fähigkeiten ausüben, geht aus dem Absatz nicht hervor.

Den ‚Zuwandernden‘ werden demnach jegliche über physische Stärke hinausgehende Qualifikationen aberkannt (oder zumindest nicht offen zugesprochen), da sie als größtenteils ungebildet gelten und nur äußerst banale Tätigkeiten verrichten (müssen). Die einzige ‚(Aus-) Bildung‘, die sie erhalten, kommt wiederum von ‚deutscher‘ Seite und geht mit dem bereits genannten Entwicklungshilfegedanken einher. Diese ‚Hilfe‘ geht jedoch nur so weit, wie es die ‚Integration‘ der Arbeiter*innen in die ‚deutsche‘ Arbeits- und Sozialwelt erfordert: „Unternehmen wie Ford oder das Volkswagenwerk lernen die Zuwanderer bis zu drei Monate lang an und stellen sie dann unbesorgt ans Fließband, wo sie meist doch nur einen einzigen Griff auszuführen haben“ (ebd.: 47, Z. 75-80). Das Zitat impliziert wiederum den ‚fortschrittlichen‘ Status der ‚deutschen‘ fordistischen Wirtschaft und die untergeordnete Rolle der aus ‚rückständigen‘ Ländern stammenden ‚Gastarbeiter(*innen)‘ darin. Die monotone Tätigkeit am Fließband, welche sie in dem modernisierten Prozess ausführen, sei so simpel, dass sie ‚unbesorgt‘ von ‚Nicht-Deutschen‘ mit wenig Ausbildung ausgeführt werden könne. Die Automation mache es zudem möglich, „auch ungelernte Naturburschen fremder Zunge produktiv zu beschäftigen“ (ebd.: 47, Z. 48-50). Einerseits wird hier die Sprache als unterscheidendes Element zwischen ‚deutschen‘ und ‚ausländischen‘ Arbeitenden genannt, die jedoch (noch) kein *zentrales* Hindernis darstellt. Andererseits wird nochmals auf die Fremdheit, Ruralität und den vermeintlich ‚unfortschrittlichen‘ sozio-ökonomischen Status Südeuropas angespielt, welche im Gegensatz zum ‚deutschen Wirtschaftswunderland‘ stehen. Auch schwingt der Gedanke der „Entwicklungshilfe“ (Herbert 2001: 221) mit, indem davon ausgegangen wird, dass die aus ruralen, ‚rückständigen‘ Gebieten Angeworbenen erst durch die ‚Eingliederung‘ in die ‚deutsche‘ Gesellschaft *produktive* Arbeit verrichten können.

Im Zusammenhang mit den Tätigkeiten der ‚ausländischen‘ Arbeitenden finden sich im Artikel acht quadratische Bilder, welche in einer Art ‚Kopf- und Fußzeile‘ sowie in der Mitte des Artikels positioniert sind und die beschriebenen Berufe zeigen (vgl. ebd.: 48). Ebenso wie alle anderen Photographien sind auch diese in schwarz-weiß gehalten, teilweise jedoch sehr unscharf. Aus den jeweiligen Bildunterschriften lässt sich ablesen, welche spezifischen Berufe darauf zu sehen sind. Auf den oberen und unteren Graphiken sind jeweils zwei Personen abgebildet, von denen meist eine aktiv dabei ist, Arbeit zu verrichten. Die oben und unten dargestellten Berufe

gehören jenen Branchen an, in denen die durch die Unterschriften explizit ‚männlich‘ konnotierten Gastarbeiter (vorrangig) körperliche Tätigkeiten verrichten. Die beiden mittleren Bilder wiederum zeigen einerseits den „geringes Sozialprestige“ (ebd.: 47, Z. 70-71) aufweisenden Beruf des Kellners sowie drei Krankenschwestern. Wie zu Beginn des Artikels beschrieben lässt sich auch hier die für die damalige Zeit geschlechtertypische Arbeitsaufteilung erkennen, wonach ‚Männer‘ körperlich schwere und ‚Frauen‘ ‚Fürsorgearbeit‘ (Buckel 2012: 84) übernehmen. Interessanterweise korrelieren die Graphiken auf Seite 48 nur teilweise mit dem Fließtext des Artikels, in dem die abgebildeten Krankenschwestern (wie auch die Postarbeiter) keine Erwähnung finden. Die Einordnung dieser Tätigkeit unter Berufe, welche unter ‚typische‘ ‚Gastarbeiter*innen‘-Tätigkeiten fallen, resultiert demnach aus einer rein visuellen statt sprachlichen Assoziation. Dies lässt vermuten, dass aufgrund der in den 1960er Jahren vorherrschenden geschlechtshierarchisierten und ethnisierten Arbeitsteilung die Einordnung beziehungsweise Darstellung der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ in ‚Frauenberufen‘ wie beispielsweise ‚Krankenschwester‘ als ‚natürlich‘ angesehen wurde und deshalb keiner weiteren Erklärung bedarf.

Neben diesen Kategorisierungen werden seitens ‚deutscher‘ Arbeitgeber*innen auch die Fähigkeiten und Qualifikationen der als differenzierendes Merkmal *innerhalb* der ‚Gruppe‘ der ‚ausländischen Arbeitenden‘ gesehen. So gebe es nach Aussage des Dortmunder Arbeitsamt-Leiters drei ‚Arten‘ von Spaniern im Bau: „Solche, die tatsächlich den Beruf ausgeübt haben, solche, die schon einmal einen Ziegelstein bewegt haben, und solche, die Maurer werden möchten“ (SPIEGEL 41/1964: 47, Z. 33-37). Dabei wird den Arbeitswilligen unterstellt, des Geldes wegen (‚per moneta‘) auf jeden Trick zurückzugreifen, um einen Arbeitsvertrag zu erhalten. So sollen beispielsweise ‚Gastarbeitsbewerber(*innen)‘ aus Neapel die Prüfung auf Analphabetismus umgangen haben, indem sie häufig gebrauchte Worte wie ‚Cinema‘ (Kino), ‚Teatro‘ (Theater), ‚Correre‘ (laufen), ‚Fermarsi‘ (anhalten, eine Pause machen) und ‚Attenzione‘ (Achtung), welche sich laut Artikel in den Schulheften der Deutschen fanden, auswendig lernten (vgl. ebd.: 47, Z. 14-24). Wie im weiteren Verlauf aus dem Kontext des Artikels entnommen werden kann, sind diese Begriffe zentral für die Arbeits- beziehungsweise Freizeitbeschäftigungen der ‚Fremden‘ und deren Umgang mit der ‚deutschen‘ Bevölkerung. Diese Skepsis gegenüber den Angeworbenen hielt sich auch dann noch, wenn Berufszeugnisse vorgelegt werden konnten: „Wer zum Beispiel einmal ein Schweißgerät in der Hand gehalten hat, präsentiert sich als gelernter Schweißer“ (ebd.: 47, Z. 26-29). Betrachtet man derartige Umgangsweisen mit den ‚Angeworbenen‘ im damaligen migrationspolitischen Kontext, legitimiert die Abwertung der Fähigkeiten ‚südeuropäischer‘ Arbeitskräfte deren Einsatz in

Berufen, welche von den ihnen vermeintlich ‚überlegenen‘ Deutschen nicht ausgeübt werden wollten. Zudem zeigen sich hier bereits erste Grundzüge von Qualifikationsunterscheidungen innerhalb einer ‚fremden‘ Gruppe, welche vor allem in den 1990er Jahren zu Differenzierungen zwischen ‚erwünschten‘ und ‚unerwünschten‘ ‚Migrant*innen‘ führen.

5.4. ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als Problem

5.4.1. Arbeits- und Lebensweise

Die ‚Gastarbeiter*innen‘ werden in einem weiteren Schritt nicht nur über ihre beruflichen Tätigkeiten selbst, sondern auch über ihre Arbeitseinstellung von den ‚Deutschen‘ abgegrenzt. In einem früheren Artikel des gleichen Jahres beschreibt der SPIEGEL die ‚Deutschen‘ kollektiv als „sich vor allem durch ‚teutonic thoroughness‘, deutsche Gründlichkeit und Pünktlichkeit“ (SPIEGEL 30/1964: 35) auszeichnend. Der Anglizismus, welcher im gleichen Atemzug übersetzt wird, stellt ein typisches Charakteristikum des Nachrichtenmagazins dar, welches sich aus dem Vorbild der ‚TIME‘ ableitet und die internationale Bekanntheit des ‚deutschen‘ Stereotyps verdeutlichen soll (vgl. Carstens 1971: 149).

Den ‚nicht-deutschen‘ ‚Gastarbeiter(*innen)‘ hingegen, erscheinen diese Eigenschaften laut Bericht „wie ein Prokrustesbett“⁴ (SPIEGEL 41/1964: 53, Z. 63). Durch den Rückgriff auf einen Begriff der griechischen Mythologie kommt der SPIEGEL-typische ironische Stil zum Ausdruck, indem ein ‚landesgeschichtlicher‘ Begriff der ‚Südländer(*innen)‘ als Ausdruck ihres Unverständnisses für die ‚deutsche Ethnizität‘ verwendet wird.

Diese Unkenntnis sei auf stereotyp zugeschriebene, vermeintlich inhärente Eigenschaften der ‚Fremden‘ zurückzuführen: „Ordnung, Planung, Organisation, (das) [sic!] jagt ihm [dem ‚Südländer‘] ein Gefühl ein, das zwischen Bewunderung und Schrecken schwankt“ (ebd.: 53, Z. 58-61).

Weiters wird abermals auf Unterschiede hinsichtlich der Arbeitsmoral eingegangen, wobei sich Konstruktionen ‚südländischer Unordnung‘ und ‚deutscher Ordnung‘ gegenüberstehen. Demnach erleben die ‚Fremden‘, deren Leben in der Heimat dem Bericht zufolge locker und unbeschwert ist, in Deutschland zum ersten Mal betriebliche sowie behördliche Ordnung (ebd.: 58, Z. 73-76). Im Gegensatz zu dieser ‚Fortschrittlichkeit‘ steht die ‚Rückständigkeit‘ des ‚unorganisierten Südens‘, in welchem das „Gesetz des Dschungels“ (ebd.: 58, Z. 78) herrsche. Die ‚Fremden‘ werden demnach nicht nur kollektiv entindividualisiert, sondern auch entmenschlicht, indem sie wie ‚Unzivilisierte‘ dargestellt werden. In diese Konstruktionen

⁴ Schema, in das etwas gezwängt wird; unangenehme Lage, in die jemand mit Gewalt gezwungen wird (Duden 2018)

fließen kolonialistische Vorstellungen ein, indem die ‚Gastarbeiter*innen‘ als ‚rückständig‘ imaginierte Gesellschaften präsentiert werden, welchen die ‚Ordnung‘ der ‚entwickelten deutschen‘ fehlt.

Zudem werden an die ‚ausländischen‘ Arbeitenden bestimmte Zuschreibungen vorgenommen, welche sich auf nationalstereotype beziehungsweise ‚ethnische‘ essentialisierende Vorurteile beziehen. So gelten beispielsweise ‚Griechen‘ als ‚dreckig‘, Türken als ‚faul‘ und ‚polyamourös‘ und ‚Italiener‘ als ‚schlechte Soldaten‘ (vgl. ebd.: 53, Z. 99-103). Diese Darstellungen beziehen sich auf Attribute wie Unordentlichkeit, Unordnung oder ‚Unfähigkeit‘ zur Organisation und stehen somit im Gegensatz zu dem ‚deutschen‘ Selbstbild, welches an dieser Stelle klar zum Vorschein kommt.

Die Charakterisierungen suggerieren, dass die ‚ausländischen‘ Arbeitenden aufgrund ihres *Wesens* nicht in der Lage seien, sich den ‚Deutschen‘ anzupassen, deren Charaktermerkmale jedoch bewundern oder gar fürchten. Die (Nicht-)Zugehörigkeit der ‚Anderen‘ beziehungsweise ‚Deutschen‘ wird dabei nicht mehr (nur) über Nationalität, sondern anhand von Ethnizität konstruiert, welche ‚unveränderliche‘ Eigenschaften und Verhaltensweisen impliziert und ‚Fremde‘ somit per se ‚ungleich‘ macht. Dadurch wird die Kluft zwischen den beiden ‚Gruppen‘ noch schwieriger zu ‚überwinden‘: „Wenn das Nationalbewusstsein auf ethnisch-kulturellen Werten beruht, dann gilt außerdem: Je stärker diese Identität als Deutsche/r ausgeprägt ist, desto stärker werden Fremde auch individuell als abweichend vom Eigenen angesehen“ (Kleinert 2004: 78). Die Differenzen zwischen den ‚einheimischen‘ und ‚ausländischen‘ Arbeitenden werden im Artikel ausdrücklich betont: „Aber Deutsche und Gastarbeiter bleiben einander fremd“ (SPIEGEL 41/1964: 53, Z. 75-76). In dem Untertitel eines Bildes, welche zwei voneinander Abstand nehmende Gruppen zeigt, wird die soziale Separation zwischen den ‚deutschen‘ und ‚fremden‘ Arbeitenden nochmals verdeutlicht: „Fremdarbeiter nach Feierabend [...] Am Band vereint, in der Kantine getrennt“ (ebd.: 56). Dadurch wird einerseits die ‚mangelnde gesellschaftliche Inklusion‘ der ‚Fremden‘, welche sie außerhalb der Arbeitssphäre von den ‚Einheimischen‘ trennt, aufgezeigt. Andererseits zeigen diese Exklusionsprozesse auch das rein ökonomische Interesse der ‚Deutschen‘ an den ‚Gastarbeiter(*innen)‘, welche mangelndes Interesse an der sozialen ‚Inklusion‘ der ‚Fremden‘ bekunden und dieses mit einer vermeintlich ‚unüberwindbaren Verschiedenheit‘ legitimieren. Die sozialen Spannungen zwischen den Arbeitenden gehen teilweise sogar so weit, dass die ‚Ausländer*innen‘ als „‚Itaker und Zitronenschüttler‘ [...] ‚Spaghettifresser und ‚Kameltreiber““ (ebd.: 54, Z. 7-10) bezeichnet werden, während diese wiederum ihre ‚einheimischen‘ Kolleg(*innen) persönlich für den Holocaust verantwortlich machen. Die

Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gruppen werden im SPIEGEL mithilfe eines als ‚Experten‘ dargestellten Psychologen, Dr. Sopp, näher erläutert: „Danach kann man von Beziehungen nicht mehr sprechen. Es gibt keine offenen Feindschaften, aber auch keine Freundschaften“ (ebd.: 54, Z. 18-21). Interessant wäre an dieser Stelle, welches Verhalten die Beteiligten nebst Schimpfwörtern und Drohgesten zeigen müssten, um dieses als ‚offene Feindschaft‘ zu betiteln. Ähnliche Kritik wird in dem Bericht auch seitens eines ‚italienischen Gastarbeiters‘ geäußert, welcher einen starken Kontrast zwischen der offiziellen ‚Willkommenspolitik‘ und dem (Arbeits-)Alltag der Zugewanderten feststellt. Was der ‚Experte‘ demnach als verbale Auseinandersetzungen bezeichnet, wird von den ‚ausländischen‘ Betroffenen als Ausdruck ihres prekären sozialen Status wahrgenommen. Dass die „Carissimi italiani“ (ebd.: 54, Z. 7) in der Praxis tatsächlich nicht allzu herzlich empfangene Gäste waren, wird auch durch die Aussage des SPIEGEL, laut welcher sie von den ‚Deutschen‘ ‚geduldet‘ werden, deutlich. Zudem wird an dieser Stelle erwähnt, dass den ‚Gastarbeiter(*innen)‘, welche nicht nur sozial, sondern auch qualifikationsmäßig den ‚deutschen‘ Kolleg(*innen) untergeordnet wurden, meist jene Aufgaben zufielen, welche diese selbst nicht erledigen wollten.

Die fehlende Ordnungsliebe und die ‚Integrationsprobleme‘ der ‚Südländer(*innen)‘ können zudem als Teil deren offener und unbeschwerter Lebensweise gesehen werden. Ein Psychologie-Professor namens Charles Zwingmann beschreibt dem SPIEGEL im Zusammenhang mit diesen Unterschieden eine spezielle Art des Heimwehs der ‚Gastarbeiter*innen‘, welche er als „nostalgische Reaktion“ (ebd.: 54, Z. 30) bezeichnet. Um die Gefühlswelt der ‚Fremden‘ auf affektive und personalisierte Weise darzustellen, wird in der unteren linken Ecke der zugehörigen Seite ein „Griechischer Arbeiter-Priester“ (ebd.: 54) abgebildet, welcher an Heimweh leidet.

Laut Artikel sei das psychologische Kernproblem der ‚Fremden‘ deren Isolierung, die sich aus ‚kulturellen‘ Differenzen zwischen Deutschland und der Heimat der ‚Südländer(*innen)‘ ergebe: In den Heimatländern der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ sei es laut SPIEGEL aufgrund der freieren Umgebung und Lebensverhältnisse einfacher, in die Gesellschaft eingegliedert zu werden, da das Leben all jene mitreißt, die sich nicht ‚unbedingt‘ exkludieren wollen. Auch diese Unterschiede sind wiederum auf die allgemein angenommenen Differenzen zwischen dem ‚Süden‘ und ‚Deutschland‘ zurückzuführen: Während in den Heimatländern der ‚Gastarbeiter*innen‘ die „Wirtschaften und Kaffeebars [...] eine Einheit mit den Straßen und mit den Plätzen“ (ebd.: 54, Z. 36-39) bilden, seien diese in der Bundesrepublik durch Türen und Vorhänge abgetrennt. Dadurch fühle man sich in den ‚deutschen‘ Gasthäusern, welche als

Gegensatz zu den ‚südländischen‘ unbeschwerten Verhältnissen konstruiert werden, regelrecht eingeschlossen, was die Sozialisierung erschwere. Demnach wird zwischen ‚ärmlichen, ländlichen‘ Gebieten, in welchen die Leute ein ‚einfaches‘ unbeschwertes Leben führen, und ‚städtischen‘ Gesellschaften wie Deutschland unterschieden, in welchem die öffentliche und private Sphäre stärker getrennt sind.

Die ‚südländische‘ Offenheit und Unbeschwertheit steht zudem im Gegensatz zu dem im SPIEGEL (re-)produzierten Selbstbild des ‚fleißigen‘ Deutschen, welcher „Arbeit als das größte Vergnügen“ (ebd. 30/1964: 37) schätzt. Dieser stellt sich den „Fremdfeindern“ (Delgado 1972: 48) gegenüber, welche sich lieber in Gaststätten als an ihren Arbeitsplätzen aufhalten.

Das Nachrichtenmagazin sieht diese stereotype Darstellung der ‚faulen Südländer(*innen)‘ an späterer Stelle im Artikel als revisionsbedürftig an, da der Bundesverband der Ortskrankenkassen ermittelt habe, dass die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ wesentlich seltener krankheitshalber ausfielen, als es bei ihren ‚deutschen‘ Kolleg(*innen) der Fall sei. Wie bereits zuvor in der Analyse beschrieben wurde, ist dies zum Teil auf die prekäre Situation der ausländischen‘ Arbeitnehmer*innen zurückzuführen, welche häufig nicht auf ihren Lohn verzichten konnten oder wollten.

Ein ähnlicher Gedanke liegt auch der auf Seite 53 abgebildeten Karikatur des Zeichners Gerhard Brinkmann zugrunde, welche laut Bildunterschrift dem ‚Stern‘ entnommen ist. Der zeitungsunabhängige Graphiker, welcher unter dem in der rechten unteren Ecke des Bildes zu sehenden Kürzel ‚G.Bri‘ bekannt wurde, zählt laut SPIEGEL zur „Elite der deutschen Karikaturisten“ (SPIEGEL 17/1952: 31). Die Graphik zeigt zwei Männer, wobei der linke einen ‚ausländischen‘ und der rechte einen ‚deutschen‘ Arbeiter darstellen soll; im Hintergrund sind in verschiedene Richtungen blickende Personen verschiedenen Alters und ‚Geschlechts‘ zu sehen. Durch die Einbettung in diese Szenerie wird suggeriert, dass die Graphik eine Alltagssituation in Deutschland widerspiegelt.

Die Nationalstereotypen der im Vordergrund Abgebildeten werden über phänotypische Merkmale assoziiert. Der tatsächlich und symbolisch ‚rechts stehende‘ ‚Deutsche‘ hat eine Glatze sowie einen kurz geschnittenen Schnurrbart, welcher in einem früheren Artikel des SPIEGEL 1964 als Attribut Adolf Hitlers aufgelistet ist und zusammen mit dem fehlenden Haupthaar an das Stereotyp deutscher Rechtsradikaler erinnert (vgl. Schramm 1964: 40). Der ‚nicht-Deutsche‘ wird hingegen mit einem dünnen, dunklen Oberlippenbärtchen, einer schmalen, länglichen Nase sowie dichtem, leicht krausem Haar abgebildet, welches als phänotypisches Merkmal der ‚Südländer(*innen)‘ gesehen wird (vgl. Delgado 1972: 52).



Stern

„Ich würde an deiner Stelle nicht über uns Deutsche meckern! Vielleicht seid ihr mal froh, wenn wir bei euch arbeiten!“

Abbildung 11: Karikatur

Die Arbeiter stehen auf einer Art Parkplatz, was durch die nebeneinander parkenden Vehikel sowie den in einem mit ‚D‘ gekennzeichneten Auto wartenden Hund dargestellt wird. Sogar der Hund ist ‚deutscher‘ Nationalität, was durch mit Hitler assoziierte Attribuierungen wie Schnauzer und Seitenscheitel symbolisiert wird.

Beide Männer tragen eine Uniform, wobei der rechte zusätzlich eine Armbinde hat, welche Kennzeichen der nationalsozialistischen Funktionsträger(*innen) war und häufig Teil karikaturistischer Darstellungen von Nationalsozialist(*innen) ist.

Die beiden Männer unterscheidet jedoch nicht nur ihr Aussehen, sondern auch ihre Aktivität voneinander: Während der ‚Deutsche‘ mit einem Besen bereits ein Häufchen Abfall zusammengekehrt hat, lehnt der ‚nicht-Deutsche‘ mit den Händen in den Hosentaschen und zigarettenrauchend unbeteiligt an einem der parkenden Autos. Im Gegensatz zum rechten Arbeiter liegt vor den Füßen des ‚Gastarbeiters‘ ein vergleichsweise kleines Häufchen Müll.

Die Schaufel, welche der Abgebildete unter seinem Arm eingeklemmt hat, kann als Visualisierung des ‚südländischen‘ Stereotyps der „Fremdfaulenzler“ (Delgado 1972: 48) gesehen werden, welche den Gegensatz zu den hart arbeitenden ‚Deutschen‘ bilden. Gleichzeitig kann diese Haltung jedoch Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit mit den Arbeits- und Lebensverhältnissen in Deutschland seitens des ‚Gastarbeiters‘ sein, die im Untertitel über den Terminus ‚meckern‘ angedeutet wird: „Ich würde an deiner Stelle nicht über uns Deutsche meckern! Vielleicht seid ihr mal froh, wenn wir bei euch arbeiten!“ (Stern zit. nach SPIEGEL 41/1964: 50; s. Abb. 11). In Kombination mit dem darüber abgedruckten Bild lassen sich dieser Aussage mehrere kritische Elemente entnehmen, welche die Beziehungen

zwischen ‚deutschen‘ und ‚nicht-deutschen‘ Arbeitnehmer*innen widerspiegeln sollen. Einerseits lässt sich daraus der zuvor beschriebene Gedanke ableiten, die ‚Fremden‘ sollen mit ihrer Situation und der ‚Gastfreundschaft‘ zufrieden seien, statt sich über eventuelle Missstände zu beklagen. Auch hier werden (strukturelle) Benachteiligungen sowie der prekäre rechtliche und soziale Status der ‚Gäste‘ von dem ‚Deutschen‘ nicht wahrgenommen, wie es auch hinsichtlich der Wohnsituation der Fall ist (vgl. Herbert 2001: 216). Zudem wird der Beitrag der ‚ausländischen‘ Arbeitskräfte zur ‚deutschen‘ Wirtschaft durch die Aussage negiert, indem ein gewisser ‚Wohlfahrtsgedanke‘ seitens der ‚inländischen‘ Unternehmen behauptet wird, welche die ‚Fremden‘ trotz beziehungsweise ob der ihnen zugeschriebenen ‚niedrigen‘ Qualifikationen beschäftigen. Andererseits wird dem ‚Gastarbeiter‘ vermittelt, er solle sich nicht über die ‚Deutschen‘ beschweren, da diese vielleicht einmal in dessen ‚Heimat‘ arbeiten. Diese Aussage kann als Denkanstoß für die Leser*innen gesehen werden, da er dem unilinearen Prinzip der ‚Gastarbeiter*innen-Migration‘ nach Deutschland eine neue Perspektive hinzufügt, in der ‚Deutsche‘ im ‚Ausland‘ selbst zu ‚Fremden‘ werden.

Ein weiteres wichtiges Charakteristikum, welches sich sowohl bildlich als auch sprachlich im Untertitel wiederfindet, ist die stereotype Unterscheidung zwischen der Gruppe der ‚Deutschen‘ und ‚Nicht-Deutschen‘, welche durch die Pronomina ‚Wir‘ und ‚Ihr‘ verbalisiert wird. Wie bereits zu Beginn dieser Arbeit beschrieben, sind derartige Konstruktionen zentral für ausgrenzende Diskurse, da durch diese Imaginationen und Repräsentationen des ‚Selbst‘ und des ‚Anderen‘ (medial) vermittelt werden (vgl. Thiele 2015: 40)

Hinsichtlich dieser (konstruierten) ‚kulturellen‘ Differenzen, welche sich in Arbeits- und Lebensverhältnisse der ‚Fremden‘ einschreiben, ist zu erwähnen, dass diese in den 1960er Jahren zwar Teil des Alltags der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ waren, deren ‚Fremdheit‘ jedoch (noch) nicht derartig negativ konnotiert war, dass es (im größeren Ausmaß) zu ‚Fremdenfeindlichkeit‘ kam: „Dennoch läßt sich das Verhältnis der Deutschen zu den Gastarbeitern während dieser Zeit nicht als ‚Fremdenfeindlichkeit‘ schlechthin beschreiben“ (Herbert 2001: 222). Demnach wurden zu diesem Zeitpunkt zwar Differenzen zwischen ‚Deutschen‘ und ‚Nicht-Deutschen‘ wahrgenommen, diese wirkten aber nicht als alleinige „fundamental bestimmende Kraft“ (Scheibelhofer 2012: 69).

Viel eher wurden ‚kulturelle‘ Unterschiede in Arbeits- und Lebensverhältnissen der beiden konstruierten Gruppen wahrgenommen: „Am ersten Tag und zweiten Tag ist das Interesse der Deutschen an ihren neuen Kollegen groß. Aber dann gibt es unweigerlich die erste Panne: Die allesamt sparsamen Gastarbeiter denken nicht daran, am Arbeitsplatz einen Einstand zu geben und Bier zu spendieren.“ (SPIEGEL 41/1964: 53; Z. 89-96). Die Differenzen zwischen den

‚Deutschen‘ und ‚Ausländern‘ ergeben sich dadurch nicht wie in späteren medialen und migrationspolitischen Diskursen durch eine den ‚Fremden‘ vorgeworfene ‚Unwilligkeit‘ zur Integration, sondern durch ‚ethnische‘ Unterschiede. Diese basieren wiederum auf den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ homogen zugeschriebenen Eigenschaften wie beispielsweise der Sparsamkeit und der Unkenntnis der ‚deutschen‘ Bräuche beziehungsweise ‚Kultur‘.

5.4.2. Mentalität: Sparen und Transferzahlungen

Die kollektiv zugeschriebene Sparsamkeit stellt ein wichtiges Element der ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Konstruktionen der 1960er Jahre dar und wurde medial sowie politisch viel diskutiert: „Die ‚Gastarbeiter‘ sind eifrige Gastsparer und keine Abenteurer. Denn sie verbrauchen in der Bundesrepublik meist weniger als die Hälfte ihres Nettoeinkommens [...] Der Rest wird nach Hause überwiesen oder in der Bundesrepublik gespart“ (Delgado 1972: 54). In einer Bildunterschrift wird zudem verkündet, dass die ‚ausländischen‘ Arbeitskräfte aus der Bundesrepublik „Für ein Haus, ein Fischerboot, ein Auto“ (SPIEGEL 41/1964: 48) jährlich eine Milliarde in die ‚Heimat‘ schicken. Die aufgezählten Güter werden bildlich direkt mit den Berufen der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ verknüpft, indem diese unter anderem als Bauarbeiter, Automobilarbeiter und Werftarbeiter dargestellt werden. Das Haus, Fischerboot und Auto beschreiben demnach, womit die ‚Fremden‘ ihr Geld verdienen, und nicht, wofür sie es ausgeben. Der Verwendungszweck ihrer Ersparnisse wird durch die Nennung der hohen Rückzahlungen von einer Milliarde in die ‚Heimat‘ preisgegeben.

Laut SPIEGEL-Artikel resultiere dieses „viel[e] Geld“ (ebd.: 51, Z. 33), welches die ‚ausländischen‘ Arbeitenden besäßen, außerdem aus Rücklagen, die durch Ungleichverhältnisse zu den ‚deutschen‘ entstehen: „Sie verdienen die gleichen Stundenlöhne wie bundesdeutsche Arbeiter, leben aber ungleich billiger“ (ebd.: 51, Z. 33-36). Dies stellt eine sehr vereinfachte Annahme über die prekären Lebens- und Wohnverhältnisse dar, welche an späterer Stelle näher beschrieben werden.

Andererseits akkumuliere sich das Kapital der ‚Fremden‘ durch den Bezug von Sozialleistungen wie beispielsweise Kindergeldern, welche deren Löhne teilweise sogar übersteigen. Dieses stand ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aus den EWG-Staaten seit 1959 zu; Arbeitende aus Spanien und Griechenland beziehungsweise der Türkei konnten dieses ab 1961 beziehungsweise 1963 beziehen (vgl. Bünger 1970: 19). Die überdurchschnittliche mediale Themenpräsenz des Sparens und der Transferzahlungen spiegelt gewisse Ressentiments gegenüber den ‚Ausländer(*innen)‘ wider, welche von der Presse sowie der Gesellschaft (re-) produziert wurden (vgl. Delgado 1970: 54). Derartige Ansprüche der ‚Gäste‘, welche sich aus

ihrer arbeitsrechtlichen Gleichstellung und (teilweise) EWG-Mitgliedschaft ergaben, wurden von ‚deutschen‘ Arbeitenden nicht etwa als Selbstverständlichkeit akzeptiert, sondern waren Anlass zur Sorge um die Erhaltung der eigenen Besitzstände. Obwohl diese Bedenken durch die positive Bilanz des deutschen Außenhandels zerstreut werden konnten, wurde den ‚Fremden‘ aufgrund von Vorurteilen die Anerkennung einer sozialen Gleichstellung nicht ‚gegönnt‘: „Dieses ‚Nicht-Gönnen‘ ist eine Folge des Nicht-Einsehens in die Notwendigkeit der Beschäftigung von ‚Gastarbeitern‘ und eine Folge der Sorge, für die eigenen Leute könnte es einmal nicht mehr reichen“ (ebd.: 54). Auch dass den Ausgaben der erhöhte Konsum innerhalb Deutschlands sowie der Produktivitätsbeitrag der ‚Zugewanderten‘ entgegenstand, wurde von der Bevölkerung meist nicht wahrgenommen und kaum medial thematisiert.

Der SPIEGEL hingegen spricht in seinem Artikel das Konsumverhalten der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ an, allen voran deren Investitionen in Haushaltsgegenstände und Elektrogeräte sowie durch den Erwerb von PKWs in die Automobilbranche (vgl. SPIEGEL 41/1964: 51, Z. 74-84). In größeren Städten Deutschlands wie Köln, Frankfurt oder München gebe es aufgrund der hohen ‚ausländischen Nachfrage‘ eigene Berater*innen, welche die „fremdsprachig[e] Kundschaft“ (ebd.: 53, Z. 25-26) beim Einkauf mediterraner Lebensmittel und Textilien betreuen. Der Bericht erklärt weiter, dass es durch die Nachfrage der ‚fremden‘ Arbeitenden im Jahre 1963 zu einem merklichen Anstieg an Körperpflegemitteln, insbesondere Haarölen, gekommen ist. Dieser Punkt weist durch seinen Subtext auf die vermeintlich ‚mangelnde‘ Hygiene hin, welche den ‚Südländer(*innen)‘ stereotyp zugeschrieben wird. Diese seien nämlich nicht Käufer(*innen) von Artikeln, welche das Haar tatsächlich reinigen, sondern erwerben hauptsächlich Produkte mit gegenteiliger Wirkung.

Neben diesem Konsumaspekt nahmen die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ zudem nicht an diversen Unternehmenssonderleistungen wie der betrieblichen Altersvorsorge oder Arbeitsjubiläen teil, wodurch sich ihre Anstellung aus finanzieller Sicht ‚rechnete‘ (vgl. Herbert 2001: 210). Viel eher fokussierte die Berichterstattung auf die ‚Sparfreudigkeit‘ der ‚ausländischen‘ Arbeitenden und problematisierte deren Renten- und Kindergeldbezüge, welche die Staatsfinanzen angeblich belasteten (vgl. Delgado 1972: 55).

Als (überzeichnete, nicht der Regel entsprechende) ‚empirische‘ Exempel werden in diesem Zusammenhang im SPIEGEL ein ‚Spanier‘ sowie ein ‚Türke‘ genannt, welche für ihre zwölf beziehungsweise 33 (!) Kinder monatlich Geld in Höhe von 400 beziehungsweise 1240 Mark zugewiesen bekämen (vgl. SPIEGEL: 51, Z. 42-49). Laut Bericht lassen die ‚Angeworbenen‘ ihre Familien in den jeweiligen Heimatländern an diesem ‚D-Mark-Segen‘ (ebd.: 56) teilhaben,

sodass ein Großteil des in Deutschland verdienten Geldes in Form von Rücküberweisungen „über die Grenzen“ (ebd.: 51, Z. 72) transferiert werde.

Diese Darstellungen enthalten weitere stereotype Merkmale und Denkprozesse, welche den ‚Fremden‘ allgemein zugeschrieben wurden. Die Betonung der großen Kinderzahl dient einerseits dazu, auf die finanziellen Zugeständnisse an die ‚Gäste‘ aufmerksam zu machen und zu legitimieren, dass diese es in Deutschland gar nicht so ‚schlecht‘ hätten, wie es auch bei der Wohnungsdiskussion der Fall ist (vgl. Delgado 1972: 75). Andererseits zeigt sie zusammen mit der Charakterisierung der ‚Zugewanderten‘ als „familienbewußt“ (SPIEGEL 41/1964: 51, Z. 56-57) ‚kulturelle‘ Differenzen zum Idealbild der ‚deutschen Kernfamilie‘ auf, welche deutlich weniger Kinder umfasst. Erwähnenswert ist hierbei, dass Statistiken entgegen diesen Vorstellungen ein umgekehrtes Bild zeigten, da nicht die ‚ausländischen‘, sondern die ‚deutschen‘ Arbeitnehmer*innen mehr Kinder hatten (vgl. Delgado 1972: 56).

Betrachtet man daher nun den entsprechenden Absatz im SPIEGEL genauer, könnte die Beschreibung des ‚Türken‘, welcher für seine 33 Kinder Hilfgelder beziehe, eine zynische Anspielung auf die stereotypen Vorwürfe darstellen, welche sich explizit an diese Nationalitätengruppe richten: „Der ‚normale Rahmen‘ wird aber durch Schwindel gesprengt. Besonders die ‚Türken‘ [...] ‚kassieren Kindergeld für ihre toten Söhne‘ [...] oder für ‚Papierkinder‘, die nur auf gefälschten Bescheinigungen existieren“ (Velberter Zeitung 1969, zit. nach Delgado 1972: 57).

Die ‚Fremden‘ werden demnach einerseits als betrügerisch, andererseits als ‚überdurchschnittlich‘ potent dargestellt, was anhand der (unsachgemäßen) Vorstellungen bezüglich deren Kinderzahl sichtbar wird. Dass die meisten ‚fremden Männer‘ jedoch durchschnittlich drei Kinder hatten und deren Anteil an der steigenden Kinderzahl Deutschlands merklich zurückging, wurde medial sowie migrationspolitisch kaum thematisiert (vgl. ebd.: 56). Zudem wird vernachlässigt, wie sich über derartige Konstruktionen Geschlechterverhältnisse in Konstruktionen der ‚Gastarbeiter(*innen)‘, welche Sozialleistungen beziehen und einen Großteil dieses Geldes nach Hause schicken, einschreiben. Durch die Darstellungen der ‚Angeworbenen‘ als sparsame, ‚männliche‘ Arbeitende, die Kindergeld beziehen und hohe Summen von Deutschland an ihre Familien in der Heimat überweisen, werden ‚weibliche‘ Arbeitende ignoriert. Auch alleinstehende ‚ausländische‘ Arbeitnehmer*innen, welche einen entsprechenden Produktivitätsbeitrag leisten, *ohne* die Staatsfinanzen durch Bezug von Kindergeld oder Geldtransfers in die ‚Heimat‘ zu ‚belasten‘, werden medial beziehungsweise migrationspolitisch kaum thematisiert.

Hinzu kommt, dass ‚männliche Gastarbeiter‘ meist als ‚jung, unverheiratet oder von seiner Familie zeitlich ‚getrennt‘‘ (ebd.: 50) konstruiert werden, was der Tatsache widerspricht, dass drei Viertel der ‚Fremden‘ verheiratet waren und 60% ihrer Ehepartner*innen in Deutschland lebten. Die beschriebenen Repräsentationsweisen gehen mit spezifischen Vorstellungen über die Sexualität der ‚ausländischen Männer‘ einher, auf die im Folgenden näher eingegangen wird.

5.4.3. Sexualität

Die Einsamkeit, welche aus der Trennung der ‚männlichen Gastarbeiter‘ von ihren Familien resultiert, dient dem SPIEGEL zufolge als Anlass, alternative Wege zu wählen, um Anschluss an die ‚deutsche‘ Gesellschaft zu finden. Die ‚Isolierten‘ (SPIEGEL 41/1964: 54, Z. 54) versammeln sich laut Bericht deshalb neben Eisdielen und Bahnhöfen ‚massenweise‘ in Kneipen und an Plätzen, die der ‚erotischen Unterhaltung‘ dienen.

Bahnhöfe erfüllen im ‚Einwander*innen‘-Diskurs zwei symbolische Funktionen: Einerseits stellen sie – wie zu Beginn des Artikels – die ‚Einstiegsstelle‘ der ‚Ankommenden‘ in die ‚deutsche‘ Gesellschaft dar; andererseits werden sie auch nach der Anreise zum Freizeitmittelpunkt der Arbeitenden. Auch in neueren medialen Diskursen werden Bilder sowie Berichte von ‚Flüchtlingen‘ und deren Migration häufig an Bilder von Bahnhöfen geknüpft, da sie mit dem ‚Zuzug‘ metaphorisch sowie wörtlich in Verbindung gebracht werden (können). Diese Bedeutung der Bahnhöfe für die ‚Angeworbenen‘ wird im Artikel unter der Bezeichnung ‚Bahnhofs-Komplex‘ (ebd.: 54, Z. 61) mit nostalgischen Gefühlen assoziiert, wobei die Zughaltstellen aufgrund der physisch-geographischen Trennung der ‚Fremden‘ von ihren Heimatorten und Familien zu einem affektiven Ort werden: ‚Für sie beginnt bei den Schienen die Heimat‘ (ebd.: 54, Z. 70-71).

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die im SPIEGEL angeführte Definition des ‚Nostalgie‘-Begriffes, welcher als ‚Heimweh; besonders bei Jugendlichen häufig Ursache für Brandstiftung, Sexualverbrechen u.a.‘ (ebd.: 54) erläutert wird. Die in Form einer Fußnote angeführte Erklärung stellt nicht nur graphisch ein besonderes Merkmal des sonst uniformen, ohne besondere Kennzeichnungen auskommenden Artikels dar, sondern spiegelt zugleich einen nicht unkritischen Zusammenhang zwischen den Gefühlen der Angeworbenen und deren Verhalten wider. Durch die Verbindung des ‚Heimwehs‘ mit einem gewissen Gefahrenpotential hinsichtlich Brandstiftung und Sexualverbrechen wird auf damals bereits vorherrschende stereotype Vorurteile hinsichtlich der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ implizit Bezug genommen. Die ‚fremden Männer‘ werden dabei medial häufig als ‚Frauenjäger‘ (Delgado 1972: 51) und

„Verfolger‘ von unschuldigen deutschen Mädchen“ (ebd.: 50) dargestellt, obwohl sie teilweise selbst verheiratet sind. Wie bereits erwähnt, leiten sich diese Konstruktionen von den Vorstellungen der ‚Ausländer‘ als junge, alleinstehende Männer ab, welche „sicherlich ‚Liebe‘ suchen“ (ebd.: 51). Im Gegensatz dazu stellen verheiratete ‚Gastarbeiter‘, welche mit ihrer Familie in der Bundesrepublik wohnen, keine größere Gefahr dar als verheiratete ‚deutsche Männer‘. Die ‚Bedrohung‘, die hauptsächlich von ledigen ‚fremden Männern‘ ausgeht, resultiert demnach aus der Tatsache, dass „[f]ür den ‚Gastarbeiter‘, der ‚stets auf der Jagd nach erotischer Bestätigung seiner Männlichkeit ist‘ [...], der ‚Minirock‘ und die Freizügigkeit der deutschen Mädchen zuviel [sind]. Sie können einfach nicht so viel vertragen“ (ebd.: 51). Neben der ‚Entmenschlichung‘ der ‚fremden Männer‘ durch den Vergleich mit beherrschungslosen Tieren wird hierbei auch auf die ihnen zugeschriebene ‚Rückständigkeit‘ angespielt, welche sich in archaischen Vorstellungen über Geschlechterverhältnisse widerspiegelt. Im Gegensatz zu den ‚modernen Deutschen‘ seien die ‚traditionellen Ausländer‘ freizügige beziehungsweise ‚emanzipierte‘ Frauen nicht gewöhnt, da Frauen in ihrer Heimat eine untergeordnete Rolle einnehmen: Die Vorstellungen der ‚Gastarbeiter‘ „vom Verhältnis der Geschlechter ist eine andere, als die in der Bundesrepublik übliche [...] Frauen, die sich anders verhalten, sind für ihn entweder ‚leichte Mädchen‘ oder gar Prostituierte“ (ebd.: 52). Zu „gekaufter Liebe“ (ebd.: 51), besäßen die ‚fremden Männer‘ eine besondere Affinität, welche im Artikel durch wiederholte Verbindungen der ‚Ausländer‘ mit Prostitution verdeutlicht wird.

Dieses Sexualitätspositiv propagiert einerseits die Existenz einer universellen sexuellen Repression, die von der ‚europäischen‘ beziehungsweise der ‚deutschen‘ Gesellschaft durch die vermeintlich abgeschlossene Emanzipation bereits gebrochen wurde (vgl. Dietze 2016: 99). Andererseits wird dadurch der ‚fremde Mann‘ mit „fehlender Triebkontrolle“ (ebd.: 99) als negativ konnotiertes Gegenstück zum ‚modernen Deutschen‘ konstruiert.

Oftmals wurden die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aufgrund ihres ‚freizügigen‘ Sexualverhaltens mit der Verbreitung von Geschlechtskrankheiten in Verbindung gebracht (vgl. Delgado 1972: 49). Dieser Gesundheitszustand wurde wiederum mit ihrer ‚rückständigen‘ Herkunft sowie dem niedrigeren sozialen beziehungsweise ‚Bildungsniveau‘ assoziiert: „Man sollte wissen, daß manche ‚Gastarbeiter‘ aus Gebieten kommen, in denen selbst die Syphilis endemisch und vergleichsweise harmlos ist, so daß der Träger der Ansteckung nicht wissen kann, welche Gefahr er bedeutet“ (ebd.: 49). Aus diesen Darstellungen können Sichtweisen über die Rollenverteilung hinsichtlich der Sexualität abgeleitet werden. Da explizit ‚Männer‘ im Zusammenhang mit ‚aktivem‘ Sexualverhalten angesprochen werden, wird jenes der ‚Frauen‘ passiviert. Diese werden in dem geschlechterbinären Szenario implizit als ‚Gefährdete‘ der

„ansteckenden Fremden“ gesehen, da meist „junge, unerfahrene Mädchen“ den „temperamentvollen Liebesschwüren der Südländer erliegen“ (ebd.: 53).

Dies war Anlass zur weiteren Sorge um eine ständig wachsende Zahl unehelicher Babys, für deren Kosten wiederum die „deutschen“ Steuerzahler*innen aufkommen müssten. Rückblickend ging die Zahl dieser Kinder – deren Väter nur zu 10% „Gastarbeiter“ waren – jedoch im Zeitraum zwischen 1962 und 1967 in Deutschland zurück. Auch hier lassen sich klare Geschlechterverhältnisse in den Rollenverteilungen wahrnehmen, indem die „fremden Männer“ als Herzensbrecher und „Erzeuger“ agierten, während „deutsche“ Frauen als „Mütter“ mit Liebeskummer zurückblieben.

Während sich zwischen den „männlichen Ausländern“ und den „weiblichen Deutschen“ demnach eine gewisse Täter-Opfer-Dichotomie abzeichnete, wurden sie laut SPIEGEL von „deutschen“ Männern oft als Konkurrenz betrachtet. Aufgrund der höheren „Erfolgsquote“ der „temperamentvollen Südländer“ bei „Frauen“ wurden diese des Öfteren Ziel der Aggression von „abgekämpften nordischen Vorstadt-Casanovas“ (SPIEGEL 41/1964: 56, Z. 58-59).

Durch diese Umschreibung wird im Nachrichtenmagazin nicht nur die Konstruktion der „Südländer“ aufgezeigt, sondern auch Vorstellungen über (Selbst-)Bilder der „Deutschen“ angesprochen. In dem bereits erwähnten SPIEGEL-Artikel des gleichen Jahres wurde ebenfalls über den Stereotyp des „häßliche[n] Deutschen“ (SPIEGEL 30/1964: 36f.) berichtet, welcher sich neben der bereits beschriebenen Ordnungsliebe unter anderem auch durch seine Liebe zum Streit beziehungsweise zu Krieg und Trunksucht auszeichnet. Die „deutschen Frauen“ hingegen werden als „busigste Mädchen Europas“ (ebd.: 36) und „Trampel“ (ebd.: 35) mit blonden Zöpfen beschrieben. Kollektiv zeichne sich die „deutsche“ (National-)Identität wie folgt aus: „Alle Deutschen, ob Mann, Weib oder Kind, sind fett, schauen düster drein und haben eine unstillbare Liebe für Dackel und Knobelbecher, Botanisiertrommeln und Bier, Wurst und Brutalität“ (ebd.: 35). Im Gegensatz dazu stehen die „temperamentvollen Südländer“, wie beispielsweise die „*schwarzgelockten*“ Italiener“ (Delgado 1972: 52), mit ihren jungen, gesunden Körpern und ihrer unstillbaren Liebe für „deutsche“ Frauen. Im Artikel „Per Moneta“ wird der Unterschied der „Deutschen“ zu diesen durch die Betonung ihrer „nordischen“ Herkunft nochmals verdeutlicht. Die Bezeichnung als „Vorstadt-Casanovas“ weist auf sarkastische Art auf den Konkurrenzgedanken hin, welcher zwischen den „Möchtegern“-Casanovas aus Deutschland und den „südländischen“, die diesen Stereotyp in den Augen der „Deutschen“ „tatsächlich“ verkörpern, herrscht.

5.4.4. Kriminalität

Die sexualisierten Darstellungen ‚fremder Männer‘ werden im Artikel zudem mit dem ‚Problem‘ ‚ausländischer‘ Kriminalität in Verbindung gebracht. Besonders in Fällen von Eifersuchtsdelikten fänden sich laut SPIEGEL in Gerichtsreportagen Kombinationen der beschriebenen Stereotype von ‚Frauenjägern‘ und ‚traditionellen Patriarchen‘ wieder.

Die ‚Fremden‘ werden dabei als „sich mit der verbreiteten Vorliebe einheimischer Mädchen für häufigeren Partnerwechsel“ (SPIEGEL 41/1964: 56, Z. 62-65) nicht abfinden könnend beschrieben. Demnach seien ihre ‚rückständigen‘ Vorstellungen über ‚Frauen‘ beziehungsweise Geschlechterverhältnisse für Eifersuchtsdelikte verantwortlich, welche die ‚Südländer‘ an ‚emanzipierten, deutschen Frauen‘ begingen.

In diesem Zusammenhang verweist der SPIEGEL auf die staatliche Kontrolle, welche sich um die Gewährleistung des „hohen sittlichen und staatsbürgerlichen Standards in der Ausländer-Armee“ (ebd.: 56, Z. 69-71) bemüht. Die Formulierung weist wiederum auf das ‚deutsche‘ Selbstbild als ‚ordnungsliebend‘ sowie – im Gegensatz zu den ‚rückständigen Fremden‘ – ‚anständig‘ hin, welches im Zuge des Artikels bereits thematisiert wurde. Die Militär-Metapher, welche über den Begriff ‚Armee‘ in die Textstelle einfließt, symbolisiert dabei nicht nur die hohe Zahl an ‚Nicht-Deutschen‘, welche sich in der BRD befinden, sondern suggeriert auch, dass diese in Richtung der ‚einheimischen‘ Werte ‚gedrillt‘ werden sollen.

In Bezug auf die ‚Ausländer(*innen)-Kriminalität‘ wird das Nachrichtenmagazin seiner ‚investigativen‘ journalistischen Aufgabe gerecht, indem es nicht nur Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ hinterfragt, welche es selbst (re-)produziert hat, sondern auch das „Klischee vom asozialen Fremdstämmigen“ (ebd.: 55, Z. 97-98) in anderen westdeutschen Massenmedien mithilfe beispielhafter Auszüge aus deren Schlagzeilen kritisch betrachtet (s. ebd.: 55).

Die Titelüberschriften, welche sich mit den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ beschäftigen, weisen dabei alle einen expliziten Bezug zu dem vorhin bereits angesprochenen ‚Kriminalitätsproblem‘ auf. Dieses ‚Problem‘ widerlegt der SPIEGEL mit einer Aussage der Düsseldorfer Kriminalpolizei, laut welcher die ‚Fremden‘ „kein besonderes Problem“ (ebd.: 56, Z. 6-7) darstellen. Neben Zahlen des Bundeskriminalamtes sowie des Statistischen Bundesamtes, welche das Argument der Düsseldorfer Kripo belegen, führt das Nachrichtenmagazin zudem eine Erklärung für die Überrepräsentation der ‚Südländer(*innen)‘ in den Fällen von gefährlichen Körperverletzungen und Sittlichkeitsdelikten an: „Man muß berücksichtigen, dass sich alle Ausländer im kriminalfähigen Alter befinden“ (ebd.: 56, Z. 47-49). Eine genauere Erklärung des ‚kriminalfähigen Alters‘ wird im Magazin nicht angeführt, es kann jedoch vermutet werden,

dass die ‚Gastarbeiter(*innen)‘, welche meist zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt waren, weder zu ‚jung‘ waren, um nicht deliktfähig zu sein, noch zu ‚alt‘, um durch eventuelle körperliche Einschränkungen keine Straftaten begehen zu können.

Neben der Anmerkung, dass die ‚Gäste‘ im Deliktfall unabhängig von ihrem ‚Status‘ aus Deutschland ‚abgeschoben‘ werden, stellt der SPIEGEL fest, dass die ‚Ausländer-Kriminalität‘ entgegen der verbreiteten Annahme „nicht zu Lasten der Gastarbeiter“ (ebd.: 56, Z. 89) gehe. Vielmehr seien die ihnen zugesprochenen ‚typischen‘ Delikte jenen 200.000 Personen zuzuschreiben, welche sich unregistriert in Westdeutschland aufhielten. Diese Unterscheidung zwischen ‚legalen‘ und ‚illegalen‘ ‚Einwandernden‘, welche an dieser Stelle zum ersten Mal explizit im Artikel getroffen wird, stellt eines der wichtigsten Charakteristika der Debatten um ‚Migration‘ dar. Besonders seit den 1990er Jahren sind diese Diskussionen stark vom Gefahrenbild des „illegalen Migranten“ (Scheibelhofer 2012: 72) geprägt, durch die es innerhalb der Gruppe von ‚Fremden‘ zu Differenzierungen zwischen ‚erwünschten‘, ‚geduldeten‘ und ‚unerwünschten‘ Personen kommt. Auch im SPIEGEL-Artikel von 1964 hat die Trennung von ‚Unregistrierten‘ und ‚Gästen‘ mit Arbeitserlaubnis den Zweck, innerhalb eines Kollektivs Abgrenzungen zwischen ‚schädlichen‘ und ‚nützlichen‘ ‚Einwandernden‘ zu ziehen.

5.4.5. ‚Gettoisierung‘ und soziale Exklusion

Der Aufenthalt ‚unerwünschter‘ beziehungsweise ‚erwünschter‘ ‚Gastarbeiter*(innen)‘ wird nicht nur im Zusammenhang mit Kriminalität, sondern häufig auch mit der Arbeitsbeziehungsweise Wohnsituation sowie der (Nicht-),Integration‘ der ‚Fremden‘ in die ‚deutsche‘ Gesellschaft thematisiert.

Der SPIEGEL beschreibt die Wohnheime der ‚Zugewanderten‘ zunächst als Orte, an denen es sich erträglich und billig leben lässt. ‚Deutsche‘ Unternehmen achten dabei darauf, ihre Gebäude für Arbeiter*innen möglichst ‚attraktiv‘ zu gestalten, indem sie ihnen verhältnismäßig günstige Preise sowie ‚Zugaben‘ bieten: „Jedem Wolfsburger Italiener schenkt das Werk beim Eintritt eine Erstausrüstung mit Haushaltsgeräten, zu der unter anderem eine Elektro-Bratpfanne und ein Spaghetti-Sieb gehören“ (SPIEGEL 41/1964: 50, Z. 9-13). Das letzte ‚Gastgeschenk‘ kann dabei als Symbol der stereotypen Vorstellungen ‚deutscher‘ Arbeitgeber*innen von ‚fremden‘ Arbeiter*innen gesehen werden, da sie abgesehen von der auch in Deutschland bekannten ‚Nationalspeise‘ keine tiefer gehenden Kenntnisse über die ‚Kulturen‘ der Angeworbenen besitzen.

Zu der Ausstattung der Wohnheime gehören laut Artikel auch Freizeiteinrichtungen wie Kinos oder Theatersäle, welche als Zeichen der „Fürsorge westdeutscher Manager“ (ebd.: 50, Z. 22) gesehen werden. Dass sich die Meinungen über Unterbringungen wie in diesem „Italiener-Dorf“ (ebd.: 50, Z. 3) zwischen den ‚deutschen‘ Erbauer*innen und den Vertreter*innen der darin lebenden ‚Gäste‘ unterscheiden, wird nicht nur vom SPIEGEL thematisiert. Dieser berichtet über Besichtigungen der Unterkünfte seitens Vertreter*innen des griechischen Arbeitsministeriums und des italienischen Arbeitsministers, welche die dortige Lebenssituation scharf kritisierten und ihr „tiefstes Mißfallen“ (ebd.: 50, Z. 42-43) sowie Bedauern für ihre ‚Landsleute‘ aussprachen. Ebendiese ‚Landsleute‘ waren jedoch mit ihrer Lebenssituation zufrieden und kritisierten wiederum den Arbeitsminister, welcher sie ‚blamiert‘ hatte. Interessant ist hierbei der Maßstab, anhand welchem die Zufriedenheit der Zugewanderten mit ihren Unterkünften gemessen wurde: „wie in ihrem eigenen Land die Menschen wohnen“ (ebd.: 50, Z. 52-53). Als Vergleichsmaß für die Unterkünfte in Deutschland werden demnach die ‚rückständigen‘ Länder Südeuropas herangezogen. Diese Wohnheime mussten demnach nicht jenen zentraleuropäischen Ansprüchen genügen, den die ‚Einheimischen‘ an ihre ‚eigenen‘ Behausungen stellten, sondern lediglich ‚besser‘ sein als die vermeintlichen ‚Substandard‘-Wohnverhältnisse in den Herkunftsländern der ‚Gastarbeiter(*innen)‘. Der Gedankengang folgt der Logik, dass den ‚Fremden‘ jegliche ‚Verbesserung‘ gegenüber den ‚einfachen‘ Verhältnissen in ihrer Heimat schon ‚reichen‘ müsse, um eine positive Veränderung ihrer Lebensqualität zu erzielen. Dies zeigt wiederum die Einordnung der ‚Südländer‘ in untergeordnete gesellschaftliche Positionen seitens der ‚Deutschen‘, welche sich als ihnen ‚überlegen‘ sahen.

Die ‚Fremden‘ sollten sich demnach mit jenen Heimen identifizieren, welche ihnen von den ‚einheimischen‘ Unternehmen zur Verfügung gestellt wurden. Die ‚Zugeständnisse‘ an die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ in Form von „angemessene[n] Unterkünfte[n]“ (Herbert 2001: 216), welche sie von ihren Arbeitgeber*innen zur Verfügung gestellt bekommen mussten, führte jedoch zu einem gewissen „Mißmut“ (SPIEGEL 41/1964: 48, Z. 47) innerhalb der ‚einheimischen‘ Belegschaft, welche das Gefühl hatte, die ‚Ausländer(*innen)‘ seien nicht nur gleich-, sondern gar *besser* gestellt als sie selbst. Verstärkt wurden diese Ressentiments laut Artikel durch die Tatsache, dass die Arbeitsplätze der ‚Fremden‘ durch ihre einjährigen Arbeitsverträge im Falle eines Konjunkturrückganges gesicherter seien als jene der ‚deutschen Lohnempfänger*innen‘, welche einer Kündigungsfrist von 14 Tagen unterlagen.

Dass die Unterkünfte der Angeworbenen bis in die 1970er Jahre „das von außen sichtbarste Zeichen ihrer Unterprivilegierung und Benachteiligung in Deutschland“ (Herbert 2001: 216) blieben, wurde von den ‚deutschen‘ Arbeiter*innen offenbar nicht erkannt.

Auch die Bezeichnung der unangemessenen Unterkunftssituation als „kongolesisch[e] Zustände“ (SPIEGEL 41/1964: 50, Z. 41-42) seitens des italienischen Arbeitsministers zeigt die ungleichen Verhältnisse zwischen ‚Deutschen‘ und ‚Nicht-Deutschen‘ auf. Die Bezugnahme auf die Lebensumstände eines Landes, das der damals sogenannten ‚Dritten Welt‘ zugehörig ist und 1964 nach Ende der Kolonialherrschaft 1960 kurz vor einer beginnenden Diktatur steht, beschreibt demnach Zustände, wie es sie in Europa nicht geben sollte.

Neben jenen ‚Gastarbeiter(*innen)‘, welche mit ihren Unterbringungen zufrieden waren, gab es laut SPIEGEL auch solche, die in unbeschreiblichen Behausungen vegetierten (vgl. ebd. 50: Z. 59-61). Diese Unterschiede innerhalb der Gruppe der ‚fremden‘ Arbeitenden lassen sich laut Bericht direkt auf die Migrationsbewegung zurückführen: „Wer auf eigene Faust in die Bundesrepublik kommt und sich seinen Arbeitgeber selbst sucht, hat keinen offiziellen Anspruch auf angemessenen Wohnraum“ (ebd.: 50, Z. 61-65). Die Unterscheidung zwischen ‚Angeworbenen‘, welche Anspruch auf Unterbringung hatten, und jenen, die selbstständig in die Bundesrepublik kamen, wurde vorwiegend vorgenommen, um ‚unerwünschten‘ ‚Migrierenden‘, welche nicht den ‚deutschen‘ Anforderungen entsprachen, die Einreise beziehungsweise den Aufenthalt zu erschweren.

In der Realität gab es aber auch für jene ‚Zuwandernden‘, die in Unternehmensunterkünften lebten, nicht nur ‚angemessene‘ Einrichtungen, da die Wohnungsserrichtung seitens ‚deutscher‘ Firmen einen einschneidenden Kostenfaktor der ‚Ausländer*innen-Beschäftigung‘ darstellte. Während nämlich gleiche Löhne und Sozialleistungen vertraglich geregelt waren, konnten bei der Wohnungsserrichtung Einsparungen gemacht werden, die sich in entsprechend prekären Unterbringungen der ‚fremden‘ Arbeiter*innen niederschlugen. Die ‚Fremden‘ selbst waren wiederum zugunsten der Maximierung ihrer Ersparnisse an billigen Einrichtungen für ihren vorübergehenden Aufenthalt interessiert. So entstand zwischen den beiden Interessent*innengruppen ein Spielraum, den nicht nur Unternehmen, sondern auch private Vermieter*innen (aus) zu nutzen wussten (vgl. Herbert 2001: 216).

Der SPIEGEL beschreibt im Zusammenhang mit diesem „Wohnungswucher mit Gastarbeitern“ (SPIEGEL 41/1964: 50, Z. 78) aber auch die Gegenstrategien der Angeworbenen, um den ‚Miethaien‘ zu entgehen. Dazu zählen neben dem Einzug in sogenannte Notquartiere auch ‚illegale‘ Maßnahmen wie das unerlaubte Teilen der Werkunterkünfte mit nicht in den zugehörigen Betrieben Angestellten (vgl. ebd.: 41/1964: 50, Z. 82-99). Hier werden

‚Zugewanderte‘ aus der Türkei gesondert erwähnt, welche widerrechtlich in Kölner Rohbauten „kampierte“ (ebd.: 50, Z. 85) und von dort polizeilich in eine städtische Schlafstelle „verfrachtet“ (ebd.: 50, Z. 88) werden sollten. Neben den Militär- beziehungsweise Waren-Metaphern, welche in diesem Abschnitt abermals auftauchen, ist vor allem die Konnotation der ‚Türken‘ mit Illegalität anzumerken, welche in späteren Berichterstattungen immer häufiger vorkommt.

Ein weiteres ‚Problem‘, welches im Zusammenhang mit der Wohnsituation der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ angesprochen wird, ist jenes der sozialen Exklusion. Da laut SPIEGEL viele ‚ausländische‘ Arbeitende keinen Zugang zum „bundesbürgerlichen Lebensstil“ (SPIEGEL 41/1964: 53, Z. 41-42) fanden und in sozialer Isolation lebten, werden sie zu „Getto-Bewohner[n]“ (ebd.: 53, Z. 42-43), welche sich aus dem ‚Wohlstandparadies Deutschland‘ exkludieren. Die ‚Integrationsprobleme‘ der ‚ausländischen Arbeitenden‘ werden wiederum auf Zuschreibungen wie der Affinität zur Prostitution und der Zugehörigkeit zum ‚Getto‘-Milieu zurückgeführt. Die Lebensverhältnisse der ‚Fremden‘ werden dadurch als sozial ‚niedrig‘ und konträr zu den ‚gutbürgerlichen‘, ‚deutschen‘ dargestellt. Unterstützt werden diese Konstruktionen durch die Abbildungen, welche beinahe die halbe Seite einnehmen und die Vorteile der „Ausländer-Wohnheime“ (ebd.: 53) – nämlich niedrige Mieten bei hohen Löhnen – mit dem „Hauch Getto“ (ebd.: 53), der diesen anhaftet, kontrastieren. Die Fotos spiegeln zudem die zuvor beschriebenen Wahrnehmungsdifferenzen bezüglich der Angemessenheit der Unterkünfte und der Zufriedenheit der ‚Fremden‘ mit ebendiesen wider: Während die Ford-Wohnheime am oberen Rand der Bildseite als große Bauten mit verhältnismäßig viel Platz, ausreichend Ausstattung und einem einzigen Bewohner gezeigt werden, verbreiten die ‚Ausländer-Wohnheime‘ mit Stockbetten und dicht aneinander gedrängten ‚Gastarbeitern‘ den vorher genannten ‚Getto-Hauch‘.

Darstellungen wie letztere wurden häufig über die vermeintlich ‚mangelnde‘ Hygiene der ‚Fremden‘ konstruiert und dazu benutzt, deren soziale Exklusion und prekäre Wohnverhältnisse in gleicher Weise zu erklären wie zu legitimieren: Einerseits wurde die Unterbringung der Arbeitenden in unangemessenen Behausungen aufgrund ihrer fehlenden Körperpflege und eventueller Krankheiten als ‚passend‘ empfunden; andererseits kam es teilweise zu einer Umkehrung der Argumentationskette, laut welcher die Wohnungen der ‚Zugewanderten‘ nur deshalb in schlechtem Zustand wären, weil diese ‚unhygienisch‘ seien: „Wie viele Kleiderläuse ein Gastarbeiter in seinem Pappkarton über die Grenze schleppt, entzieht sich jeder Beobachtung. Kein Wunder also, wenn in den Unterkünften plötzlich Seuchen ausbrechen“ (Rheinische Post 1966, zit. nach Delgado 1972: 48).

Auch die Beschreibung der konkreten sanitären Ausstattung der ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Wohnunterkünfte unterstützt derartige Konstruktionen mangelnder Hygiene: „So hausen [...] zwölf Gastarbeiter in drei Souterrain-Räumen [...]; Ehepaare [bewohnen] mit Kindern jeweils einen Raum [...]; das gemeinsame Waschbecken ist auf dem Flur, das WC wird von mehreren Familien benutzt“ (SPIEGEL 41/1964: 50, Z. 66-74). Die Lebensverhältnisse der ‚Fremden‘ werden wortwörtlich sowie im übertragenen Sinne als ‚unterirdisch‘ bezeichnet; die Betonung der mangelnden sanitären Ausstattung und deren kollektiven Nutzung zeigt die ‚unhygienische‘ Wohnsituation auf.

5.4.6. Gesellschaftliche ‚Integration‘

Da die ‚Inklusion‘ der ‚Fremden‘ aufgrund der oben genannten Gründe nicht als erfolgreich angesehen wird, nehmen sich laut SPIEGEL-Bericht ‚deutsche‘ Unternehmen dieser Aufgabe an, indem sie Kontakte und Freizeitbeschäftigungen für ihre ‚ausländischen‘ Arbeitenden suchen. An dieser Stelle treten die ‚Deutschen‘ wiederum als ‚wohlwollende‘ Gastgeber*innen auf, welche für die Angeworbenen ‚angemessene‘ Einrichtungen bereitstellen, was mit dem Neologismus der „Miniatur-Moscheen“ (vgl. SPIEGEL 41/1964: 55, Z. 5-6), welche sich kompassgenau nach Mekka richten, belegt wird.

Die ‚Fürsorge‘ der ‚Einheimischen‘, welche sich unter anderem in der „[d]eutsche[n] Vorliebe für organisierte Kraft durch Freude“ (ebd.: 55, Z. 47-49) äußert, ermöglicht es den ‚ausländischen‘ Arbeitenden schließlich, in die Gesellschaft ‚integriert‘ zu werden. Dass diese „Betreuungsindustrie“ (ebd.: 55, Z. 43) die ‚Zugewanderten‘ als passive ‚Exkludierte‘ konstruiert, welche nur durch die ‚Hilfe‘ der ‚Deutschen‘ einen Platz in der Gesellschaft finden, wird nicht eigens thematisiert. Zudem erweist sich die von den ‚Einheimischen‘ getroffene Wahl der Freizeitaktivitäten, welche die ‚Fremden‘ ausüben sollen, als relativ unreflektiert, wie aus einem Exposé des Vorstehenden der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Dr. Külb, hervorgeht: „Griechinnen sollten als Tanzgruppe auftreten, Italiener als Musikclowns, Türken als Akrobaten“ (ebd.: 55, Z. 64-69). Diese Tätigkeiten dienen nämlich nicht nur der Beschäftigung der ‚Zugewanderten‘, sondern vor allem auch der Unterhaltung der Zuschauer*innen, welche von diesen amüsiert werden sollen.

Die Freizeitaktivitäten der ‚Fremden‘, welche von den ‚Deutschen‘ gewählt wurden, sind Ausdruck des Orientalismus, welcher seit dem 19. Jahrhundert ein wichtiger Bestandteil der ‚europäischen‘, ‚bürgerlichen‘ Unterhaltung war (vgl. Adam 2013: 59). Der ‚Orient‘ war ein Konstrukt, welches die Neugier der ‚Europäer‘ weckte, um „ihre mentalen Bilder von der großen, unbekanntem Entität östlich Europas mit praktischen Sinneserfahrungen“ (ebd.: 59) zu

erweitern. Ein wesentlicher Aspekt der Konstruktion des ‚Orient‘ und der Menschen, welche als diesem zugehörig betrachtet wurden, war deren ‚Exotik‘. Diese wurde in Europa meist in Form großer Spektakel inszeniert und produziert. Neben „Völkerschauen“ (ebd.: 59), bei welchen ‚exotische‘ Menschen zur Schau gestellt wurden, dienten auch ‚Unterhaltungsprogramme‘ wie Zirkusse der Darstellung des ‚Orient‘. Die tanzenden ‚Griechinnen‘, ‚italienischen‘ Clowns und ‚türkischen‘ Akrobaten im SPIEGEL-Artikel können somit als Teil einer orientalistischen Unterhaltungspraxis gesehen werden.

In gleicher Weise wird als Aktivität, die zur Unterhaltung der ‚Fremden‘ selbst gedacht ist, von Dr. Külb ein Spaghetti-Wettessen vorgeschlagen, was nationale Stereotypen von ‚Italiener*innen‘ (re-)produziert. Dieser Gedanke wird im Artikel mithilfe einer SPIEGEL-typischen Wortkombination als „Külb-Frohsinn“ (ebd.: 55, Z. 70) sowie durch die Wertung als „grobe Geschmacklosigkeit“ (ebd.: 55, Z. 76) seitens des BDA-Vorstehenden Rolf Weber kritisch kommentiert.

In weiterer Folge wird näher auf die vorherrschenden Vorurteile eingegangen, indem das ‚Unverständnis‘ seitens der ‚Deutschen‘ gegenüber den Lebensweisen der ‚Fremden‘ betont wird. Die ‚Einheimischen‘ werten den ‚südländischen‘ Zeitvertreib gegenüber dem ‚eigenen‘ ab: „Bei solcher Freizeitgestaltung aber – ‚Er steckt die Hände in die Taschen, geht auf die Straße und unterhält sich mit den Nachbarn‘ [...] – wecken die im Pulk herumstehenden Südländer den Argwohn der Bundesbürger“ (ebd.: 55, Z. 82-87). In diesem Zusammenhang spricht der SPIEGEL offen die Vorstellungen der Bevölkerung von ‚Fremden‘ als vermeintlich heißblütiges, unberechenbares, faules und schmutziges Individuum sowie den Widerwillen der ‚Deutschen‘, diese Stereotypen zu hinterfragen, an. Die festgefahrenen Vorstellungen über jene Menschen, deren Freizeitgestaltung und Wesen so ‚anders‘ sind als die ‚eigenen‘, werden hierbei als „liebgeworden[e] Leitbilder vom Mittelmeermenschen“ (ebd.: 55, Z. 88-89) bezeichnet, welche nur langsam weichen.

Der Terminus ‚Mittelmeermensch‘ weist dabei auf die kurzlebigen Erfahrungen der ‚Deutschen‘ während des Urlaubes am Mittelmeer hin. Anders als bei diesen temporären Zusammentreffen koexistieren ‚Deutsche‘ und ‚Ausländer*innen‘ nun längerfristig in der Bundesrepublik, in der die ‚Unterschiede‘ zwischen den beiden Gruppen tendenziell zu Spannungen führen.

Das Nachrichtenmagazin thematisiert dadurch explizit jene „*controlling images*“ (Scheibelhofer 2011: 156) über ‚fremde Männer‘ sowie die Schwierigkeit, diese Denkfiguren aufzubrechen. Auch die emotionale Komponente, welche mit affektiven Vorurteilen einhergeht, wird durch den beschriebenen ‚Argwohn‘ der Deutschen sowie deren ‚Widerwillen

gegen die rückzugsfreudigen ‚Itaker‘“ (SPIEGEL 41/1964: 55, Z. 94) thematisiert. Die ‚Rückzugsfreudigkeit‘ spielt auf den Rückgang der Anzahl ‚italienischer Gastarbeiter(*innen)‘ an, der auch in der SPIEGEL-Graphik auf Seite 47 verzeichnet ist. Der Begriff ‚Itaker‘ wird – anders als in anderen Berichterstattungen und Medien der 1960er Jahre – hier nicht als vermeintlich ‚neutrale‘ Nationalitätsbezeichnung gesehen, sondern als ambivalenter Begriff deklariert, in dem die ablehnende Einstellung der ‚Deutschen‘ gegenüber den ‚Italiener*innen‘ zum Ausdruck kommt.

5.4.7. Politische Gesinnung

Derartige Einstellungen lassen sich auch am Zweifel an der „politische[n] Zuverlässigkeit“ (ebd.: 56, Z. 206-207) der ‚italienischen Kommunist*innen‘ gegenüber der ‚deutschen‘ Demokratie erkennen. Dieser spiegelt die medial sowie politisch verbreitete Befürchtung der ‚deutschen‘ Behörden vor einem „Import des Kommunismus in Gestalt kommunistischer Arbeiter“ (Herbert 2001: 214) wider, welchem durch die Verbreitung von speziellen ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Zeitungen sowie der zuvor beschriebenen Freizeitgestaltung durch ‚Einheimische‘ entgegengewirkt werden sollte. Auch dass deutsche Gerichte die Mitgliedschaft der ‚Südländer(*innen)‘ in der Kommunistischen Partei Italiens (KPI) gestatteten, beunruhigte die ‚einheimische‘ Bevölkerung.

In der Praxis stelle die KPI laut SPIEGEL jedoch keine Bedrohung dar, da diese nicht auf den ‚Umsturz‘ der ‚deutschen‘ demokratischen Ordnung gerichtet sei. Für die ‚Fremden‘ spielten zudem zu dieser Zeit politische Aktivitäten – unabhängig, ob ‚kommunistisch‘ oder nicht – eine nachgeordnete Rolle, was die medial propagierte ‚Gefahr‘ abermals als übertrieben dargestellt erscheinen lässt (vgl. Herbert 2001: 214). Dies wird auch auf der nächsten Seite des Nachrichtenmagazins durch einen „Kenner der Gastarbeiter-Psyché“ (SPIEGEL 41/1964: 58, Z. 18) bestätigt, welcher den medialen ‚Aufstand‘ bezüglich der politischen Einstellung der ‚ausländischen Arbeitnehmer‘ nicht nachvollziehen kann. Die ‚Zugewanderten‘ seien ohnehin nur „per moneta“ (ebd.: 58, Z. 23) – des Geldes wegen – nach Deutschland gekommen, um den dort verdienten Lohn wiederum in ihre Heimat zu senden. Die Motivation, möglichst schnell viel Geld zu verdienen, wird von dem ‚Experten‘ als Zeichen für fehlendes politisches Interesse gesehen, da diese kapitalistische Absicht im Kontrast zu der kommunistischen Ideologie steht. Tatsächlich war es jedoch größtenteils nicht mangelndes Interesse, sondern eher die Furcht vor der Aberkennung der Arbeitserlaubnis, welche die ‚Fremden‘ davon abhielt, sich politisch zu engagieren (vgl. Herbert 2001: 213).

Dies führe laut SPIEGEL-Artikel dazu, dass die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ nichts an ihrem prekären rechtlichen sowie sozialen Status ändern könnten, da ihnen Aufstiegschancen trotz harter Arbeit verwehrt bleiben: „In einigen Jahren sind die Gastarbeiter eine riesige, gesichtslose Masse ohne jede Führung aus den eigenen Reihen. Sie werden verbittert sein, daß sie immer auf der untersten Stufe bleiben, egal, wie tüchtig sie sind oder wie lange sie schon in ihrem Betrieb arbeiten“ (SPIEGEL 41/1964: 58, Z. 44-51). Anders als an vorherigen Stellen im Artikel, an welchen die Gruppe der ‚Fremden‘ metaphorisch als ‚Armee‘, ‚Welle‘ oder ‚Völkerwanderung‘ beschrieben wurde, werden sie hier dezidiert als *gesichtslose* Masse bezeichnet, was deren Entindividualisierung ohne jegliche Euphemismen verdeutlicht.

Dem Bericht zufolge hätten die ‚ausländischen‘ Arbeitenden nicht nur in Deutschland ‚Integrationsschwierigkeiten‘, sondern würden diese auch bei ihrer Rückkehr in die ‚Heimat‘ erleben. Dies wird auf die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsverhältnisse zwischen dem ‚kapitalistischen‘ Deutschland und der ‚kommunistischen‘ Heimat der ‚Ausländer*innen‘ zurückgeführt: „Wenn die Gastarbeiter aus Deutschland zurückkommen und wieder der [sic!] trostlosen Wirklichkeit in ihrer Heimat konfrontiert werden, werden sie Radikale. Sie werden gegen ihren Willen Kommunisten“ (ebd.: 58, Z. 79-85). Die ‚Gastarbeiter*innen‘ ziehen demnach die Ordnung und den Wohlstand des ‚modernen‘ Deutschland als neuen Maßstab für die Lebensverhältnisse in ihrer Heimat heran, wodurch ihnen ihre ‚eigene Rückständigkeit‘ bewusst wird.

Das Aufgreifen eines politischen Themas im Schlussteil stellt ein typisches journalistisches Stilmittel des SPIEGEL dar: Um einen effektvollen und unerwarteten Schluss zu bieten, bedient sich der Artikel einer ‚reizvolle[n] Teilnachricht‘ (Just 1967: 125), welche als Fazit der Story fungiert und die Leser*innen überraschen soll. Der Artikel vermittelt zunächst den Eindruck, dass die ‚kommunistischen Gastarbeiter(*innen)‘ keine Gefahr für die kapitalistische, demokratische ‚deutsche‘ Gesellschaft darstellen. Begründet wird dies durch ihren prekären rechtlichen und sozialen Status, der sie unweigerlich und unveränderlich auf die ‚untersten‘ sozioökonomischen Stufe stellt, sowie deren mangelndes politisches Interesse. Durch die Schilderung der Aussichtslosigkeit, mit welcher die ‚Fremden‘ nicht nur in Deutschland, sondern auch in ihrer Heimat konfrontiert sind, könnten sogar empathische Gefühle bei den Leser*innen geweckt werden.

Im letzten Absatz des Artikels werden die Leser*innen jedoch zum Nachdenken angeregt: Die Verbreitung des Kommunismus, welcher eigentlich entgegengewirkt werden sollte, wird direkt mit ‚deutschen, wohlhabenden‘ Lebens- und Arbeitsverhältnissen in Verbindung gebracht. Denn genau diese führen dazu, dass aus den ehemaligen ‚Gastarbeiter(*innen)‘ durch die

Konfrontation mit ihrer ‚tostlosen Wirklichkeit‘ ‚Radikale‘ werden. Diese Erkenntnis stellt nicht nur eine überraschende Wendung, sondern auch Anlass zum Überdenken der ‚deutschen‘ Umgangsweisen mit den ‚Fremden‘ dar, um durch die ‚Besserstellung‘ der ‚Gäste‘ die Verbreitung des Kommunismus zu verhindern (vgl. SPIEGEL 41/1964: 58, Z. 79-85).

6. VERKNÜPFUNGEN MIGRATIONSPOLITISCHER UND MEDIALER KONSTRUKTIONEN ‚FREMDER MÄNNLICHKEIT‘ AM BEISPIEL DES SPIEGEL-MAGAZINS

Um die Forschungsfrage, wie migrationspolitische ‚Männlichkeitskonstruktionen‘ im SPIEGEL-Bericht aus 1964 (re-)produziert werden, zu beantworten, werden die Konstruktionsprozesse ‚fremder Männlichkeit‘ im SPIEGEL-Artikel anhand von drei Merkmalen aufgezeigt.

Um die verschiedenen Repräsentationsweisen kontextualisieren zu können, müssen zunächst die im Untersuchungszeitraum vorherrschenden migrationspolitischen Topoi berücksichtigt werden, welche den Kontext und somit die (Re-)Produktionen der Bilder über ‚Gastarbeiter*innen‘ im Artikel beeinflussen. Die Argumentationsmuster sind Denk- und Handlungsstrukturen, welche mithilfe von Kollektivsymbolen und Metaphern sowohl migrationspolitisch als auch medial (re-)produziert werden.

Zudem wird genauer auf die Metaphern eingegangen, mithilfe derer Darstellungen der ‚Fremden‘ versinnbildlicht werden. Die Metaphern dienen einerseits als „System synchroner Kollektivsymbole“ (Böke et al. 2000: 21) der Verfestigung von Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘; andererseits wird über sie der Bezug zu migrationspolitischen Diskursen hergestellt, indem spezifische Argumentationsmuster aufgegriffen und dargestellt werden (vgl. Jäger 2012: 13). Wie bereits erwähnt, lassen sich aus politischer Sicht im Hinblick auf den Migrationsdiskurs während des Analysezeitraumes verschiedene Argumentationsmuster erkennen, die sich auf Topoi wie jenen des ökonomischen Nutzens, der Belastung oder der Gefahr stützen (vgl. Bonfadelli 2007: 101f.).

Die medialen Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ werden in einem letzten Schritt mithilfe der Kollektivsymbole und Kategorien, auf welchen sie aufbauen, herausgearbeitet. Wie bereits in Kapitel 2 beschrieben, bilden Kategorien den Kern von Kollektivsymbolen und stellen die Grundlage zur Hierarchisierung von Gruppen und zur Produktion von Ungleichverhältnissen dar (vgl. Lutz et al. 2013: 17).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ von ‚Gastarbeitern‘ auf Kategorien wie ‚Nationalität‘, ‚Ethnie‘, ‚Gender‘ und ‚Sex‘ aufbauen und sich in verschiedenen Aspekten ihrer Wohn-, Arbeits-, und Lebensverhältnisse manifestieren. Diese Kategorien wirken intersektionell und werden den ‚Angeworbenen‘ kollektiv zugeschrieben, wodurch sie zu Stereotypen werden, die sich als ‚controlling images‘ in mediale Diskurse einschreiben. Zudem produzieren beziehungsweise implizieren diese Fremdheitskonstruktionen Machtverhältnisse sowohl innerhalb als auch zwischen den

konstruierten Gruppen der ‚Ausländer(*innen)‘ und ‚Deutschen‘, welche in der Migrationspolitik der 1960er Jahre sowie im SPIEGEL gleichermaßen bestehen. Wie bereits erwähnt, bezieht sich ‚Nationalität‘ ihrerseits selbst auf weitere Kategorien wie ‚Ethnizität‘ oder ‚Race‘, welche hierarchisierende Elemente enthalten und die (Nicht-)Zugehörigkeit von Personen(gruppen) zu einer (kollektiven) Nationalidentität definieren (vgl. Kleinert 2004: 46).

6.1. Argumentationstopoi

Argumentationsmuster stellen nicht nur einen gesellschaftspolitischen Rahmen für die Entstehung und Etablierung von Kollektivsymboliken dar, sondern verknüpfen verschiedene Themen miteinander, um (migrations-)politische Handlungen legitimieren zu können. Sie sind somit Prozesse, welche verschiedene Bereiche miteinander verknüpfen, Metaphern und Kollektivsymbole aufgreifen und diese auf stereotypisierende Weise darstellen. Topoi können Denkstrukturen gesehen werden, welche praktische Auswirkungen wie beispielsweise eine ablehnende politische Haltung und Ressentiments der Bevölkerung gegenüber ‚Fremden‘ haben (vgl. Horz 2017: 3).

Argumentationsmuster finden sich sowohl im (migrations-)politischen als auch im medialen Diskurs wieder und werden entweder über expliziten Sprachgebrauch oder implizite Formen wie Präsuppositionen, Implikaturen oder Stereotype vermittelt (vgl. Böke et al. 2000: 24).

Durch die Analyse der Topoi kann demnach festgestellt werden, welche Argumentations- und Denkweisen zu einem bestimmten Zeitpunkt für bestimmte Personen(gruppen) typisch sind und welches ‚kollektive Wissen‘ darüber herrscht (vgl. ebd. 2000: 25). Im Folgenden werden die (migrations-)politischen Argumentationsmuster, welche zwischen dem ersten Anwerbeabkommen 1955 und dem Anwerbestopp 1973 vorherrschten, explizit beschrieben und mit jenen im SPIEGEL-Artikel aus 1964 verknüpft.

6.1.1. Topos vom ‚wirtschaftlichen Nutzen‘

Vor allem in den 1960er Jahren war der Topos des wirtschaftlichen Nutzens beziehungsweise der Notwendigkeit der Anwerbung ‚ausländischer‘ Arbeitskräfte vorherrschend (vgl. Wengeler 2006: 18; Herbert 2001: 218; Bonfadelli 2007: 101). Die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ wurden extra nach Deutschland ‚geholt‘, da ihre Tätigkeiten für die Wettbewerbsfähigkeit und die Aufrechterhaltung des ‚deutschen‘ Lebensstandards als unverzichtbar galten. ‚Migration‘ wurde demnach in den 1960er Jahren primär aus ökonomischer Perspektive betrachtet und als ‚positiv‘ gewertet.

Bereits ein Jahr vor der Publikation der analysierten SPIEGEL-Titelgeschichte wird jedoch der ‚Nutzen‘ der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ für die ‚deutsche‘ Wirtschaft von verschiedenen auflagenstarken Tageszeitungen diskutiert und vor weiteren Anwerbungen gewarnt (vgl. Wengeler 1997: 133). Migrationspolitische sowie mediale Perspektiven auf ‚Fremde‘ sind demnach ambivalent und kontextuell verschieden, worauf im Folgenden näher eingegangen wird.

Die Bedeutung für die ‚deutsche‘ Wirtschaft werden im SPIEGEL-Artikel sowohl implizit als auch explizit (re-)produziert. Beschreibungen der Anwerbung seitens der ‚deutschen‘ Unternehmer*innen, welche im ‚Ausland‘ ‚massenhaft‘ neue Arbeitskräfte anwarben, um die unbesetzten 600.000 ‚deutschen‘ Arbeitsplätze zu besetzen, zeigen das Interesse beziehungsweise den ‚Bedarf‘ der ‚Deutschen‘ an ‚Gastarbeiter(*innen)‘ (vgl. SPIEGEL 41/1964: 44). Auch die Inszenierung der Story rund um den ‚Aufhänger-Helden‘ Armando Sá Rodrigues, dessen Ankunft regelrecht gefeiert wird, reflektiert eine ‚positiv‘ gestimmte Grundhaltung gegenüber ‚Gastarbeiter(*innen)‘. Anders als bei anderen Topoi, sind die ‚fremden‘ Arbeitenden in Deutschland willkommen und werden offen aufgenommen.

Expliziter findet sich der Topos des ‚wirtschaftlichen Nutzens‘ der ‚Fremden‘ im SPIEGEL-Artikel durch die dezidierte Bestätigung, dass die „Leistungen der deutschen Wirtschaft [...] ohne die Mithilfe der Gastarbeiter nicht möglich gewesen [seien]“ (ebd.: 44). Auch die Bezeichnung der ‚fremden‘ Arbeitenden als „frisches Blut“ (ebd. 44), welches dem ‚ausgedörrten‘, ‚deutschen‘ Arbeitsmarkt zufließt, symbolisiert deren ‚lebenswichtige‘ ökonomische Rolle.

Wie bereits beschrieben, impliziert das Argument des wirtschaftlichen Nutzens jedoch auch eine gewisse Temporarität des ‚Gastaufenthaltes‘ der ‚fremden‘ Arbeitenden. Denn obwohl die ‚Ausländer(*innen)‘ ‚massenweise‘ eingesetzt werden, um den ‚deutschen‘ Bedarf an Arbeitskräften zu decken, wird ihr gesellschaftlicher und rechtlicher Status prekär gehalten, um sie möglichst schnell und einfach wieder ‚zurückschicken‘ zu können. In der migrationspolitischen Praxis sollte die zeitliche Aufenthaltsbegrenzung mithilfe des Rotationsprinzips sichergestellt werden (vgl. Scheibelhofer 2012: 67). Im SPIEGEL-Artikel dagegen wird die relativ kurze Arbeitsdauer der ‚Fremden‘ auch dadurch erklärt, dass diese nur „per moneta“ (ebd.: 44; 58) nach Deutschland kämen, um möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen und dieses in ihre ‚Heimat‘ zu schicken.

6.1.2. Belastungs-Topos

Interessanterweise findet sich im SPIEGEL-Artikel nicht nur der in den 1960er Jahren vorherrschende Topos des wirtschaftlichen Nutzens, sondern bereits Einschläge anderer Argumentationsmuster, welche im späteren Verlauf des gleichen Jahrzehnts beziehungsweise Anfang der 1970er Jahre präsenter werden.

Migrationspolitisch wurden im Zuge des ‚Anwerbestopps‘ 1973 zunehmend gesellschaftliche Folgen der ‚Zuwanderung‘ thematisiert und unter einem kritischeren, arbeitsmarktpolitischen Gesichtspunkt betrachtet (vgl. Wengeler 2006: 18). Die „Berechnungen vom wirtschaftlichen Nutzen“ (Herbert 2001: 218) kamen an dieser Stelle zu der Erkenntnis, dass sich die ursprünglich anvisierte Anwerbepolitik mit den geplant temporären Aufenthalten und dem Rotationsprinzip in der Praxis als nicht umsetzbar erwies. Dadurch wandelten sich die „Pro-Einwanderungs-Argumentationen“ (ebd. 2006: 19) zu Topoi der Belastung der ‚deutschen‘ Gesellschaft, was wiederum (migrations-) politische Maßnahmen gegen weitere ‚Zuwanderung‘ legitimierte. Derartige Topoi beinhalten meist Argumentationen der ‚Grenzen der Aufnahmefähigkeit‘ oder der ‚Integrationsfähigkeit‘“ (ebd.: 19), welche durch die ‚Zuwanderung‘ von ‚Fremden‘ erreicht beziehungsweise überschritten werden. Im Zusammenhang mit dem Belastungs-Topos werden häufig ‚Folgeprobleme‘ der ‚Migration‘ beschrieben, welchen durch entsprechende (restriktive) politische Maßnahmen entgegengewirkt werden soll (vgl. Bonfadelli 2007: 102).

Diese ‚Folgeprobleme‘ und ‚Grenzen der Integrationsfähigkeit‘ werden im SPIEGEL-Artikel im Zusammenhang mit Themen wie ‚Kultur‘, oder ‚Mentalität‘ beschrieben. Als besonderes ‚Integrationshindernis‘ wird dabei die ‚Unfähigkeit‘ der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ zur ‚deutschen‘ Ordnung, Planung und Organisation genannt. Die den ‚Einheimischen‘ stereotyp zugeschriebenen Eigenschaften stehen im Gegensatz zu Konstruktionen der ‚Südländer(*innen)‘, welche als unbeschwert, unorganisiert und rückständig dargestellt werden (vgl. SPIEGEL 41/1964: 58; 58). Dieses homogenisierte Bild südeuropäischer Menschen wird um verschiedene nationale Stereotype wie beispielsweise ‚faule Türken‘ ergänzt beziehungsweise durch diese verstärkt.

Die arbeitstechnische ‚Unangepasstheit‘ der ‚Zugewanderten‘ führe in weiterer Folge zu Differenzen am Arbeitsplatz, durch welche sich ‚Deutsche‘ und ‚Nicht-Deutsche‘ ‚fremd‘ bleiben und Freundschaften zwischen den beiden konstruierten Gruppen verhindert werden. Zusätzlich seien die ‚Fremden‘ laut Artikel nicht daran interessiert, am Arbeitsplatz zu sozialisieren und beispielsweise „ein Bier zu spendieren“ (ebd.: 53), da sie zu ‚sparsam‘ seien.

Diese sparfremde Mentalität der ‚Fremden‘ wird als Belastung für die ‚deutsche‘ Gesellschaft sowie Wirtschaft gesehen, da die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ meist mehr als die Hälfte ihres Nettoeinkommens in ihre Heimatländer zurückschickten oder sparend zurücklegten. Diese Differenzen im Konsumverhalten führten wiederum zu Ressentiments seitens der ‚deutschen‘ Arbeiter*innen, welche davon ausgingen, dass das ‚viele Geld‘ der ‚Fremden‘ aus Ungleichverhältnissen resultiere: „Sie [die Gastarbeiter] verdienen die gleichen Stundenlöhne wie bundesdeutsche Arbeiter, leben aber ungleich billiger“ (ebd.: 51).

Die durch die ‚Fremden‘ entstehende Belastung resultiere laut SPIEGEL zudem aus unverhältnismäßig hohen Kindergeldbezügen, welche sie vom Staat angeblich erhalten. Derartige staatliche Unterstützungen stellen zudem einen wesentlichen Aspekt des Missbrauch-Topos dar, welcher im engen Zusammenhang mit dem Belastungs-Topos steht.

6.1.3. Missbrauch-Topos

Im (migrations-)politischen Diskurs wurde dieses Argumentationsmuster vor allem Anfang der 1990er Jahre hinsichtlich des ‚Asylmissbrauchs‘ relevant (vgl. Wengeler 2006: 20). Um die ‚Zuwanderung‘ aus ‚asylfremden‘ Motiven zu regulieren, sollte das Asylrecht im Grundgesetz eingeschränkt und somit dessen ‚Missbrauch‘ verhindert werden: „Deutschland wolle Zuwanderer, die ‚uns nutzen‘, und nicht solche, die ‚uns ausnutzen““ (ebd.: 20). Aus dem Zitat kann zudem die Verstrickung des Missbrauchs-Topos mit jenem des wirtschaftlichen Nutzens herausgelesen werden, da nur jene ‚Fremden‘ ‚erwünscht‘ waren, die einen ‚positiven‘ Beitrag zur ‚deutschen‘ Wirtschaft leisteten. Der Missbrauchs-Topos lässt sich zudem auch in rezenteren Debatten rund um die ‚Flüchtlingskrise‘ verzeichnen, im Zuge derer zwischen ‚politischen Flüchtlingen‘, welchen das ‚Recht‘ zur ‚Migration‘ zugesprochen wurde, und ‚Wirtschaftsflüchtlingen‘, welche die ‚Fluchtbewegungen‘ missbrauchten, unterschieden wurde.

Argumentationsmuster dieses ‚Missbrauchs-Topos‘ lassen sich jedoch schon zur Zeit der ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Bewegung finden, als den ‚Fremden‘ vorgeworfen wurde, Kinder zu ‚erfinden‘ und deren Papiere zu fälschen, um höhere Kindergeldbezüge zu erhalten (vgl. Delgado 1972: 57). Im SPIEGEL-Artikel werden diese ‚betrügerischen Handlungen‘ anhand repräsentativer Exempel eines ‚Spaniers‘ und ‚Türken‘ illustriert, welche für ihre überdurchschnittlich hohe Zahl von zwölf beziehungsweise 33 Kindern entsprechende finanzielle Unterstützung erhalten sollen (vgl. SPIEGEL 41/1964: 51).

Ähnlich ‚betrügerisch‘ werden die ‚ausländischen‘ Arbeitenden auch im Zusammenhang mit dem Erhalt von Arbeitsverträgen beschrieben, indem sie ‚Ausschlusskriterien‘ wie

beispielsweise Analphabetismus durch Auswendiglernen verbergen: „jeder Trick ist ihnen [den Arbeitswilligen] recht, einen Arbeitsvertrag zu ergattern“ (ebd.: 47).

Zudem ‚missbrauchen‘ die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ die Bereitstellung von Werksunterkünften seitens ‚deutscher‘ Unternehmen, durch das Teilen von Betten oder der Nutzung der Quartiere nach Rotationsprinzip: „Der eine schläft, während der andere auf Nachtschicht ist. Kontrolleure in den Ford-Wohnheimen fanden 200 Italiener, die gar nicht bei Ford arbeiten“ (vgl. ebd.: 50).

6.1.4. Gefahren-Topos

Noch stärker negativ konnotiert als der Belastungs- bzw. Missbrauchs-Topos ist jener der Gefahr, welcher Themen wie ‚Gettoisierung‘ und Kriminalität explizit und direkt mit ‚Migration‘ verknüpft (vgl. Bonfadelli 2007: 102). Dabei wird von aktuellen Situationseinschätzungen auf zukünftige Entwicklungen geschlossen, welche es durch entsprechende (restriktive) migrationspolitische Maßnahmen zu vermeiden gilt. Während in späteren Jahren konkret vor der ‚Gefahr‘ eines „*weiteren Massenzuzugs* [H.i.O.]“ (Wengeler 2006: 20) gewarnt wurde, waren es in den 1960er beziehungsweise 1970er Jahren Ängste vor sozialen Spannungen und der Bildung eines ‚neuen Proletariats‘, welche den Argumentationsstrategien der ‚Gefahr‘ bestimmten. Obwohl sich der Gefahren-Topos sowie die Notwendigkeit der ‚Begrenzung‘ von ‚Migration‘ erst ab Mitte der 1970er Jahre zum zentralen Leitmotiv migrationspolitischer Maßnahmen entwickelte, zeichnen sich erste Tendenzen in diese Richtung auch im SPIEGEL-Artikel aus 1964 ab.

Im analysierten Bericht manifestiert sich der Gefahren-Topos neben Themenbereichen wie sozialen Spannungen, ‚Gettoisierung‘ und Kriminalität auch in jenen der Gesundheit, Sexualität und politischen Gesinnung.

6.1.4.1. Kriminalität

Das Nachrichtenmagazin unterscheidet in seinem Artikel zwischen der Kriminalität ‚legal‘ angeworbener ‚nicht-deutscher‘ Arbeitender und jenen, welche sich ‚unregistriert‘ in der BRD aufhalten. Hier lassen sich Verknüpfungen zum ‚Missbrauchs‘- beziehungsweise Topos des wirtschaftlichen Nutzens feststellen, welcher zwischen ‚nützlichen‘, ‚erwünschten‘ und ‚ausnutzenden‘, ‚unerwünschten‘ ‚Fremden‘ unterscheidet.

Mithilfe empirischer Daten der Düsseldorfer Kriminalpolizei widerlegt der SPIEGEL-Artikel das „Klischee vom asozialen Fremdstämmigen“ (ebd.: 55) jedoch zumindest teilweise und betont, dass die ‚Fremden‘ kein ‚besonderes Problem‘ darstellen. Die Überrepräsentation der ‚Ausländer(*innen)‘ in Fällen gefährlicher Körperverletzungen sowie Sittlichkeitsdelikten wird

relativiert, indem berücksichtigt wird, dass sich beinahe alle ‚Gastarbeiter(*innen)‘ im ‚kriminalfähigen Alter‘ befinden.

6.1.4.2. Sexualität

Die Kriminalität der ‚Zugewanderten‘ wird zudem im Zusammenhang mit Sexualverbrechen beschrieben, welche sich beispielsweise in Eifersuchtsdelikten, die ‚Ausländer‘ an ‚deutschen Frauen‘ begehen, äußern.

So werden ‚fremde Männer‘ nicht nur im migrationspolitischen Diskurs als „Frauenjäger“ (Delgado 1972: 51) konstruiert, sondern auch medial als ‚Konkurrenten‘ für die „abgekämpften nordischen Vorstadt-Casanovas“ (SPIEGEL 41/1964: 56). Laut Artikel sollen sich die ‚Gastarbeiter‘ zudem ‚massenweise‘ an Plätzen aufhalten, welche der ‚erotischen Unterhaltung‘ dienen (ebd.: 54). Dadurch werden damalige Vorstellungen von ‚Südländern‘ als alleinstehende, junge Männer, welche „‚Liebe‘ suchen“ (Delgado 1972: 51), reproduziert. Gleichzeitig können sich die ‚rückständigen, fremden Männer‘ jedoch nicht mit der Freizügigkeit der ‚emanzipierten, deutschen Mädchen‘ abfinden, welche sich in „häufigeren Partnerwechseln“ (SPIEGEL 41/1964: 56) äußert.

Die Sexualität der ‚Fremden‘ wird im Artikel weiters durch den Neologismus „Bahnhofs-Komplex“ (ebd.: 54) mit Gefahr in Verbindung gebracht. Bei diesem ‚psychologischen Phänomen‘ sollen die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ Bahnhöfe mit nostalgischen Gefühlen in Verbindung bringen. Diese Nostalgie wird wiederum als ‚Heimweh‘ definiert, welches eine häufige Ursache für Kriminalität wie Brandstiftung und Sexualverbrechen darstellt (vgl. ebd.: 54).

6.1.4.3. soziale Spannungen und ‚Gettoisierung‘

Das Thema ‚Kriminalität‘ des Gefahren-Topos wird in weiterer Folge mit sozialen Spannungen beziehungsweise dem ‚Problem‘ der ‚Gettoisierung‘ verknüpft.

Die Unterbringung der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ in unternehmenseigenen Wohnheimen führt laut Artikel zu Ressentiments seitens ihrer ‚deutschen‘ Arbeitskolleg*innen, welche die Unterkünfte als Ausdruck der ‚Besserstellung‘ ‚fremder‘ Arbeitender sahen (vgl. ebd.: 48). Verstärkt wurden diese Spannungen durch die Tatsache, dass die Arbeitsplätze der ‚Zugewanderten‘ durch ihre einjährigen Arbeitsverträge im Falle eines Konjunkturrückganges gesicherter seien als jene der ‚Einheimischen‘, welche einer Kündigungsfrist von zwei Wochen unterlagen.

Dieser „Mißmut“ (ebd.: 48) der ‚Deutschen‘ gegenüber den vermeintlich bevorzugten ‚Fremden‘ scheint jedoch angesichts der Tatsache, dass die Unterkünfte der ‚Angeworbenen‘

das sichtbarste Zeichen ihres rechtlich sowie sozial prekären Status waren, ungerechtfertigt (vgl. Herbert 2001: 216).

Auch der SPIEGEL greift diese neuralgischen Lebens- und Arbeitsverhältnisse der ‚Fremden‘ auf und betont, dass viele der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ in unbeschreiblichen Behausungen vegetieren (vgl. SPIEGEL 41/1964: 50). Der ‚Wohnungswucher‘ mit den ‚ausländischen‘ Arbeitenden führe in weiterer Folge zur sozialen Exklusion, da sie keinen Anschluss an das ‚bundesbürgerliche‘ Leben fänden und dadurch zu „Getto-Bewohner[n]“ (ebd.: 53) würden. Obwohl der SPIEGEL auch Gegenperspektiven aufzeigt, laut welcher viele ‚Angeworbene‘ mit ihren Wohnsituationen zufrieden seien, werden ‚Gefahren‘ wie soziale Konflikte und die Bildung eines ‚neuen Proletariats‘ durch ‚Gettoisierung‘ vom Nachrichtenmagazin aufgegriffen und (re-)produziert.

6.1.4.4. Gesundheit und Hygiene

Die Gefahr, welcher von dem gesundheitlichen Zustand der ‚Fremden‘ beziehungsweise deren mangelnder Hygiene ausgeht, schließt an deren ‚gefährliches‘ Sexualverhalten sowie die prekären Lebens- und Wohnverhältnisse an.

Die im migrationspolitischen Diskurs oftmals vorgenommene Verbindung zwischen der sexuellen ‚Freizügigkeit‘ der ‚fremden Männer‘ und der Verbreitung von Geschlechtskrankheiten wird im analysierten SPIEGEL-Artikel zwar nicht explizit aufgegriffen, deren vermeintlich mangelnde Hygiene dafür umso häufiger. Die Zuschreibung mangelnder Hygiene stellt eines der zentralen Attribute dar, anhand derer ‚Gastarbeiter(*innen)‘ charakterisiert wurden. Sie dient der Abwertung des ‚Fremden‘, welche als junge, kräftige und gesunde Männer imaginiert wurden und ermöglicht so eine ‚Unterordnung‘ der ‚nicht-deutschen‘ Arbeitenden gegenüber den ‚deutschen‘. Auch in (migrations-)politischen Diskursen der 1960er Jahre stellt die (mangelnde) Hygiene der ‚Migrant*innen‘ ein viel diskutiertes ‚Problem‘ und eine große ‚Gefahr‘ dar (vgl. Scheibelhofer 2012: 68).

Im analysierten Bericht finden sich meist implizite Anspielungen auf derartige Attribuierungen an ‚fremde Männer‘. So wird beispielsweise zu Beginn des Artikels auf die ‚Pappkoffer‘ hingewiesen, mit welchen die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aus ihrer Heimat anreisen (vgl. SPIEGEL 41/1964: 44). Eben solche ‚Pappkartons‘ werden in einem Artikel der ‚Rheinischen Post‘ als Symbol für die fehlende Hygiene der ‚Fremden‘ gesehen, da durch das Gepäck Ungeziefer wie beispielsweise Kleiderläuse nach Deutschland ‚eingeschleppt‘ werden (vgl. Delgado 1972: 48).

Zudem wird beschrieben, dass durch die ‚fremden Männer‘ die Nachfrage nach Haarölen gestiegen sei, was suggeriert, dass diese ihr Haar eher einölen anstatt zu reinigen (vgl. SPIEGEL 1964: 53).

Auch die Darstellungen der Wohnunterkünfte der ‚ausländischen‘ Arbeitenden sind mit Vorstellungen über mangelnde Hygiene verbunden. Wie bereits erwähnt, existiert in diesem Zusammenhang eine Art ‚doppelte Logik‘, laut derer die Unterbringung der ‚Zugewanderten‘ in unangemessenen Unterkünften aufgrund ihrer mangelnden Hygiene berechtigt sei und umgekehrt die Wohnheime aufgrund der mangelnden Hygiene der ‚Fremden‘ in unangemessenem Zustand seien. Im SPIEGEL-Artikel werden Unterkunft und Hygiene zwar nicht ausdrücklich (negativ) miteinander korreliert, jedoch wird die Wohnsituation als beengt und sanitär nicht optimal beschrieben. So benutzen beispielsweise mehrere Familien ein gemeinsames Waschbecken auf dem Flur oder teilen sich eine Toilette (vgl. ebd.: 50). Diese sanitäre Situation entspricht wiederum nicht dem ‚deutschen‘ Lebensstandard und suggeriert derart einen ungleichen hygienischen Zustand der ‚Fremden‘.

6.1.4.5. politische Gesinnung

Von den im migrationspolitischen Diskurs propagierten ‚Gefahren‘, welche von den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ für die ‚deutsche‘ Gesellschaft ausgehen, wird der ‚Import des Kommunismus in Gestalt kommunistischer Arbeiter‘ (Herbert 2001: 214) vom SPIEGEL am direktesten und kritischsten aufgegriffen. Der gefürchtete ‚Umsturz‘ der ‚deutschen‘ demokratischen Ordnung durch Mitglieder der Kommunistischen Partei Italiens (KPI) und der mediale Aufstand darum werden im Nachrichtenmagazin von einem ‚Experten‘ beziehungsweise ‚Kenner der Gastarbeiter-Psyché‘ (SPIEGEL 41/1964: 58) als ‚übertrieben‘ beurteilt. Das politische Interesse der ‚Fremden‘ halte sich ihm zufolge angesichts ihres kapitalistisch motivierten Aufenthaltes (per moneta) in Grenzen.

Dadurch wird im Artikel zunächst der Eindruck vermittelt, dass die ‚kommunistischen Fremden‘ keinerlei Gefahr für die ‚deutsche‘ Demokratie darstellen. Wie bereits beschrieben, enthält der Schlussteil des Berichtes jedoch eine ‚reizvolle Teilnachricht‘ welche die Rezipient*innen überraschen und zum Nachdenken anregen soll. Hierfür wird der Gefahren-Topos auf neue Art und Weise vom SPIEGEL aufgegriffen: Der prekäre rechtliche und soziale Status der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ führe nicht nur zu ‚Integrationsproblemen‘ in Deutschland, sondern auch in deren Heimat. Angesichts der dort herrschenden Verhältnisse, welche im Gegensatz zu dem ‚deutschen‘ Lebensstandard stehen, werde den ‚Ausländer(*innen)‘ nach ihrer Heimkehr ihre ‚eigene Rückständigkeit‘ bewusst und sie werden gegen ihren Willen zu

radikalen ‚Kommunist*innen‘ (vgl. ebd.: 58). Dieser ‚Gefahr‘ des Verbreitung des Kommunismus könnte durch eine ‚Besserstellung‘ der ‚Fremden‘ in Deutschland entgegengewirkt werden.

6.1.4.6. Umkehrung des ‚Gefahren‘-Topos

Die beiden zuletzt genannten Aspekte der Gesundheit und Hygiene sowie der politischen Gesinnung können im Kontext des Artikels teilweise als ‚Umkehrung‘ des Gefahren-Topos gesehen werden, indem aufgezeigt wird, welche Gefahren sich für die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ ergeben, wenn bestimmte Handlungen (nicht) erfolgen (vgl. Wengeler 1997: 134).

Der SPIEGEL wird hierbei seinem Ruf als ‚investigatives‘ Nachrichtenmagazin gerecht, indem er ebendiese ‚Gefahren‘ aufzeigt, welche für die ‚Nicht-Deutschen‘ in der BRD bestehen. Dazu zählen beispielsweise die unangemessenen Wohnunterkünfte, die den ‚Fremden‘ aufgrund ihres ‚unhygienischen‘ Zustandes zugewiesen werden und zu sozialer Marginalisierung und ‚Gettoisierung‘ führen.

In Bezug auf die politische Umkehrung vollzieht sich die Umkehrung des Gefahren-Topos durch den oben beschriebenen Prozess, bei welchem die Verbreitung des Kommunismus auf die ‚Gefahr‘ des Bewusstwerdens der eigenen ‚Rückständigkeit‘ seitens der ‚Nicht-Deutschen‘ zurückzuführen ist.

Zudem spricht das Nachrichtenmagazin in einer Nebenbemerkung an, dass ‚Südländer‘ häufig Ziel von Aggressionen seitens der ‚Deutschen‘ werden und beschreibt, wie sie von diesen am Arbeitsplatz exkludiert werden. Zudem sei es den ‚Gastarbeiter(*innen)‘ nicht möglich, trotz harter Arbeit beruflich aufzusteigen, sodass sie immer ‚verbittert‘ (SPIEGEL 41/1964: 58) bleiben würden. All diese Aspekte weisen darauf hin, dass die ‚fehlgeschlagenen Integrationsversuche‘ seitens der ‚Einheimischen‘ sowie ‚Fremden‘ auch negative Konsequenzen für die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ haben und suggerieren, dass diese durch bestimmte ‚(integrations-)politische‘ Maßnahmen verhindert werden könnten.

6.2. Metaphern

Die beschriebenen Argumentationstopoi werden mithilfe von Metaphern auf bestimmte Weise aufgegriffen und dargestellt (vgl. Jäger 2012: 13). Sie stellen lexikalische Einheiten dar, welche sich auf einer abstrakten Ebene manifestieren, und dienen der Veranschaulichung komplexer Phänomene und Zusammenhänge. Metaphern enthalten Kollektivsymboliken und symbolisieren Sachverhalte auf emotiv-wertende und/oder dramatisierende, stereotypisierende Weise. Wie bereits beschrieben, können die Sinnbilder interpretativ in verschiedene Bereiche

eingeteilt werden, wobei die Grenzen der Zuordnung verschwimmen und je nach Wortsemantik, Konzept oder pragmatischer Bedeutung variieren können (vgl. Böke et al. 2000: 21). Besonders relevant bei der Untersuchung von Metaphern sind der spezifische Kontext, deren Häufigkeit und Bedeutungsfunktion (ebd.: 23). Im Folgenden werden die Metaphern, welche sich im SPIEGEL-Artikel finden, nach Dominanz geordnet und deren Bedeutung für die (Re-)Produktion von (migrations-)politischen beziehungsweise medialen Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ erläutert.

6.2.1. Wasser

Wie bereits erwähnt, stellt der Metaphern-Bereich ‚Wasser‘ sowohl im gesamten deutschsprachigen Textkorpus den häufigsten und ältesten dar (vgl. Böke 2000a: 131; Böke 2000b: 165). Im migrationspolitischen sowie medialen Diskurs dient die Verwendung von Wasser-Metaphern meist dazu, die Differenzen und Individualität der dargestellten Personen(gruppen) auszublenden, um diese aus einer rein quantitativen Perspektive betrachten und als ‚viel‘ beziehungsweise ‚zu viel‘ bewerten zu können (vgl. ebd.: 131).

Auch im SPIEGEL stellt der Metaphern-Bereich ‚Wasser‘ den größten dar und wird meist zur Homogenisierung und Quantifizierung sich bewegender Menschen verwendet (vgl. Böke 1997: 176). Interessanterweise fällt der Anteil dieser Sinnbilder im analysierten Artikel jedoch relativ gering aus. Allein im Zusammenhang mit ‚Migrationsbewegungen‘ und deren Geschichte in Deutschland wird von einer „gegenwärtige[n] Gastarbeiterschwemme“ (SPIEGEL 41/1964: 47) sowie einer „dritte[n] Welle“ (ebd.: 48) an ‚Zuwandernden‘ gesprochen. Der Begriff ‚Schwemme‘ stellt dabei einen quantitativen Begriff dar und symbolisiert die große Anzahl der ‚Migrierenden‘. Im Gegensatz zu späteren Diskursen wird der Terminus (noch) nicht mit dem Präfix ‚über-‘ versehen. Dies deutet daraufhin, dass zwar Bewusstsein hinsichtlich dieser ‚Massenbewegungen‘ herrscht, diese aber nicht als ‚Problem‘ gesehen werden, welches restriktiver (migrations-)politischer Handlungen bedarf.

Die Metapher der ‚Welle‘ dient der Hervorhebung eines aktuellen, temporären „Zuwanderungstrends und eines Anstiegs der Zuwandererzahlen“ (Böke 2000a: 132). Ebenso wie das Sinnbild der ‚Schwemme‘ werden die Wasserbewegungen nicht als unaufhaltsam oder bedrohlich, sondern eher als ‚natürlich‘ und periodisch wiederkehrend beschrieben.

Wie auch bei anderen ‚Wasser‘-Metaphern wird im Artikel zwar nicht zwischen den Personen(gruppen) ‚innerhalb‘ der ‚Schwemme‘ beziehungsweise ‚Welle‘ unterschieden, jedoch differenziert der SPIEGEL deutlich zwischen den vergangenen und der aktuellen

‚Bewegung‘, indem er Kriegsgefangene und ‚Fremdarbeiter(*innen)‘ von ‚Gastarbeiter(*innen)‘ unterscheidet.

6.2.2. Militär, Krieg, Kampf

Im Migrationsdiskurs dient der Metaphern-Bereich Militär, Krieg und Kampf vor allem der anonymisierenden, homogenisierenden Konstruktion von ‚Anderen‘ (vgl. Böke 2000b: 166). Die Darstellung von ‚Migration‘ als militärischer Akt ist besonders charakteristisch für Berichterstattungen des SPIEGEL im Zusammenhang mit dem ‚Zuwanderungsdiskurs‘ (vgl. Böke 1997: 183). Sinnbilder werden dabei nicht nur assoziativ, sondern über die sprachliche Integration eines spezifischen militärischen Vokabulars hergestellt. Für die ‚Migrierenden‘ werden vorwiegend Begriffe wie ‚Heer‘ oder ‚(Reserve-)Armee‘ gebraucht, welche sie als homogene, anonyme, gefährliche, aber auch kommandierbare Masse konstruieren. Dadurch werden Aspekte wie der beliebige und flexible ‚Arbeitseinsatz‘ und die Substituierbarkeit der ‚Fremden‘ verdeutlicht (vgl. ebd.: 184). Obwohl derartige Sinnbilder häufig verwendet werden, um die ‚fremden‘ Arbeitenden als Bedrohung darzustellen, ist dies im analysierten SPIEGEL-Artikel (noch) nicht der Fall.

Zunächst erfüllen die Militär-Metaphern in der Titelgeschichte ‚Per Moneta‘ die Funktion, den Anwerbeprozess der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als ‚Rekrutierungsprozess‘ darzustellen. So schwärmen beispielsweise ‚deutsche‘ „Werbekolonnen“ (SPIEGEL 41/1964: 44) wie „Schmitts Trupp“ (ebd.: 44) in ‚nicht-deutsche‘ Länder aus, wo die ‚Fremden‘ von „fliegenden Rekrutierungskolonnen der Industrie angemustert“ (ebd.: 47) werden. Werden die ‚Anderen‘ schließlich für „tauglich“ (ebd.: 44) befunden, endet dies in einem „Triumphzug“ (ebd.: 44). Um in Deutschland arbeiten zu dürfen, werden die ‚Gastarbeiter*(innen)‘ ärztlich untersucht, was im Artikel mit dem SPIEGEL-Neologismus der „Patienten-Rekrutierung“ (ebd.: 51) beschrieben wird. Dem Lead der Titelgeschichte zufolge migrieren die ‚Fremden‘ schließlich als ‚schwadronierende‘, mit ihren Habseligkeiten ‚bewehrte‘ Masse in die BRD. Danach „rücken sie [die Gastarbeiter] in Berufe ein, die von den Deutschen mehr und mehr gemieden werden“ (ebd.: 47). Wie bereits erwähnt, werden die ‚Angeworbenen‘ zwar sprachlich und bildlich als anonyme, fremde „Armee“ (ebd.: 56) dargestellt, aber nicht als ‚Bedrohung‘ wahrgenommen.

Eine weitere Funktion der Militär-Metaphern ist die Differenzierung zwischen den konstruierten Gruppen der ‚Deutschen‘ und ‚Nicht-Deutschen‘. In Bezug auf die Arbeitsmoral der ‚Einheimischen‘ wird Deutschland als „Land der Unteroffiziere“ (ebd.: 53) bezeichnet, was deren Disziplin, Ordnung und Organisation symbolisieren soll. Diese steht im Gegensatz zum

„Gesetz des Dschungels“ (ebd.: 58), welches in den Heimatländern der ‚Südländer(*innen)‘ herrscht und Ausdruck deren Unbeschwertheit und Rückständigkeit ist.

6.2.3. Waren

Wie bereits beschrieben, betrachten Metaphern aus dem Bereich ‚Warenhandel‘ ‚Gastarbeiter(*innen)‘ aus rein funktional-materieller Perspektive und beurteilen sie nach deren jeweiliger Arbeitskraft. Das zugehörige Vokabular wurde nicht nur im migrationspolitischen beziehungsweise medialen Diskurs (meist) unreflektiert verwendet, sondern war auch zentraler Bestandteil der damaligen Praxis. Durch Angabe der ‚fremden‘ Arbeitenden in ‚Stück‘, für die Liefer- und Transportbescheinigungen ausgestellt wurden, verschwimmen die Grenzen zwischen metaphorischem und wörtlich gemeintem Sprachgebrauch (vgl. Böke 2000b: 166).

Im SPIEGEL-Artikel ‚Per Moneta‘ werden die Angeworbenen zwar nicht durch derart explizite Bezeichnungen charakterisiert, jedoch zeigt sich der zugrunde liegende Waren-Gedanke der 1960er Jahre relativ deutlich. Wie auch die Sinnbilder aus dem Militärbereichen beziehen sich jene der Waren meist auf die ‚Bewegungen‘ der ‚Gastarbeiter(*innen)‘. So werden beispielsweise ‚türkische Gastarbeiter‘ als „neu eintreffende Türken“ (SPIEGEL 41/1964: 44) oder ‚Fracht‘ bezeichnet, die nach Deutschland ‚importiert‘ wird. Besonders problematisch erweist sich auch der Ausdruck „Menschentransport“ (ebd.: 44), welcher die ‚Migrierenden‘ nicht nur zu Objekten macht, sondern angesichts des zeitgeschichtlichen Kontextes an ‚Transporte‘ jüdischer Menschen während des NS-Regimes erinnert.

Auch die Beschreibungen der Gesundheitsuntersuchungen, welchen sich die ‚Angeworbenen‘ in Deutschland unterziehen müssen, spiegeln den Waren-Gedanken wieder, wenn auch auf subtilere Weise. Die Metaphern werden hier eher über Assoziationen hergestellt, indem beispielsweise ‚Gesundheit‘ oder ‚Lernfähigkeit‘ als Qualifikationsmerkmal betont werden, auf welche ‚ausländische‘ Arbeitende streng ‚überprüft‘ werden (vgl. ebd.: 47).

Anhand der Waren-Metaphern lassen sich mediale sowie migrationspolitische Verknüpfungen mitunter am deutlichsten nachzeichnen, da diese nicht nur auf diskursiver Ebene, sondern auch in der Praxis sichtbar sind. Die Sinnbilder fließen dadurch nicht nur auf sprachlicher, sondern auch auf abstrakter Ebene als etablierte gesellschaftliche Denkfiguren in den Artikel ein.

6.2.4. Religion & ‚Bessere Welt‘

Angelehnt an die Geschichte der BRD sowie den migrationspolitischen Diskurs dienen Sinnbilder aus dem Bereich Religion beziehungsweise ‚Bessere Welt‘ im SPIEGEL-Artikel vor allem dazu, Wohlstandsunterschiede zwischen Deutschland und Südeuropa respektive den

jeweiligen Bewohner*innen zu verdeutlichen. Die Metaphern spiegeln die rein materielle Orientierung Deutschlands sowie dessen Selbstbild als ‚Wirtschaftswunderland‘ wider, welches sogar als ‚Paradies‘ oder ‚gelobtes Land‘ imaginiert. Einher mit diesem Selbstverständnis gehen Vorstellungen über die ‚Rückständigkeit‘ und mangelnde Lebensqualität der ‚südeuropäischen‘ Länder. Laut Titelgeschichte sei Deutschland im ‚Ausland‘ so begehrt, dass es sogar in den kleinsten Dörfern bekannt sei und ganze ‚Sippen‘ an ‚Fremden‘ sich auf Pilgerschaft begeben, wodurch es Ziel einer regelrechten Völkerwanderung wird (vgl. SPIEGEL 41/1964: 44).

Zudem werden die ‚deutschen‘ Anwerbenden wie „Verkünder einer neuen Heilslehre“ (ebd.: 44) empfangen, die den Transit in eine ‚neue, bessere Welt‘ ermöglichen. Diese Darstellungen eines ‚überlegenen, deutschen Selbst‘ und ‚rückständiger‘ Anderer erinnern an kolonialistische Ideen ‚weißer‘ Überlegenheit, welche auf ein vermeintlich ‚fortschrittlicheres‘ Entwicklungsstadium zurückzuführen ist.

6.2.5. Körper

Der metaphorische Themenbereich ‚Körper‘ wird im Zusammenhang mit dem ‚Gastarbeiter*innen‘-Diskurs der 1960er Jahre meist unter dem Aspekt des „‘Am-Leben-Erhaltens‘ der deutschen Wirtschaft“ (Böke 1997: 170) eingesetzt und weist somit einen engen Bezug zum Topos des wirtschaftlichen Nutzens auf. Ab den 1970er Jahren wandeln sich diese Sinnbilder in die Kehrseite um, sodass die ‚Zuwanderung‘ als ‚Gefahr‘ für das als Körper imaginierte Land gesehen wurde.

Im SPIEGEL dient die metaphorische Darstellung Deutschlands als Körper dazu, das Argument des wirtschaftlichen Nutzens der ‚Gastarbeiter*innen‘ zu unterstützen. Diese werden als ‚frisches Blut‘ bezeichnet, welches dem „ausgedörrten Arbeitsmarkt“ (SPIEGEL 41/1964: 44) zugeführt werden soll, und übernehmen somit eine ‚überlebenswichtige‘ Funktion für die ‚deutsche‘ Wirtschaft.

Obwohl sich derartige metaphorische Bilder im Artikel in Grenzen halten, kommt dem ‚Körper‘ eine wichtige Rolle im Artikel zu: In Bezug auf die ‚fremde Männlichkeit‘ der Angeworbenen fungiert der Körper als ‚Indikator‘ für die Qualifikation als ‚jung, gesund und männlich‘, und ist somit Instrumentalisierung des ‚deutschen‘ Herrschaftsblickes auf ‚nicht-Deutsche‘. Auf der anderen Seite werden die Körper der ‚Fremden‘ als Differenzierungsmerkmal imaginiert, welches sie vom ‚deutschen Selbst‘ unterscheidet, wie es beispielsweise bei Zuschreibungen von (Un-) Gesundheit und (mangelnder) Hygiene der Fall ist.

Die Metapher des ‚Körpers‘ existiert somit nicht nur auf einer landesbezogenen ‚Metaebene‘, sondern auch auf Mikroebene, wo sie ein zentrales Element des ‚Gastarbeiter*innen‘-Diskurses und dessen Konstruktionen bildet.

6.2.6. Gebäude

Wie bereits beschrieben, beziehen sich Gebäude-Metaphern in Migrationsdiskursen sowohl auf die Herkunftsländer der ‚Zuwandernden‘ als auch auf Zielland und dienen dazu, (lebens-) qualitative Unterschiede zwischen diesen aufzuzeigen (vgl. Böke 1997: 173). Zur Charakterisierung der ‚südländischen‘ Heimatländer wird des Öfteren das Sinnbild des Armenhauses aufgegriffen, was stark zu den Vorstellungen Deutschlands als ‚Wirtschaftswunderland‘ oder ‚Paradies‘ kontrastiert (vgl. ebd.: 174).

Im SPIEGEL-Artikel wird die Metapher des Armenhauses über die Untertitel der Artikelgraphiken reproduziert, laut welchen die ‚Gastarbeiter*innen‘ „Aus Europas Armenhäusern“ (SPIEGEL 41/1964: 44) Richtung ‚deutscher Lohntüten‘ wandern.

Im Vergleich zu den anderen Metaphern-Bereichen ist der Anteil der Gebäude-Sinnbilder relativ gering, jedoch werden Vorstellungen von der ökonomischen ‚Rückständigkeit‘ und ‚Armut‘ ‚Südeuropas‘ beziehungsweise des ‚deutschen Wohlstandes‘ im SPIEGEL-Artikel häufig mithilfe von Kollektivsymboliken und Kategorien (re-)produziert, worauf im Folgenden näher eingegangen wird.

6.3. Kollektivsymbole

In Bezug auf Kollektivsymbole lässt sich feststellen, dass Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ von ‚Gastarbeitern‘ auf Kategorien wie ‚Nationalität‘, ‚Gender‘ oder ‚Sex‘ aufbauen und sich in verschiedenen Aspekten ihrer Wohn-, Arbeits-, und Lebensverhältnisse manifestieren. Diese Kategorien bilden den Kern von Kollektivsymboliken, wirken intersektionell und werden den ‚Gastarbeiter*innen‘ undifferenziert zugeschrieben, wodurch sie sich zu Stereotypen verdichten. Die ‚Männlichkeitskonstruktionen‘ der ‚Gastarbeiter‘ stellen somit „zeitgeschichtlich determinierte“ (Thiele 2016: 54) Stereotype dar und zeichnen sich durch ihre relative Kurzlebigkeit und dynamische Veränderungen aus, welche mit entsprechenden gesellschaftlichen und politischen Kontexten korrespondieren.

Die Kollektivsymbole beziehungsweise stereotypisierenden Attribute werden den ‚Fremden‘ sowohl in migrationspolitischen als auch in medialen Diskursen durch homogenisierende und entindividualisierende „processes of ascribing“ (ebd.: 28) zugeschrieben. Zusammen mit den beschriebenen Metaphern und Argumentationstopoi verdichten sie sich zu einem hierarchisierenden System, in welchem von ‚außen‘ produzierte individuelle oder kollektive

Zuschreibungen an ‚Andere‘ im engen Wechselverhältnis zum ‚Selbst‘ stehen und zur Herausbildung sozialer Ungleichverhältnisse führen (vgl. Lutz et al. 2013: 17).

6.3.1. Nationalität, ‚Ethnizität‘ und ‚Race‘

Wie bereits erwähnt, bezieht sich das Konzept der ‚Nationalität‘ selbst auf weitere Kategorien wie ‚Ethnizität‘ oder ‚Race‘, welche hierarchisierende Elemente enthalten und die (Nicht-) Zugehörigkeit von Personen(gruppen) zu einer (kollektiven) Nationalidentität definieren (vgl. Kleinert 2004: 46). Zugehörig zur Kategorie Nationalität bezieht sich auch ‚Ethnizität‘ auf Imaginationen einer gemeinsamen nationalen Abstammung, fokussiert jedoch stärker auf kulturelle Herkunft als Zugehörigkeits- beziehungsweise Differenzkriterium (vgl. Kleinert 2004: 48). Diese umfasst Aspekte wie beispielsweise eine gemeinsame Sprache, Religion und Normen, aber auch die Arbeitsteilung zwischen Geschlechtern, welche die Grundlage für Hierarchisierungen zwischen kollektiven Gruppen bilden. Das Konzept der ‚Ethnizität‘ steht in engem Zusammenhang mit dem „Tabubegriff ‚Rasse““ (ebd.: 49), welcher Rassismuselemente in Strukturen, Handlungen und Erfahrungen enthält. Diese können in der Kategorie ‚Ethnizität‘ zwar ebenfalls enthalten sein, stellen aber eher eine erweiternde Sicht auf den kulturellen und religiösen Fokus dar.

Beide Kategorien sind jedoch Instrumente zur sozialen Klassifizierung, die kulturelle beziehungsweise phänotypische Merkmale zur Abgrenzung von Personen(gruppen) zu einer konstruierten ‚Norm‘ heranziehen (vgl. Gabbert 2007: 117).

Aus migrationspolitischer Sicht werden die ‚Gastarbeiter*innen‘, welche eigens aus dem ‚Ausland‘ angeworben wurden, anhand ihrer Herkunft aus ‚nicht-deutschen‘ Ländern als ‚fremd‘ gesehen. Auch im SPIEGEL-Artikel von 1964 fungiert die Kategorie ‚Nationalität‘ als Grundlage kollektiver Identitätsbildungsprozesse, durch welche die ‚Nicht-Deutschen‘ von den ‚Deutschen‘ abgegrenzt und ‚fremd gemacht‘ werden.

Die ‚Gastarbeiter(*innen)‘ „von der Iberischen Halbinsel, aus Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei“ (SPIEGEL 41/1964: 44, Z. 45-46) werden im Bericht meist unter Begriffen wie ‚Südländer*innen‘ kollektiviert, um sie als Gegenteil zu den ‚Deutschen‘ zu konstruieren; andererseits werden auch je nach Herkunftsland der ‚Ausländer*innen‘ spezifische nationale Stereotype (re-) produziert. So gelten beispielsweise ‚Griechen‘ als ‚dreckig‘, Türken als ‚faul‘ und ‚polyamourös‘ und ‚Italiener‘ als ‚schlechte Soldaten‘ (vgl. ebd.: 53, Z. 99-103). Mit diesen Vorstellungen gehen meist entsprechend negative Bezeichnungen wie „‚Itaker und Zitronenschüttler‘ [...], ‚Spaghettifresser und ‚Kameltreiber““ (ebd.: 54, Z. 7-10) einher, die sich auf vermeintlich ‚kulturelle‘ beziehungsweise ‚nationale‘

Merkmale oder Assoziationen hinsichtlich der ‚Fremden‘ beziehen. Derartige abwertende Nationalitätszuschreibungen legitimieren nicht nur Differenzierungs- sondern vor allem auch Hierarchisierungsprozesse zwischen den konstruierten Gruppen der ‚inferioren Nicht-Deutschen‘ und ‚überlegenen Deutschen‘.

6.3.1.1. ‚Nationale‘ Rückständigkeit

Auf gleiche Weise werden die Nationalitäten der ‚Südländer‘ mit ökonomischer ‚Rückständigkeit‘ assoziiert, welche im Gegensatz zum Wohlstand und der ‚Fortschrittlichkeit‘ Zentraleuropas beziehungsweise Deutschlands steht. Diese Vorstellungen stehen wiederum im engen Zusammenhang mit dem Topos des wirtschaftlichen Nutzens, welcher zwar die ‚Vorteile‘ der Beschäftigung ‚ausländischer‘ Arbeitender betrachtet, diese in der Praxis jedoch in einer untergeordneten Position in den ‚deutschen‘ Arbeitsmarkt integrierte. Das Argument des wirtschaftlichen Nutzens diene demnach der Legitimierung des Aufenthaltes und der Arbeit der ‚Ausländer*innen‘ in Deutschland, ging jedoch nicht mit einer (faktischen) Gleichstellung der Arbeitenden einher.

Ungleichverhältnisse zwischen den ‚Anderen‘ und den ‚Deutschen‘ lassen sich in diesem Zusammenhang aus migrationspolitischer Perspektive aus den Abkommen herauslesen, welche zwischen südeuropäischen und zentraleuropäischen Ländern geschlossen wurden. Während sich für Deutschland durch die ‚Gastarbeiter*innen‘-Anwerbung wirtschaftliche Vorteile wie Produktionssteigerung, Wirtschaftswachstum und Preisstabilität ergaben, sollten die Abkommens-Partner*innen vor allem von der Teilhabe an der ‚deutschen Entwicklungshilfe‘ profitieren (vgl. Herbert 2001: 210). Die ‚Superiorität‘ Deutschlands resultiert aus der vermeintlichen ökonomischen Überlegenheit, welche es ermöglicht, den ‚rückständigen Anderen‘ ein „Stück Entwicklungshilfe“ (ebd.: 210) ‚abzugeben‘.

Im SPIEGEL-Artikel werden Hierarchisierungen, die auf ökonomischer Überbeziehungsweise Unterlegenheit basieren, meist anhand von Metaphern der ‚besseren Welt‘ (re-)produziert. Das als ‚Wohlstandsparadies‘ oder ‚Wirtschaftswunderland‘ imaginierte Deutschland steht dabei im Gegensatz zu den „unterentwickelten Gebieten Südeuropas und Kleinasiens“ (SPIEGEL 41/1964: 44). Ebenso wie im migrationspolitischen Diskurs ist auch im Artikel der Gedanke vertreten, dass dieser ‚Rückständigkeit‘ der ‚Fremden‘ durch ‚Entwicklungshilfe‘ der ‚Deutschen‘ entgegengewirkt werden könne.

Die religiösen Metaphern der Titelgeschichte, welche die ‚Gastarbeiter*innen‘-Bewegung als „pilger[n]“ (ebd.: 44, Z. 76) in Richtung der ‚deutschen Lohntüten‘ versinnbildlichen, sehen den ‚Wohlstand‘ Deutschlands nicht nur als Differenzierungsmerkmal, sondern Grund für die

„Migration“ der „Fremden“, welchen das kollektive Verlangen, im „Wirtschaftswunderland“ arbeiten zu dürfen, zugeschrieben wird.

Auch die zuletzt beschriebene Metapher des „Armenhauses“ imaginiert „Südeuropa“ und deren Bewohner*innen als mittelloses, „rückständiges“ Gegenstück zum „reichen“, „fortschrittlichen“ Deutschland.

6.3.1.2. „Ethnisierte“ Arbeitsteilung

Im migrationspolitischen sowie medialen „Gastarbeiter*innen“-Diskurs kommt die Kategorie der „Ethnizität“ im Zusammenhang mit einer hierarchisierten Arbeitsteilung zusammen.

Obwohl zwar innerhalb der Gruppe von „ausländischen“ Arbeitenden Differenzierungen vorgenommen werden, indem die „Gastarbeit“ von anderen Formen der (Zwangs-)Arbeit abgegrenzt wird, werden diese kollektiv als „nicht-Deutsche“ von den „Deutschen“ abgegrenzt (vgl. Jung/Niehr 2000: 53; SPIEGEL 41/1964: 47).

Die „ethnisierte“ Arbeitsteilung lässt sich vor allem am prekären rechtlichen Status erkennen, welcher den „Gastarbeiter*innen“ zukommt. Dieser wurde einerseits durch das Rotationsprinzip der 1960er Jahre verursacht, welches auf Fluktuation und Temporarität des Aufenthaltes der „Fremden“ basierte. Ausgehend vom Topos des „ökonomischen Nutzens“ ihrer Arbeit sollen die „Gäste“ zwar kurzfristig den „deutschen“ Bedarf an Arbeitskraft decken, danach jedoch wieder in ihre Heimatländer zurückkehren. Andererseits wurde die prekäre Situation durch verschiedene migrationspolitische Maßnahmen wie beispielsweise das Ausländergesetz 1965 aufrechterhalten, welches ein rigides Aufenthalts- und Arbeitserlaubnisrecht für Nicht-Mitglieder der EWG beinhaltete. Obwohl den Mitgliedern der EWG im Laufe der 1960er Jahre Zugeständnisse zur rechtlichen Gleichstellung mit „deutschen“ Arbeitenden gemacht werden sollten, kam den „Nicht-Deutschen“ durch die Festlegung eines Inländerprimats oder deren Einsatz in „niedrig“ qualifizierten Berufen mit geringem sozialen Prestige und unzureichender Bezahlung eine untergeordnete Position am Arbeitsmarkt zu. Außerdem wurden Ausbildungen oder Qualifikationen der „Gastarbeiter*innen“, welche in ihrer Heimat erworben wurden, nicht anerkannt, was hierarchisierte Arbeitsverhältnisse (re-)produzierte und legitimierte.

Neben niedrigen beziehungsweise mangelnden Qualifikationen wird den „Fremden“ im Artikel zudem eine gewisse Hinterhältigkeit zugeschrieben und ihnen unterstellt, „per moneta“ auf jegliche Tricks zurückzugreifen, um Arbeitsverträge zu erhalten: „Wer zum Beispiel einmal ein Schweißgerät in der Hand gehalten hat, präsentiert sich als gelernter Schweißer“ (ebd.: 47, Z. 26-29). Derartige Zuschreibungen führen gleichsam zur Abwertung der „ausländischen“

Arbeitenden und ihrer Fähigkeiten, sowie zur Legitimation der ‚Deutschen‘, diese in prekäre Arbeitsverhältnisse zu stellen.

6.3.1.3. ‚kulturelle‘ Unterschiede

Im Gegensatz zum prekären arbeitsrechtlichen Status kommt der gemeinsamen Sprache im SPIEGEL-Artikel der ‚Fremden‘ als kollektives Merkmal eine untergeordnete Rolle zu, da es dank den ‚modernen‘, automatisierten ‚deutschen‘ Betrieben möglich sei, „auch ungelernete Naturburschen fremder Zunge produktiv zu beschäftigen“ (ebd.: 47, Z. 48-50) und sie in die Gesellschaft zu ‚integrieren‘.

Im Arbeitsbereich werden weitere Differenzierungen auf ‚kultureller‘ Ebene vorgenommen, indem die ‚deutsche‘ Ordnungsliebe und Planung der ‚südländischen‘ ‚Unordnung‘ und Unbeschwertheit gegenüber gestellt werden. Um das kollektive Merkmal der „teutonic thoroughness“ (SPIEGEL 30/1964: 35) hervorzuheben und noch stärker von den Eigenschaften der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ abzugrenzen, verwendet das Magazin Militär-Metaphern, welche das Organisationstalent versinnbildlichen. Des Weiteren werden derartige Unterschiede in der Mentalität der ‚einheimischen‘ und ‚ausländischen‘ Arbeitenden (im Gegensatz zur beispielsweise sprachlichen) als schwierig beziehungsweise unüberwindbar dargestellt (vgl. SPIEGEL 41/1964: 53).

Ebenso wird die ‚südländische‘ Sparfreudigkeit den ‚Fremden‘ als kollektives ‚kulturelles‘ Merkmal zugeschrieben. Dieses Verhalten wird sowohl im migrationspolitischen als auch im migrationspolitischen ‚Gastarbeiter*innen‘-Diskurs mit dem Topos des wirtschaftlichen Nutzens in Verbindung gebracht und als problematisch angesehen. Besonders kritisiert werden die Kindergeldbezüge sowie Geldüberweisungen der ‚Fremden‘ an ihre Familien in der Heimat, da diese die Staatsfinanzen belasten und damit den ‚Nutzen‘ der ‚Ausländer(*innen)‘ verringern. Die angeblich überdurchschnittliche Kinderzahl der ‚Fremden‘ stellt nicht nur ein finanzielles ‚Problem‘ dar, sondern wird auch als ‚kultureller‘ Gegensatz zum Idealbild der ‚deutschen‘ Kernfamilie gesehen (vgl. Herbert 2001, 210; Delgado 1972: 55; SPIEGEL 41/1964: 51).

6.3.2. Gender und ‚Männlichkeit‘

Wie bereits erwähnt, bezieht sich ‚(fremde) Männlichkeit‘ zunächst auf verschiedene Konstruktionen von ‚Geschlecht‘ als Teile reflexiver sozialen Praxen beziehungsweise Diskurse, welche sich über Wissenssysteme in der Gesellschaft bilden und Basis für Zuschreibungen an und Einordnungen von Personen(gruppen) sind (vgl. Wetterer 2010: 126f.).

Um ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ vor dem Hintergrund eines universell angenommenen, binären Systems kritisch hinterfragen zu können, müssen nicht nur Wechsel- und Machtverhältnisse zwischen, sondern auch innerhalb dieser beiden Konstruktionen genauer betrachtet werden (vgl. ebd. 2010: 128; Wedgwood/Cornell 2010: 119).

6.3.2.1. ‚Gastarbeiter‘ als junge, gesunde Männer

Zuletzt sind die (Re-)Produktionen der für die ‚Gastarbeiter*innen‘-Bewegung idealtypischen Konstruktionen fremder Männer als „jung, gesund und männlich“ (Scheibelhofer 2012: 67) zu sehen, welche sich sowohl im migrationspolitischen und medialen Diskurs, als auch im SPIEGEL-Artikel manifestieren. Wie bereits beschrieben, führt der Fokus auf die physischen Attribute der ‚Fremden‘ dazu, dass diese anhand ihrer ökonomischen ‚Verwertbarkeit‘ beurteilt und zu Objekten gemacht werden. Dieser Herrschaftsblick auf den ‚männlichen‘ Körper der ‚Anderen‘ führt einerseits dazu, dass diese als ‚Waren‘ wahrgenommen werden; andererseits ist es jedoch der sprachliche und praktische Umgang mit den ‚ausländischen‘ Arbeitenden, der diese als ‚Waren‘ (re-)produziert. ‚Männlichkeit‘ ist somit ein zentrales Element eines Systems an Herrschafts- und Machtverhältnissen, welches sich selbst immer wieder herstellt und legitimiert. Im SPIEGEL-Artikel spiegeln sich diese Konstruktionen einerseits durch Metaphern, andererseits auch durch einen weitgehend unreflektierten, praxisnahen und objektifizierenden Sprachgebrauch wider, der auf Vorstellungen des wirtschaftlichen Nutzens zurückgeht.

Dabei kann festgestellt werden, dass Differenzierungen und Hierarchisierungen von ‚Männlichkeiten‘ oftmals anhand von Eigenschaften zugeschrieben werden, denen sie *nicht* entsprechen. Betrachtet man in diesem Zusammenhang die ‚fremden Männer‘, fällt zunächst auf, dass „nicht Frauen die ständige Bedrohung des gesellschaftlich produzierten männlichen Macht- und Überlegenheitsideals darstellen [...], sondern andere Männer“ (Wedgwood/Conell 2010: 119).

Hierarchisierung- und Machtprozesse, welche durch Argumentationsmuster, Metaphern und Kollektivsymboliken im Artikel produziert werden, dienen demnach dazu, die ‚nicht-deutschen‘ von den ‚deutschen‘ ‚männlichen‘ Arbeitenden abzugrenzen. Diese Differenzierungen basieren einerseits auf nationalen Stereotypen, welche die ‚niedrig‘ qualifizierten ‚Hilfsarbeiter(*innen)‘ von ihren ‚einheimischen‘ Kolleg*innen abgrenzen; andererseits jedoch auf vermeintlich inhärenten Eigenschaften der Arbeitenden selbst. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn Unterscheidungen anhand der Arbeitsmoral getroffen und die

‚fleißigen, organisierten Deutschen‘ den ‚unorganisierten, unbeschwerten Nicht-Deutschen‘ gegenübergestellt werden.

In gleicher Weise werden die ‚Gastarbeiter‘ auch darüber definiert, dass sie „nicht weiblich, und [...] nicht homosexuell“ (Wegwood/Conell 2010: 117) sind.

Die binäre Differenzierung zwischen ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ und die explizite Zuschreibung ersterer an den ‚idealen Gastarbeiter‘ führt dazu, dass ‚Gastarbeiterinnen‘ und deren Arbeit im Migrationsdiskurs der 1960er Jahre weitgehend negiert werden. Diese Vernachlässigung ist einerseits auf migrationspolitische Praktiken sowie fehlende diskursive Repräsentation zurückzuführen, da ‚Gender‘ als Analysekategorie noch keine Berücksichtigung fand und die ‚weibliche‘ Arbeit hinter der ‚männlichen‘ verschwand (vgl. Saringer et al. 2013: 33). Vielmehr flossen ‚Gender‘-Konstruktionen in geschlechtshierarchisierende Arbeitsteilungen ein, im Zuge derer ‚Frauen‘ häufig in die Rollen von Ehefrauen und Müttern gedrängt wurden und für sie ‚natürliche‘ ‚Care‘-Tätigkeiten ausführen mussten (ebd.: 34). Diese Hierarchisierungen zwischen ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ ‚Gastarbeiter(*innen)‘ werden auch im SPIEGEL-Artikel aufgegriffen, der zwar über die ‚fremden Frauen‘ berichtet, diese jedoch sprachlich und bildlich in ‚typische Frauenberufe‘ wie beispielsweise in der Textilindustrie oder dem Pflegebereich einordnet (vgl. SPIEGEL 41/1964: 47).

Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ werden demnach nicht nur anhand von Differenzierungen zu ihren ‚deutschen‘ Arbeitskolleg*innen, sondern auch durch ihre ‚männlichen‘ Körper und Tätigkeiten von ‚weiblichen Gastarbeiterinnen‘ unterschieden.

Auch im gesellschaftlichen Bereich werden die ‚fremden‘ Männer klar von den ‚einheimischen‘ abgegrenzt. Dies äußert sich vor allem in der Rezeption der ‚Männlichkeit‘ seitens ‚deutscher‘ Frauen: Im Gegensatz zu den „abgekämpften nordischen Vorstadt-Casanovas“ (SPIEGEL 41/1964: 56) sind die ‚Südländer‘ beliebt, weshalb sie bisweilen Ziel der Aggressionen von ‚Einheimischen‘ werden. Im Nachrichtenmagazin werden demnach nicht nur Verhältnisse zwischen ‚deutschen‘ und ‚nicht-deutschen‘ Männern sowie ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ ‚Gastarbeiter(*innen)‘, sondern auch zwischen ‚fremden Männern‘ und ‚deutschen Frauen‘ aufgezeigt. Wie bereits erwähnt, werden im Zusammenhang mit der Sexualität der ‚Gastarbeiter‘ nicht nur Konkurrenzbeziehungen zwischen ‚einheimischen‘ und ‚fremden‘ Männern dargestellt, sondern die ‚Angeworbenen‘, welche sich laut SPIEGEL der ‚erotischen Unterhaltung‘ erfreuen, explizit als gesellschaftliche ‚Gefahr‘ gesehen (vgl. ebd.: 54).

Im migrationspolitischen Diskurs wird die Sexualität der ‚Südländer‘ wesentlich ambivalenter diskutiert als im Nachrichtenmagazin und die ‚Gastarbeiter‘ als ‚patriarchische Frauenjäger‘

konstruiert: Einerseits fehle den ‚fremden Männern‘ jegliche „Triebkontrolle“ (Dietze 2016: 99), sodass sie den ‚deutschen Frauen‘ nicht widerstehen können; andererseits seien sie die freizügigen, ‚emanzipierten Frauen‘ wie die deutschen aufgrund ihrer ‚traditionellen, archaischen Kultur‘ nicht gewöhnt (vgl. Delgado 1972: 51f.).

Eine weiteres gesellschaftliches ‚Problem‘, welches sich durch die Sexualität der ‚ausländischen‘ Männer ergibt, stellt die Belastung der Staatsfinanzen dar, welche im Gegensatz zum Topos des wirtschaftlichen Nutzens steht. Im Gegensatz zu den ‚einheimischen Männern und Frauen‘, die dem ‚deutschen‘ Kernfamilien-Ideal folgen, wird den ‚fremden Männern‘ eine überdurchschnittliche Potenz zugeschrieben. Diese äußert sich in unverhältnismäßig hohen Kinderzahlen sowie entsprechenden staatlichen Bezügen, was (gepaart mit deren Sparfreudigkeit und Rücküberweisungen in die Heimatländer) eine Verringerung des wirtschaftlichen Nutzens der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ zur Folge hat.

6.4. Fazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich die beschriebenen Argumentationstopoi, Metaphern und Kollektivsymbole „für den Immigrationsprozess damit als Spiegel seiner [...] öffentlichen Wahrnehmung und politischen Behandlung“ (Böke 2000a: 135) erweisen. Diese Zusammenhänge ergeben sich aus der engen Verknüpfung von migrationspolitischen Strategien und Praxen mit den selektiven (Re-)Produktionsprozessen der Medien, welche bestimmte Kontexte erzeugen, verfestigen oder verändern (vgl. Schmid-Petri 2012: 16).

Auch der SPIEGEL greift in seinem Artikel die in den 1960er Jahren vorherrschenden ‚fremden Männlichkeitskonstruktionen‘ der ‚Gastarbeiter(*innen)‘-Bewegung auf, indem er sprachlich sowie sinnbildlich an migrationspolitische Denkmuster und Vorstellungen anknüpft. Auffällig dabei ist, dass negativ konnotierte Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘, wie die Darstellung der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ als Ware oder ‚Problem‘ relativ dominant sind, wie es auch das Zitat zu Beginn dieser Arbeit vermuten ließ: „so zeichneten sich Presseberichte schon immer auch durch eine vorurteilsbehaftete und diskriminierende Berichterstattung aus“ (Galanis 1989: 48). Das Nachrichtenmagazin wird seiner investigativen journalistischen Aufgabe jedoch gerecht, indem es diese Konstruktionen nicht (nur) unverändert oder unreflektiert wiedergibt, sondern diese verändert und durch teils zynischen Unterton hinterfragt. Zu den kritischeren Elementen des Artikels zählen beispielsweise die Einbindung der ‚weiblichen‘ Gastarbeit sowie die (partielle) Widerlegung des Kriminalitätsstereotypen durch recherchierte, empirische Fakten. Seiner wichtigsten Aufgabe - der Aufdeckung von „politischen und gesellschaftlichen Mißständen“ (Stockmann 1999: 17) – wird das Nachrichtenmagazin meines Erachtens durch

die Beschreibungen des prekären rechtlichen Status und der Lebens- beziehungsweise Wohnverhältnisse der ‚Gastarbeiter(*innen)‘ gerecht. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang auch die im Artikel enthaltene ‚Medienkritik‘ an anderen (Tages-)Zeitungen und deren Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ (vgl. SPIEGEL 41/1964: 55).

Auch der SPIEGEL-typische Schlussteil, der eine völlig neue, überraschende Sichtweise auf die ‚Integrationsproblematik‘ der ‚Fremden‘ in Deutschland bietet und diese durch Verknüpfungen zum Kommunismus emotional konnotiert und dramatisiert, stellt einen Anreiz zum Überdenken der Umgangsweise mit den ‚Anderen‘ dar.

Das Schwanken zwischen verschiedenen Positionen und die fehlende konsistente Argumentation stellen ein zentrales Merkmal von SPIEGEL-Artikeln dar, indem Ereignisse, Stellungnahmen und Sichtweisen referiert werden: „Dieses Interesse nivelliert auch die argumentativen Unterschiede der Art, ob etwa mit dem ‚pragmatischen Argument‘ für oder gegen Einwanderung argumentiert wird“ (Wengeler 1997: 131).

Letzten Endes bleiben auch ‚pro-Einwanderungs-Argumente‘ Teil medialer Strategien, die einem bestimmten Ziel wie beispielsweise der Auflagensteigerung des Nachrichtenmagazins durch die Bedienung möglichst vieler Positionen folgen (vgl. ebd.: 131). Sogar in diesen ‚positiven‘ migrationspolitischen und medialen ‚fremden Männlichkeitskonstruktionen‘ sind Zuschreibungs-, Einordnungs- und Hierarchisierungsprozesse enthalten, welche von außen vorgenommen und „in einem intentionalen und kommunikativen Akt produziert [werden], weshalb sie lediglich ein selektiver Ausschnitt beziehungsweise eine Abstraktion von Realitäten sind (vgl. Thiele 2015: 43).

7. LITERATURVERZEICHNIS

Adam, Bernd (2013): Orientalismus in der Modernen Gesellschaft. In: Ders. (2013): Saids Orientalismus und die Historiographie der Moderne. Der „ewige Orient“ als Konstrukt westlicher Geschichtsschreibung. Hermannstal, Hamburg: Diplomica. S. 57-63

Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2010): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS für Sozialwissenschaften, Springer.

Birsl, Ursula/Bitzan, Renate/Solé, Carlota/Parella, Sònia/Alarcón, Amado/Schmidt, Juliane/French, Stephen (2003): Einleitung. In: Dies. (2013): Migration und Interkulturalität in Großbritannien, Deutschland und Spanien. Fallstudien aus der Arbeitswelt. Wiesbaden: Springer. S. 11-16.

Bonfadelli, Heinz (2007): Die Darstellung ethnischer Minderheiten in den Massenmedien. In: Bonfadelli, Heinz/Moser, Heinz (Hg.) (2007): Medien und Migration. Europa als multikultureller Raum? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 95-118.

Böke, Karin (1997): Die „Invasion“ aus den „Armenhäusern Europas“. Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In: Jung, Martin/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 164-193.

Böke, Karin (2000a): Metaphern für die Immigration. In: Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Böke, Karin (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 131-154.

Böke, Karin (2000b): „Gastarbeiter“ auf deutsch und auf österreichisch. Methodik und Empirie eines diskurslinguistischen Vergleichs. In: Niehr, Thomas/Böke, Karin (Hg.) (2000): Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskurslinguistische Studien. Wiesbaden: Springer. S. 158-194.

Böke, Karin/Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Wengeler, Martin (2000): Vergleichende Diskurslinguistik. Überlegungen zur Analyse national heterogener Textkorpora. In: Niehr, Thomas/Böke, Karin (Hg.) (2000): Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskurslinguistische Studien. Wiesbaden: Springer. S. 11-36.

Buckel, Sonja (2012): „Managing Migration“ – Eine intersektionale Kapitalismusanalyse am Beispiel der Europäischen Migrationspolitik. In: Berliner Journal für Soziologie. Frankfurt: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 80-96.

- Bünger, Dr. Fritz Emil (1970): Einführung. In: Ders. (1970): Familienpolitik in Deutschland. Neue Erkenntnisse über den Einfluß des sogenannten „Gießkannenprinzips“ auf die Wirksamkeit sozialpolitischer Maßnahmen. Berlin: Duncker & Humblot. S. 13-24.
- Carstensen, Broder (1971): SPIEGEL-Wörter, SPIEGEL-Worte. Zur Sprache eines deutschen Nachrichtenmagazins. München: Max Huber Verlag. S. 30-111.
- Delgado, Manuel J. (1972): Die „Gastarbeiter“ in der Presse. Eine inhaltsanalytische Studie. Opladen: Leske. S. 28-101.
- Delgado, Richard/Stefancic, Jean (2001): Critical Race Theory. An Introduction. New York/London: New York University Press. S. 1-79.
- Dietze, Gabi (2005): Postcolonial Theory. In: Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.) (2005): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag. S. 304-324.
- Dietze, Gabi (2016): Das „Ereignis Köln“. In: Femina Politica 1/2016, S. 93-201.
- Dorer, Johanna/Marschik, Matthias (2006): Medien und Migration. Repräsentation und Rezeption des „Fremden“ im europäischen Kontext. In: Medienimpulse 2006 (55). S. 24-28.
- Gabbert, Wolfgang (2007): Vom (internen) Kolonialismus zum Multikulturalismus – Kultur, Ethnizität und soziale Ungleichheit. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.) (2007): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. S. 116-130.
- Galanis, Georgios N. (1989): Migranten als Minorität im Spiegel der Presse. Eine Längsschnittuntersuchung der Berichterstattung von Stern, Quick und Spiegel in den Jahren 1960 bis 1982. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang. S. 48-94.
- Gildemeister, Regine (2010): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2010): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS für Sozialwissenschaften, Springer. S. 137-145.
- Hall, Stuart (1989): Rassismus als ideologischer Diskurs. In: Das Argument 178. Hamburg: Argument Verlag. S. 913-921
- Hepp, Andreas (1999): Ein erster Zugang: 'Grundbegriffe' der Cultural Studies. In: Ders. (1999): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 24-77.

Herbert, Ulrich (2001): Ausländer in der Wachstumsgesellschaft: 1945 bis 1973. In: Ders. (2001): Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge. München: C.H. Beck. S. 191-230.

Huhnke, Brigitta (1996): Materialübersicht. Der Spiegel. In: Dies. (1996): Macht, Medien und Geschlecht. Eine Fallstudie zur Berichterstattungspraxis der dpa, der taz sowie der Wochenzeitungen Die Zeit und Der Spiegel von 1980-1995. S. 105-108.

Huhnke, Brigitta (1997): Sprachliche Realisierung symbolischer Politik in Migrationsdiskursen. In: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.) (1997): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 89-105.

Jäger, Magarete/Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 8-72; 161-182.

Jäger, Siegfried (2012): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. S. 13-97.

Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.) (1997): Das Konzept des diskurshistorischen Wörterbuchs. In: Dies. (1997): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 9-17.

Jung, Matthias (2000): Fremde oder Mitbürger? In: Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Böke, Karin (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 73-91.

Jung, Matthias/Niehr, Thomas (2000): Der arbeitende Gast. In: Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Böke, Karin (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 53-72.

Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Böke, Karin (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Just, Dieter (1967): DER SPIEGEL. Arbeitsweise – Inhalt – Wirkung. Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen. S. 11-159.

Karakayali, Serhat (2008a): Die „Gastarbeiter der Gastarbeiter“: Zur Regulierung illegaler Migration im Kontext der bundesdeutschen Arbeitskräfteanwerbung. In: Ders. (2008): Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld: Transcript. S. 95-152.

Karakayali, Serhat (2008b): Vom Ende der Gastarbeit zum Asylregime. In: Ders. (2008): Gespenster der Migration. Zur Genealogie illegaler Einwanderung in der Bundesrepublik Deutschland. Bielefeld: Transcript. S. 153-178.

Kleinert, Corinna (2004): FremdenFeindlichkeit. Einstellungen junger Deutscher zu Migranten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 38-53.

Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.) (2007): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Knortz, Heike (2016): Die internationale Gemeinschaft und der italienische Arbeitskräfteüberschuss. In: Dies. (2016): Gastarbeiter für Europa. Die Wirtschaftsgeschichte der frühen europäischen Migration und Integration. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag. S. 120-160.

Koch, Elisabeth (2013): Kontext: Erinnerung und Migration. In: Koch, Elisabeth/Ratković, Viktorija/Saringer, Manuela/Schöffmann, Rosemarie (2013): „Gastarbeiterinnen“ in Kärnten. Arbeitsmigration in Medien und persönlichen Erinnerungen. Klagenfurt-Wien, Celovec-Dunaj: Drava. S. 30-52.

Koch, Elisabeth/Ratković, Viktorija/Saringer, Manuela/Schöffmann, Rosemarie (2013): „Gastarbeiterinnen“ in Kärnten. Arbeitsmigration in Medien und persönlichen Erinnerungen. Klagenfurt-Wien, Celovec-Dunaj: Drava.

Lutz, Helma (2007): „Die 24-Stunden Polin“ - Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.) (2007): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York: Campus Verlag. S. 210-234.

Lutz, Helma (Hg.) (2010): Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien. S. 573-581.

- Lutz, Helma/Vivar, María Teresa Herrera/Supik, Linda (Hg.) (2013): Fokus Intersektionalität – Eine Einleitung. In: Dies. (2013): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Geschlecht und Gesellschaft, Wiesbaden: Springer. S. 9-31.
- McClintock, Anne (1995): The Lay of the Land. Postcolonialism and the Angel of Progress & Genealogies of Imperialism. In: Dies. (1995): Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest. New York, London: Routledge. S. 21-31.
- Mecheril, Paul/Olalde-Thomas, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth (Hg.) (2013): Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Aliens in 57 Schritten. In: Dies. (2013): Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive. Wiesbaden: Springer. S. 7-58.
- Möhring, Maren (2015): Mobilität und Integration zwischen Ost und West. In: Bösch, Frank (Hg.): Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970-2000. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 369-410.
- Niehr, Thomas (1999): Halbautomatische Erforschung des öffentlichen Sprachgebrauchs oder Vom Nutzen computerlesbarer Textkorpora. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 1999 (27). S. 205-214.
- Niehr, Thomas (2000): Flüchtlinge und Asylsuchende. In: Jung, Matthias/Niehr, Thomas/Böke, Karin (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 27-52.
- Niehr, Thomas/Böke, Karin (Hg.) (2000): Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskurslinguistische Studien. Wiesbaden: Springer.
- Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (2014): Einleitung: Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. In: Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (Hg.) (2014): Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer. S. 1-40.
- Sackardt, Paul (1961): Der Spiegel – entzaubert. Analyse eines deutschen Nachrichtenmagazins. Essen: Hans Driewer Verlag. S. 11-52.
- Saringer, Manuela/Ratković, Viktorija/Schöffmann, Rosemarie (2013): Kontext „Gastarbeit“ In: Koch, Elisabeth/Ratković, Viktorija/Saringer, Manuela/Schöffmann, Rosemarie (2013): „Gastarbeiterinnen“ in Kärnten. Arbeitsmigration in Medien und persönlichen Erinnerungen. Klagenfurt-Wien, Celovec-Dunaj: Drava. S. 26-29.

Scheibelhofer, Paul (2011): Intersektionalität, Männlichkeit und Migration – Wege zur Analyse eines komplizierten Verhältnisses. In: Hess, Sabine/Langreiter, Nikolas/Timm, Elisabeth (Hg.) (2011): Intersectionality Revisited: Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld: Transcript. S. 149-173.

Scheibelhofer, Paul (2012): Arbeiter, Kriminelle, Patriarchen. Migrationspolitik und die Konstruktion „fremder“ Männlichkeit. In: Brandl, Ulrike/Hausbacher, Eva/Klaus, Elisabeth/Poole, Ralph/Schmutzhart, Ingrid (Hg.) (2012): Kann die Migrantin sprechen? Migration und Geschlechterverhältnisse. Wiesbaden: VS Verlag. S. 62-82.

Schmelz, Andrea (2002): Einführung. In: Dies. (2002): Migration und Politik im geteilten Deutschland während des Kalten Krieges. Die West-Ost-Migration in die DDR in den 1950er und 1960er Jahren. Forschung und Politik (43). Wiesbaden: Springer. S. 13-15.

Schmid-Petri, Hannah (2012): Das Framing von Issues in Medien und Politik. Eine Analyse systemspezifischer Besonderheiten. Wiesbaden: Springer. S. 16-42.

Schöffmann, Rosemarie (2013): Kontext: Migration und Geschlecht. In: Koch, Elisabeth/Ratković, Viktorija/Saringer, Manuela/Schöffmann, Rosemarie (2013): „Gastarbeiterinnen“ in Kärnten. Arbeitsmigration in Medien und persönlichen Erinnerungen. Klagenfurt-Wien, Celovec-Dunaj: Drava. S. 12-25.

Stangor, Charles/Schaller, Mark (Hg.) (1996): Stereotypes as Individual and Collective Representations. In: Macrae, Neil C./Stangor, Charles/Hewstone, Miles (Hg.) (1996): Stereotypes and Stereotyping. New York/London: The Guilford Press. S. 3-40.

Stockmann, Ralf (1999): Spiegel und Focus: eine vergleichende Inhaltsanalyse 1993-1996. Göttingen: Schermer Verlag. S. 9-109.

Thiele, Martina (2015): Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes. Bielefeld: Transcript. S. 23-88.

Wedgwood, Nikki/Connell, R. W. (Hg.) (2010): Männlichkeitsforschung: Männer und Männlichkeiten im internationalen Forschungskontext. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS für Sozialwissenschaften, Springer. S. 116-125.

Wengeler, Martin (1997): Argumentation im Einwanderungsdiskurs. Ein Vergleich der Zeiträume 1970-1973 und 1980-1983. In: Jung, Martin/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 121-149.

Wengeler, Martin (2000): Von „Belastungen“, „wirtschaftlichem Nutzen“ und „politischen Zielen“. Die öffentliche Einwanderungsdiskussion in Deutschland, Österreich und der Schweiz Anfang der 70er Jahre. In: Niehr, Thomas/Böke, Karin (Hg.) (2000): Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskurslinguistische Studien. Wiesbaden: Springer. S. 135-157.

Wengeler, Martin (2006): Zur historischen Kontinuität von Argumentationsmustern im Migrationsdiskurs. In: Butterwegge, Christoph/Hentges, Gudrun (Hg.) (2006): Massenmedien, Migration und Integration. Herausforderungen für Journalismus und politische Bildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 13-36.

Wetterer, Angelika (Hg.) (2010): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS für Sozialwissenschaften, Springer. S. 126-136.

7.1. Onlinequellen

Biekarck, Peter (2018): Der SPIEGEL. Qualitätsjournalismus für Ihren Werbeerfolg. In: Basispräsentation DER SPIEGEL. Hamburg: Spiegel Media. Online unter: <http://spiegel.media/medien/print/der-spiegel> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL (2018): Titelbilder und Heftarchive. Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

Duden (2018): Prokrustesbett, das.

Online unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Prokrustesbett> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

Horz, Christine (2017): Essay: Zu positive Berichterstattung? Die Studie des Kommunikationswissenschaftlers Michael Haller zur „Flüchtlingsberichterstattung“ in deutschen „Leitmedien“. In: Global Media Journal (German Edition). Vol (7), No. 2, Autumn/Winter 2017. URN: nbn:de:gbv:547-201700186 [letzter Zugriff am 18.05.2018]

Marschik, Matthias/Dorer, Johanna (2001): Kritische Männerforschung: Entstehung, Verhältnis zur feministischen Forschung, Kritik. In: SWS-Rundschau 2001 (41). S. 5-16. Online unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-165786> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

Media Impact (2018): MA 2017 Pressemedien I. Online unter: <https://www.ma-reichweiten.de/index.php?fm=1&tt=1&mt=1&vs=3&m0=0&m1=1&m2=1&m3=1&b2=0&vj=1&ms=39&mg=a0&bz=0&d0=0&rs=38&d1=1&vr=1&d2=2&sc=000&d3=76>
[letzter Zugriff am 18.05.2018]

Spiegel Media (2018): Der Spiegel. Das deutsche Nachrichtenmagazin. Online unter: <http://spiegel.media/medien/print/der-spiegel> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

Wodak, Ruth; Köhler, Katharina (2010): Wer oder was ist "fremd"? Diskurshistorische Analyse fremdenfeindlicher Rhetorik in Österreich. In: SWS-Rundschau 2010 (1), S. 33–55. Online unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-321150> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

7.2. SPIEGEL-Artikel

Ahler, Conrad (1962): Bundeswehr/Strategie: Bedingt Abwehrbereit. In: DER SPIEGEL 41/1962: Bundeswehr – Generalinspekteur Foertsch. S. 34-53.
Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-25673830.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL (17/1952): Karikaturen: Immer so vermiest. In: DER SPIEGEL (17/1952): Zuviel Sielen - zuwenig Pferd. S. 31-33. [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 5/1955: Chanson: Eartha Kitt – die schwarze Helena. In: DER SPIEGEL 5/1955: Vom Baumwollfeld zum Broadway. S. 32-35. [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 34/1959: Industrie: Vollbeschäftigung – Die dritte Garnitur. In: DER SPIEGEL 34/1959: Schlag nach bei Shakespeare. S. 26.
Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-32333112.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 23/1961: Deutschland/Affären: Kapfinger. Hans und Franz. In: DER SPIEGEL 8/1961: FIBAG-Affäre in Dokumenten. Deutschland. Affären. S. 40-44.
Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-32576647.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 8/1962: Deutschland: Untersuchung ohne Ausschuss. FIBAG-Affäre in Dokumenten. In: DER SPIEGEL 8/1962: FIBAG-Affäre in Dokumenten. S. 4-19. Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45139051.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 8/1962: FIBAG vor Gericht. In: DER SPIEGEL 8/1962: FIBAG-Affäre in Dokumenten. S.19. Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45139051.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 30/1964: Deutschland/Völkerkunde: Deutsche – Eine Staupe vor Gott. In: SPIEGEL 30/1964: Der häßliche Deutsche. S. 36-49. Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/index-1964-30.html> [letzter Zugriff

DER SPIEGEL 41/1964: Gesellschaft/Gastarbeiter: Per Moneta. In: DER SPIEGEL 41/1964: Gastarbeiter in Deutschland. S. 44-58.

Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-46175674.html> [letzter Zugriff 18.05.2018]

DER SPIEGEL 43/1970: Deutschland: Komm, komm, komm – geh, geh, geh. SPIEGEL-Report über sozial benachteiligte Gruppen in der Bundesrepublik (II): Gastarbeiter. In: DER SPIEGEL 43/1970: Der Tod der Eugenie Niarchos. Athens Obristen und ihre Reeder. S. 51-74. [letzter Zugriff 18.05.2018]

DER SPIEGEL 38/2012: Aus dem SPIEGEL/Chronologie: Die SPIEGEL-Affäre. In: DER SPIEGEL 38/2012: 50 Jahre SPIEGEL-Affäre. Als die Deutschen lernten, ihre Demokratie zu lieben. Online unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/spiegel-ffaere-die-chronologie-a-850071.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

DER SPIEGEL 53/2015: Wir können doch mehr! In: DER SPIEGEL 53/2015: Vom Himmel hoch. S. 10. Online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-140604185.html> [letzter Zugriff am 18.05.2018]

Schramm, Professor Dr. Percy Ernst (1964): Adolf Hitler. Anatomie eines Diktators. In: DER SPIEGEL 5/1964: Adolf Hitler. Anatomie eines Diktators. S. 40.

8. ABSTRACT

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit medialen und migrationspolitischen Konstruktionen ‚fremder Männlichkeit‘ zur Zeit der ‚Gastarbeiter*innen-Bewegung‘ der 1960er Jahre. Angesichts der hohen medialen Präsenz der ‚Flüchtlingskrise‘ im Sommer 2015, wird die ‚Migration‘ der ‚Gastarbeiter*innen‘ als erste Bewegung dieser Art sowie als diskursives Ereignis angesehen. Um Überschneidungen zwischen dem damals vorherrschenden medialen sowie migrationspolitischen Diskurs untersuchen zu können, wird auf die Kritische Diskursanalyse von Siegfried Jäger zurückgegriffen. Als Diskursfragment wird der SPIEGEL-Artikel ‚Per Moneta‘ aus dem Jahre 1964 herangezogen. Die darin enthaltenen Darstellungen ‚fremder Männer‘ werden unter Berücksichtigung der verschiedenen Kategorien, Metaphern sowie Argumentationsmuster, mithilfe derer sie (re-)produziert werden, analysiert.

This master thesis deals with constructs of ‚male foreigners‘ in the media and migration politics at the time of ‚guest-workers‘ migrations‘ in the 1960s. Regarding the fact that the ‚refugee crisis‘ of 2015 reached an all-time peak of media presence, the ‚migration‘ of ‚guest-workers‘ can be seen as the first movement of this kind as well as an discursive event. Siegfried Jäger’s critical discourse analysis will be used in order to explore similarities (and differences) of representations in the media and migration politics discourse. The SPIEGEL article ‚Per Moneta‘ of 1964 will be analyzed as a discourse fragment, regarding different levels of representation such as categories, metaphors and strategies of argumentation.